Völkerkunde

oder

Lebensweise, Sitten und Gebräuche

der

verschiedenen Völker der Erde.

Herausgegeben

von

J. C. Reimers,

Mädchenlehrer in Meldorf.

Itzehoe.

Gedruckt bei P. S. Schönfeldt.

1844.

Vorwort.

Zu den interessanten Lectüren gehört gewiß auch die, welche uns mit den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Völkerschaften bekannt macht. Es ist höchst angenehm und nützlich zu wissen, wie Gott auf verschiedene Weise von den verschiedenen Bewohnern der Erde verehrt wird; wie das eine Volk sich von dem andern durch Character, Erziehung, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Belustigung und sonstige Gebräuche und Einrichtungen unterscheidet. Für Väter und Mütter, sowie für Lehrer an Volksschulen ist ein solches Buch gewiß eine willkommene Gabe; diese können es beim geographischen Unterricht in der Schule gebrauchen, und jene ihren lieben

Kindern an den langen Winterabenden daraus erzählen und sie auf diese Weise schon frühzeitig mit den verschiedenen Bewohnern der Erde bekannt machen. Dies hat denn auch mich veranlaßt, ein Buch der Art zu schreiben. Ob ich den billigen Ansprüchen an ein solches Buch Genüge geleistet, überlasse ich der schonenden Beurtheilung sachkundiger Männer.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniss.

Namen der Subscribenten.

Probstei Süderdithmarschen.

Meldorf.

Herr C. J. Albers.
„ J. C. F. B. Albers.
„ F. Alfs, Landm.
„ D. Aye, Advokat.
„ P. Bartels.
„ Fischer-Benzon, Kaufm.
„ Boie, Advokat. 2 Expl.
„ C. Boje.
„ F Böttcher, Kaufmann.
„ Borgfeldt.
„ Braasch, Advokat.
„ Bremer, Kaufmann.
„ A. Bubbers.
„ J. C. Bünz.
„ C. Bünz, Schullehrer.
„ G. H. Carstens, Kfm.
Mad. Constabel.
Herr Pet. Denser.
„ F. Dreyer.
„ Dührsen, Pastor.
„ J. Eggers.
„ A. Ehlers.
„ Frisch, Schullehrer.
„ Gehrkens, Zollbeamter.
„ Gerling.
Mad. Grantz.
Herr Grothusen.
„ M. Halkens.
„ J. Halkens.
„ Haamann.
„ Hanssen, Pastor.
„ N. Hansen, Kaufmann.
„ Harry, Buchb. 2 Expl.
„ Hennings, Schullehrer.
Herr Holst, Kaufmann.
„ Horsten, Kaufmann.
„ Huesmann, Brenner.
„ Ihfe, Gerber.
„ Jerxen, Kaufmann.
„ J. Jöns.
„ P. Junge, Thierarzt.
„ Ivers, Kaufmann.
„ Karstens, Buchbinder.
„ Kluge, Gerber.
„ Knoll, Thierarzt.
„ Kock, Buchb. 7 Expl.
„ Kröger.
„ Lahann & Wollesen, Kfm.
„ Lindrob, Maler.
„ Lösch.
„ Lafrenz.
„ Maaßen.
„ Meßner, Postmeister.
„ Dr. Michaelsen, Arzt.
„ Dr. Müller, Arzt.
„ Müller, Musikus.
„ Öhlrich, Brenner.
„ Ott, Gastwirth.
„ Paulsen, Kirchspielv.
„ Paulsen, Pastor.
„ P. Paulsen, Kaufmann.
„ Paulsen, Advokat.
„ F. Peters, Färber.
„ Pfeil.
„ Piening, Organist.
„ Prehn.
„ P. B. Rahe.
„ P. Rohde.
„ Rohlffs, Zollbeamter.
„ Rohwedder.
„ T. Schmidt.

Herr H. T. Schmidt.
= G. Schmidt.
= P. Schneider.
Mad. Schölermann. 4 Expl.
Fräulein Schreiter.
Herr Sierks.
= Siessenbüttel.
= Staats.
= Thomsen.
= Tiedemann, Kaufmann.
= Tiedemann, Ldgv.
= Timmermann.
= J. Vogt.
= L. Vogt.
= Volquardsen, Schullehr. 2 Expl.
Herr Voß, Kaufmann.
= Kanzeleirath Wagner.
= Werlin, Apotheker.
= Wesselhöft, Kaufmann.
= A. Witt.

Ammerswurth.

Herr C. Brütt, Hofbesitzer.
= H. T. Peters, Hofbes.
= von Kohbrock.

Barsfleth.

Herr Dammann, Hofbesitzer.
= Schlichting, =
= Thode, =
= Tonner, =
= Kühl, Schullehrer.

Busenwurth.

Herr Bartels, Hofbesitzer.
= Hinrichs, =
= Horn, =
= Maaßen, =
= Wichmann, =
= Ingwersen, Schullehrer.

Eesch.

Herr Bünz, Schullehrer.
= Bätje, Hofbesitzer.
= Bruhn, =

Herr Ost, Hofbesitzer.
= Tonner, Hofbesitzer.
= Heesch, Ldgv.

Elpersbüttel.

Herr Bokelmann, Hofbesitzer.
= B. Bruhn, =
= J. Bruhn, =
= C. Bünz, =
= J. M. Kann, =
= P. Paulsen, =
= C. Peters, z. S. =
= P. Peters, =
= Nottelmann, Schull.

Epenwöhrden.

Herr C. Busch, Hofbesitzer.
= J. Jacobs, =
= J. Junge, =
Mad. Suhr, =
Herr Petersen, Schullehrer.

Fiehl.

Herr Thiessen, Schullehrer.

Gudendorf.

Herr Öhlrich, Hofbesitzer.

Ketelsbüttel.

Herr Claussen, Schullehrer.
= Carstens, Hofbesitzer.
= P. Mohr, =
= P. Möller, =

Krumstedt.

Herr Hein, Hofbesitzer.
= Kühl, =
= Möller =
= Ldg. Schnepel, Hofbes.
= Staak, Schullehrer.

Odderade.

Herr Runge, Schullehrer.

Thalingburen.

Herr F. Boie, Hofbesitzer.
= H. Dührsen, =

Herr P. v. Horsten, Hofbes.
" H. Maaßen, "
" J. Scheel, "
" C. Tonner, "
" Hargens, Schullehrer.

Windbergen.

Herr Martens, Kaufmann.
" Ehlers, Schullehrer.

Barlt.

Herr C. Hansen, Hofbesitzer.
" Jensen, Gehülfslehrer.

Barlterdeich.

Herr Hansen, Schullehrer.
" P. J. Johannsen, Hofb.
Mad. Klink.

Burg.

Herr Dreeßen, Schullehrer.

Marne.

Herr Brütt, Pastor.
" Bünz, Rector.
" Jessen, Apotheker.
" Müllenhoff, Kaufmann.
" Kruse, Schullehrer.
" Stöfen, Ldgv. u. Hofb.

Dahrenwurth.

Herr P. Peters, Hofbesitzer.

Diekhusen.

Herr L. Behrens, Hofbesitzer.
" M. Denker, "
" G. Dreves, "
" T. P. Johannsen, "
" B. Schoof, "
" J. J. Söhl, "
" Petersen, Schullehrer.
" C. Thomsen, Hofbes.

Helse.

Herr Kröger, Schullehrer.
" J. Schütt, Hofbesitzer.
" C. Struve, Müller.

Krummwehl.

Herr J. Jähde, Hofbesitzer.
" C. Johannsen, "
" J. Johannsen, "
" P. Peters, "

Norderwisch.

Herr Candidat Hanno.

Rösthusen.

Herr H. Junge, Hofbesitzer.

Süderwisch.

Herr J. Büsch, Hofbesitzer.
" J. Grothusen, "
Mad. Harders, Hofbesitzerin.
Herr J. Johannsen, Hofbes.
" P. C. Meyn, "
" J. D. Meyn, "
" H. D. Meyn, "
" Oldenburg, Schullehrer.

Trennewurth.

Herr Dreeßen, Schullehrer.

Kronprinzenkoog.

Herr Beckmann, Schullehrer. 2 Expl.
" Rathjen, Schullehrer.
" H. J. Peters, Hofbes.

Neuenkoogsdeich.

Herr T. Rave, Hofbesitzer.
" M. Kröger, "
" H. Rave, "
" W. Holm, "
" H. Krönke, "
" H. Hink, "
" J. H. Krämer, "
" Schröder, Schullehrer.

Brunsbüttel.

Fräulein A. Schmielau.
Herr Sommer, Organist.

Brunsbüttlerhafen.

Herr Carstensen, Schullehrer.

Deichhorn.

Herr F. Jürgens, Hofbesitzer.

Mühlenstraße.

Herr Dr. Johannsen, Ldgv.
„ Bolten, Schullehrer.
„ J. Schoof, Hofbesitzer.

Nordhusen.

Herr P. J. Janßen, Hofbes.
„ N. M. Pflueg, „

Westerbelmhusen.

Herr Hessen, Schullehrer.
„ J. Schmielau, Ldgv.
„ T. P. Johannsen, Hofb.
„ F. Mahler, „

Eddelack.

Herr C. Frank, Hofbesitzer.
„ Ohlhues, D. M., Hofb.
„ P. H. Peters, „
„ Consistorialrath Schmidt.
„ Dr. Zwank, Arzt.

Blangenmoor.

Herr Hansen, Schullehrer.
„ H. J. Hinrichs, Hofbes.
„ D. Maler, „
„ C. Oberg, „
„ J. H. Vogt, „
„ J. Waller, „

Westerbüttel.

Herr D. Peters, Hofbesitzer.
„ J. C. B. Piehl, Ldgv. 2 Expl.
„ C. Paulsen, Hofbesitzer.
„ J. Sühl, „
„ M. Rehder, „
„ H. Offermann, „
„ C. J. Schmielau, „
„ P. Hinrichs, „
„ Schmidt, Schullehrer.

Süderhastedt.

Herr Marx Bruhn.

Egstedt.

Herr Hatje, Kaufmann.
„ Maaßen, Schullehrer.

Westdorf.

Herr H. Peters, Hofbesitzer.

Albersdorf.

Herr T. Claussen, Schmied.
„ C. Mumm, Ldgv.
„ Paulsen, Pastor.
„ Stubbs, Gv.
„ Harders, Kirchspv.
Frau Kirchspv. Thiessen.

Bunsoh.

Herr D. Buhmann, Schull.

Oesterade.

Herr Junge, Schullehrer.

Schaafstedt.

Ungenannt. 3 Expl.

Nordhastedt.

Herr Rennfeldt, Hofbesitzer.
„ Claussen. „
„ J. H. Peters, „
„ C. D. Sievers, Schmied.
„ Kuhlmann, Schullehrer.

Hemmingstedt.

Herr Möller, Kirchspv.
„ Schütt, Pastor.
„ D. Göser, Hofbesitzer.

Braaken.

Herr Egge, Schullehrer.
„ J. Kruse, Hofbesitzer.
„ P. Horstmann, „
„ H. Horstmann, „

Lohe.

Herr Bartels, Schullehrer.
„ P. Behrens, Hofbesitzer
„ Dirks, „

Wöhrden.

Herr Rolfs, Hofbesitzer.
" Kohlsaat, Schullehrer.
" Vester, Kaufmann.
" J. J. Reimers, stud. theol.

Wennemannswisch.

Herr J. H. Fett, Hofbesitzer.
" C. Strüven, "
" C. Blohm, "
" H. Lühr, "
" H. Piening, "
" M. Rolfs, "
" P. N. Siemsen, "
" Schwentser, Schullehrer.

Probstei Norderdithmarschen.

Heide.

Herr Agent Peters, Ldgv.
" M. Peters, Kaufmann.
" K. Kruse, "
" Zimmermann, "
" Selle, Schullehrer.
" Groth, "
" Martens, "
" Michelsen, Baumeister.
" Horstmann, Kaufmann.
" Reimers, Brauer u. Br.

Borgholz.

Herr Bahr, Schullehrer.

Stelle.

Herr Hesch.
" C. Tiedemann.
" S. Hagge.
" J. Haalk.
" Bruhn, Schull. 2 Expl.
" Candidat Saß.

Tellingstedt.

Herr Petersen, Schullehrer.

Pahlhude.

Herr Krönk, Kaufmann.

Hollingstedt.

Herr Schrum, Schullehrer.

Barkenholm.

Ungenannt. 2 Expl.

Cleve.

Herr Friedrichs, Gastwirth.
" Thönßen, Lehrer.
" Thießen, Gastwirth.
" Kleiffenberg, Landmann.
" Borchers, Müller.
" Meewes, Landmann.
" Detjens "

Linden.

Herr J. Lange, Kaufmann.

Feddringen.

Herr C. F. Wulf, Ldgv.
" Christiansen, Schull.
" H. Reimers, Landmann.
" J. Nottelmann, "
" P. Claussen, "
" Cl. Rohde, "
" Cl. St. Voß.
" Joh. H. Heesch.

Hemme.

Herr Thiessen.
" Thomsen in Zennhusen.

Wesselburen.

Herr Polemann, Apotheker.
" Meyn, Pastor.
" Nehlsen, Pastor.
" Claussen, Rector.
" Peters, Sch., Jarrenwisch.
" Claussen, Sch., Norderdeich.
" Witt, Hofb., Deichhausen.
" Feddersen, Sch., Hedwigenkoog.
" Carstens, Buchbinder.
" Dr. Schlömer, Arzt.

Herr Hemme junior.
= Hemme senior.
= Hansen, Kaufmann.

Schülp.

Herr Sylvester, Schullehrer.
= Fritzius, Landmann.
= Staak, =
= Köster, =
= Claussen, =

Neuenkirchen.

Herr G. C. Peters, Landm.
= H. Groth, =
= J. Meier, Blankenmoor.
= R. Claussen.
= J. Groth.
= C. Müller, Carolinenkoog.
Frau Kirchsplvögtin Buhmann.

Tiebensee.

Herr C. Hölk, Landmann.
= P. G. Martens.
Frau Wolter.
Herr J. M. Mohr.
= C. Nohren.
= C. Bielenberg.
= C. Tiedje.
= Schwentser, Schull.

Büsum.

Herr Jochims, Kirchspv.
= Dr. Honemann, Arzt.
= Johannsen, Ldg.
= Witt, Ldg.
= Rasmussen, Controlleur.
= Peters, Rector.

Außerhalb Dithmarschen.

Altona.

Herr Eggers, D. M., Catechet.
= Hansen, Schull.
= Sönnichsen, Schull.
= A. Steinmetz.
Herr Hammer, Probst u. Past.
= Heeschen, D. M., Schull.
Ungenannt. 4 Expl.

Beidenfleth.

Herr Borchers, Organist.

Bramstedt.

Herr Hartz, Kirchspielvogt.

Breklum.

Herr Holst, Pastor.
= Petersen, Kirchspielgev.
= C. Paulsen.
= L. Albertzen, Müller.
= Christiansen, Blumenhof.
= Albertzen, Struckum.
= J. Hansen, Fesholm.
= Marsensen, Schull.

Cappeln.

Herr Schellhorn, Organist.
= Pahl, Schullehrer.
= Raben, Zollbeamter.
= Böhndel, Kaufmann.
= Schmidt, Schull.

Eckernförde.

Herr Hansen, Schreib- und Rechenmeister.
Pädagogischer Leseverein.
Herr Tiedemann, D. M., Sch.
= Greve, Schull.
= Paap, Hofbesitzer.
= Timm, Hauslehrer.
= Herr de Chartes, Hausl.
= Carstens, Organist in Bovenau.
= Hansen, Schullehrer in Elersdorf.
= Riebling, Schullehrer in Bredenbock.
= Kirchstein, Organist in Sehestedt.

Flensburg.

Herr Bendixen, D. M., Schreibmeister.
= Basta, Makler u. Kaufmann. 2 Expl.
= Petersen, Kfm. 2 Expl.
= Janssen, Makler.

Herr Maas, Makler.
= Sinnerup, =
= Momsen, Auct.
= Land, Reifer.
= Hohl, Gastwirth.
= Herrmannsen, D. M., Schreibmeister.
= C. Petersen, Lehrer.
= Peters, Pastor.
= J. Rasch, Tischler.
= Runzner, Schullehrer.
= Thomsen, =
= Ibsen, =
= Schlesinger, =
= Schmidt, Schreibmeister.
= Schumann, D. M., Sch.
= Marren, Schullehrer.
= West, Böttcher.

Gravenstein.

Herr Staugaard, Schull.

Glückstadt.

Herr Ebsen, Schullehrer.
= Kracht, Advokat.
= Aurich, Glaser.
= Alpen, Sch., Steinburg.
= Muhl, Sch., Neuendeich.

Hamburg.

Herr Voß, Lehrer. 2 Expl.

Hademarschen.

Herr Lipp, Sch., Oldenbüttel.
= Störm, =
= Wieben.
= Brütt, Schullehrer.
= Lütjens, Schiffer, Bokelhoop.
= Messer, Landmann.

Hohenwestedt.

Herr Koll, Bäcker.
= Homfeldt, Organist.
= Bergmann, Schlachter.
= Mortens jun.
= Möller.
= Witt, Pastor.

Herr de la Motte, Kaufm.
= Radbruch, Postmeister.
= Sievers, Sch., Remmels.
= Peters, Sch., Heinkenborstel.
= Rathjen, Rademacher, Niedorf.
= Springe, Ldm., Niedorf.
= C. Bünz, = =
= Popp, = =
= Rieker, = =
= C. Martens, =
= Harders, Schull. =
= Rathmann, Sch., Jarstorf.
= Ohrt, Hegereiter, Barlohe.
= Kiene, Hofb., Nienborstel.
= Lütgens, Holzvogt.
= Rehder, Sch., Osterstedt.
= Rehder, Sch., Nienborstel.
= Burmester, Gerber.

Husum.

Herr Dau, Lehrer.
= Jessen, Sch., Behrendorf.
= Petersen, Sch., Löwenstedt.
= Petersen, Sch., Norstedt.
= Hinrichsen, Sch., Jannebye.
= Petersen, Cantor und Oberlehrer.

Der Leseverein in Behrendorf.

Itzehoe.

Herr S. Thiessen.
= Michaelsen.

Kellinghusen.

Herr Alpen, Organist.
= Grill, Sch., Ridders.

Kiel.

Herr Schlichting, Schull.
= Greve, Cantor.
= Gudenrath, Schull.

Krempe.

Herr Gloyer, Hofbesitzer.

Mildstedt.

Herr Sothmann, Pastor.

Neuenbrook.

Herr Tiedemann, Gastwirth.

Neumünster.

Herr Hennings, Schullehrer, Wasbeck.
" Homfeld in Ricklingen, Schullehrer.
" Stave in Kummerfeld, Schullehrer.
" Braker, Schull., Bostedt.
" Bluhm, Schreibmeister.
" Lohse, Schullehrer.
" Hjul, Schullehrer.
Die Schullehrerbibliothek.

Oldesloe.

Herr Franz Bockel, Seifens.

Ording.

Herr Löbkens, Candidat.

Segeberg.

Herr Bahr, Seminarist.
" Maas, "
" Vöge, "
" Sönksen, "
" Brügmann, "
" H. Bünz, "
" J. Bünz, "
" Rehder, " 2 Expl.
" Böhmke, "
" Hansen, Sch., Groß-Gladebrügg.

Stoltebüll.

Herr Schröder, Schullehrer.

Tönning.

Herr Deertz, Mühlenpächter.
" H. Thedens, Hofbesitzer.

Tondern.

Herr Rickmers, Seminarist.
" Johnsen, "
" Thomsen, "
" Elias, "
" Tillegaard, "
" v. Rein, "
" Witt, "
" Plett, "
" Ohl, "
" Jochimsen, "
" Carlsen, "
" Thiessen, "
" Horn, "

Uetersen.

Herr Vett, Lehrer.
" Gohrbandt, Lehrer
" Sackmann, Buchbinder, 6 Expl.

Vollerwieck.

Herr Frohm, Pastor.

Wilster.

Herr Behrens, Rechenmeister.
" J. Bolten, Wilstermarschhauptmann.
" C. Bolten, Hofbesitzer.
" J. Franzenburg, Wilstermarschhauptmann.
" J. Götsch, Bäcker.
" J. Helmann, Hofbesitzer.
" Holm, Schullehrer.
" Horns, Schullehrer.
" Jacobs sen.
" Jacobsen, Lohgerber.
" Looft, Hofbesitzer.
" Mohrdiek, "
" Desau, "
" Poppe, Schullehrer.
" Schwarck, Buchbinder.
" Twistern, Collaborator.
" Kragge, Advokat.

Asien.

Asien ist die Wiege des Menschengeschlechts. Hier ist das Paradies gewesen, worin die ersten Menschen, Adam und Eva, so glücklich lebten. Von hieraus wurden die andern Erdtheile, zunächst Europa und Afrika, bevölkert. Die Asiaten sind unsere ersten Lehrer gewesen, denn hier machte der Kunstfleiß seine ersten Versuche. Im westlichen Asien übte man schon manche Kunstfertigkeit, hatte man schon manche Erfindungen gemacht, als Europa noch eine menschenleere Wüste war. Wäre es fortgeschritten in Kunst und Wissenschaft, so würde es jetzt noch sein das Land der größten Intelligenz. Aber ach! es liegt in einem tiefen Schlummer. Es ist jetzt das Land der Stabilität; Kunst und Wissenschaft sind gewichen; man hängt an alten Formen und Einrichtungen. Das Licht des Evangeliums, wodurch wir uns so beglückt fühlen, scheint daselbst nur Wenigen, und dazu noch in einem Glanze, der die wahre Freudigkeit des Herzens nicht hervorzubringen vermag. Aber es wird bald geweckt werden aus seinem Schlummer; man fängt schon eifrig an, es zu rütteln.

Die Europäer führen in verschiedenen Gegenden Asiens Krieg, und zwar an Stellen mit großer Heftigkeit. Wird auch viel Menschenblut dadurch vergossen, was sehr zu bedauern, so können wir doch nicht wissen, ob Gott es nicht so gewollt, damit den dortigen Völkern dadurch komme jetzt schon die Lehre von Jesu. Wie Krieg zum Frieden, zum schönen Frieden führen kann, hat die neueste Zeit dargethan, denn Syrien hat dadurch

ein protestantisches Bisthum erlangt. Und wie es England mit den Chinesen ergehen wird, wird uns die nächste Zukunft lehren; hoffentlich wird es doch dahin kommen, daß die Missionaire frei und öffentlich predigen dürfen vom Kreuze, ohne Gefahr zu laufen, eingezogen, gemartert und getödtet zu werden. So weiß Gott durch verschiedene Mittel alle seine Kinder an sich zu ziehen, und sie ihrer Bestimmung zuzuführen.

Da Asien, mit den höchsten Gebirgen und größten Ebenen, sich über alle Zonen der Erde erstreckt, so ist es natürlich, daß die Production daselbst sehr verschieden sein muß. Im Norden ist das Land pflanzenleer und lebensarm, und im Süden prangt es in ewiger Lebensfülle. Durch diese verschiedene Production der Natur tritt auch der Bewohner der verschiedenen Gegenden in mannigfacher Gestalt hervor mit seiner Lebensweise, seinen Sitten und Gebräuchen. Der Kamtschatdale muß in seinem rauhen Klima, in seinem langen Winter ein ganz anderer Mensch sein, als der Beduine in den glühenden Wüsten Arabiens.

Die Bewohner Asiens.

Die Tschuktschen.

Die nordöstlichste Halbinsel Asiens, welche durch die Behringsstraße von Amerika getrennt, vom Polarkreis durchschnitten und vom Eismeer bespült wird, wird von den Tschuktschen bewohnt. Sie stehen unter russischer Herrschaft, ohne daß sie im eigentlichen Sinne von ihnen beherrscht werden. Da sie sehr weit von der russischen Hauptstadt und Regierung entfernt sind, halten sie sich für unabhängig und besitzen einen hohen Grad von Freiheitssinn.

Die Tschuktschen sind von mittler Größe, starkem Körperbaue, haben kleine Köpfe, dunkelbraune, magere,

runde Gesichter, schwarze Haare, welche von den Männern kurz getragen, von den Frauenzimmern aber in zwei herabhängende Zöpfe geflochten werden. Die Frauen punctiren sich auf jede Wange zwei schwarze Halbkreise, welche durch einen Querstrich mit einander verbunden sind. Auch die Männer verzieren ihre Arme und Beine mit verschiedenen Figuren. Ihre Kleidung ist dem Klima angemessen. Sie tragen lange Röcke von Fellen, Beinkleider von Rehleder, bei feuchtem Wetter lange, aus Seehundsleder, und bei trockener Witterung kurze, aus Rennthierleder bereitete Stiefel. Kopfbedeckung ist nicht üblich.

Das weibliche Geschlecht trägt eine Jacke, an welche weite Hosen angenäht sind. Dieses sowohl, als auch ihre Stiefel sind aus behaarten Rehfellen verfertigt. Als weibliche Zierrathen werden daselbst getragen: Halsbänder und Ohrgehänge aus Glasperlen, Ringe von Messing oder Eisen.

Ihre Hauptnahrungsmittel sind: Fleisch, Fische und Thran. Brot ist daselbst überaus theuer, und kann nur von den Reichsten als Leckerbissen gegessen werden. Dazu ist es doch noch kein gesundes, wohlschmeckendes Brot, denn das Mehl dazu ist durch den weiten Transport in der Regel verdorben. Branntwein, den sie über Alles lieben, wird ihnen selten zu Theil, da er so überaus theuer ist. Anstatt der Butter, welcher man sich in gemäßigten Ländern, und anstatt des Oeles, dessen man in wärmeren Ländern zur Bereitung der Speisen sich bedient, nimmt man hier Thran, den man in Robbenfellen aufhebt, ähnlich, wie man in Spanien die Weine in Schweinehäuten aufbewahrt. Das Fleisch der Land- und Seethiere wird getrocknet, und entweder roh, oder gekocht gegessen. Beeren und Wurzeln, deren man sich zuweilen im Sommer als Nahrung bedient, werden immer roh genossen. Als Leckerbissen achten die Tschuktschen eine Gallerte sehr hoch, welche sie durch Kochen des Wallroßmauls gewinnen.

Zu den Reisen über Land bedient man sich am zweckmäßigsten der Schlitten, wovor Hunde oder Rennthiere gespannt werden, und zu den Fahrten auf der See großer lederner Kähne (Baidars), welche aus Treibholz, Wallroßhäuten und Fischleim verfertigt werden. Diese Fahrzeuge sind so leicht, daß zwei Menschen sie leicht fortzuschaffen vermögen. Da sie aber sehr leicht schwanken, sind Segel darauf nicht anzuwenden, sondern müssen durch Ruder fortgebracht werden. Damit sie nicht umschlagen und auch flott erhalten werden, werden an beiden Seiten Blasen befestigt, welche mit Luft angefüllt sind.

Die Küstenbewohner, welche sämmtlich Jagd und Fischerei treiben, halten sich, je nach den beiden Jahreszeiten, in Winterhütten, oder in Sommerhütten auf. Dies sind kümmerliche Wohnungen und haben die Gestalt eines runden Hügels. Die Sommerwohnungen sind aus dünnen Knochen, mit Thierfellen bedeckt, zusammengestellt; zu den Winterwohnungen hingegen nimmt man als Balken Wallfischrippen, und bedeckt diese mit Gras und Erde. In einem eigenen Keller unter dem gedielten Fußboden bewahrt man die Nahrungsmittel für den Winter auf. Thüre und Fenster haben diese Wohnungen nicht; als Thüre dient ein Loch an der Seite der Hütte, und als Fenster eine Oeffnung von oben. Rings an den innern Wänden der Hütte herum befinden sich, wie bei den meisten Wandervölkern des nördlichen Asiens, die Schlafstellen, welche mit Fellen bedeckt sind. Da man in diesen Gegenden weder Holz noch Torf kennt, bedient man sich als Feuerungsmittel der Knochen, besonders der Wallfischknochen, welche, um besser zu brennen, mit Thran begossen werden.

In Hinsicht der Religion siehts mit den Tschuktschen traurig aus. Religiöse Ceremonien sind wenig im Gebrauch. Ihre Götzen halten sie nicht sonderlich in Ehren, denn die kleinen Bilder derselben, welche sie sich aus Holz oder aus Knochen machen und anputzen, verkaufen sie sehr wohlfeil. Die Todten werden feierlich

verbrannt, und die Stätte, worauf bei der Gelegenheit ein Steinhaufen aufgethürmt wird, von den Verwandten jährlich besucht. Man sagt, daß dieses Volk die schwachen und gebrechlichen Kinder umbringe, und daß es bei ihm für eine Schande gehalten werde, eines natürlichen Todes zu sterben, weshalb Alte, Altersschwache und Kranke selber bitten sollen, sie zu tödten, und daß so der Fall vorkomme, Eltern oder Verwandte von eigenen Söhnen oder Freunden gemordet zu sehen.

Die Tschuktschen leben hordenweise, und vereinigen sich nur bei einem bevorstehenden Kriege unter einen Anführer. Die Gewalt, die ein solcher Anführer über diese verschiedenen Horden hat, ist eben nicht groß; er ist in der Zeit der Noth ihr treuer Rathgeber, bestrafen darf er sie aber nicht. Sie sind fleißig und lernbegierig, besitzen einen guten Verstand und zeichnen sich durch Muth aus, den man selbst bei ihren Belustigungen wahrnimmt, welche in Wettrennen, Kämpfen und ähnlichen Leibesübungen bestehen.

Die Korjäken.

Die Korjäken, welche südlich von den Tschuktschen und im Norden der Halbinsel Kamtschatka wohnen, theilen sich in wandernde und ansässige; sie gehören der mongolischen Menschenrasse an, sind klein, haben kleine Köpfe mit kleinen Augen, runde, magere Gesichter, schwarze kurze Haare, dünnen Bart, kurze Nasen und einen großen Mund. Die Wandernden, welche große Heerden von Rennthieren besitzen, leben unter Jurten, die mit Häuten bedeckt sind, die Ansässigen in Erdhütten, deren Dächer aus Holz bestehen, und deren Beschäftigung die Jagd ist. Sie kleiden sich, sowohl Weiber als Männer, in Rennthierfelle und Pelzwerk. Die Waffen der Männer bestehen aus Lanzen, Beilen, Bogen und Streitkolben. In der Regel haben die Männer mehrere Weiber, denen die Besorgung des Hauswesens, die Zubereitung des

Leders und die Verfertigung der Kleider obliegt. Die Frauenzimmer finden ein Vergnügen daran, sich das Gesicht zu bemalen, indem sie dies für eine Schönheit halten.

Die wandernden Korjäken sind kriegslustig, und mit ihren Nachbarn, den Tschuktschen, in fortwährender Fehde. Es ist ein muthiges Volk, und liebt Gastfreiheit, Treue und Aufrichtigkeit in hohem Grade. Diebstahl, gegen Fremde begangen, halten sie für keine Sünde.

In der Religion steht dies Volk auf einer sehr niedrigen Stufe. Es hat zwei Götter, einen guten und einen bösen, welche beide sich die Wage halten.

Da keine Kirchen und Tempel für sie erbaut sind, so hängt man die Opfer, die man ihnen bringt, sowie die Thiere, die man auf der Jagd zuerst erlegt, und die Fische, welche man am frühesten fängt, an Pfähle auf. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode, nicht aber an Fegefeuer und Hölle, sondern erwarten, nachdem sie von der Erde geschieden sind, ewige Ruhe und ewigen Frieden. Ist Jemand gestorben, so zieht man ihm seinen besten Schmuck an, worauf man ihn, sammt seinen Waffen verbrennt. Ihre Geistlichen werden, wie bei vielen Völkern Nordasiens, Schamanen genannt. Mit diesen Leuten sind die Korjäken aber schlecht berathen, denn sie thun nichts umsonst, alle ihre Dienste lassen sie sich bezahlen, sie verkaufen Recht und Seligkeit an den Meistgebenden, und üben neben ihrem geistlichen Amte auch Arzneikunst, Wahrsagerei und Zauberei.

Die Kamtschadalen.

Die Halbinsel Kamtschatka wird im Norden und Nordosten von den Ländern der Korjäken und Tschuktschen, im Osten vom Meere von Kamtschatka, im Süden vom großen Weltmeere und im Westen vom ochotskischen Meere begränzt. Das Klima ist im Ganzen rauh, obschon sich im Innern der Halbinsel fruchtbare Landstriche finden, welche durch Cultur ganz vorzüglich werden

könnten. An Producten liefert das Land Holz, etwas Getraide, Zobel, Hermeline, Eisbäre ꝛc. Außer den Hunden und Rennthieren haben die eigentlichen Kamtschadalen keine Hausthiere. Aber die Hunde sind auch für sie von außerordentlichem Nutzen, indem sie fast das einzige Zugthier ausmachen, bei der Jagd und Fischerei behülflich sind, und noch nach ihrem Tode den Menschen mit ihren Häuten als Kleidung dienen. Wegen dieser großen Nützlichkeit giebt es in Kamtschatka eben so viele Hunde als Menschen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr 6000, von denen jedoch nur ein Theil Kamtschadalen sind, während der übrige Theil aus Russen, Jakuten und Korjäken besteht. Die Anzahl der Kamtschadalen ist durch die heftigen Kriege mit den Korjäken, durch die Bedrückungen der Russen und durch ansteckende Krankheiten, besonders durch die Blattern, sehr vermindert worden. Sie haben in der neueren Zeit nach und nach einzelne russische Sitten und Gebräuche angenommen, gehören zur mongolischen Rasse, haben einen kleinen Wuchs, dicken Kopf, breites Gesicht, kleine tiefliegende Augen und schwarzes Haar. Das weibliche Geschlecht ist wohlgestaltet, hat kleine Füße und Hände, und vor manchen gebildeten Völkern den Vortheil, daß die Männer sich gegen dasselbe nicht nur ergeben, sondern sogar unterthänig beweisen. Will man ein Mädchen heirathen, so muß man vorher um dasselbe dienen. Ein großer Theil derselben hat das Christenthum angenommen, bei den Uebrigen findet sich das schamanische Heidenthum, und Alle glauben Schamanen und an Unsterblichkeit der Seele, die sie auch den Thieren zuschreiben. Sie beschäftigen sich nur mit Jagd und Fischerei, indem sie wegen ihrer Trägheit Viehzucht und Ackerbau für zu beschwerlich finden. Vorzugsweise stellen sie den Bären nach, von denen sie Alles zu benutzen wissen. Branntwein, Thran, Taback und ein aus Giftschwämmen bereitetes berauschendes Getränk sind ihre höchsten Genüsse. Die Kamtschadalen sind betrügerisch, falsch, faul und sehr unkeusch.

Mord und Dieberei kommt selten vor, jedoch findet sich der Selbstmord häufig, zu welchem sie durch ihren Glauben an ein künftiges glückliches Leben, wo es keine Russen giebt, wovon sie hier so hart gedrückt, verleitet werden. Die Kamtschadalen sind treffliche Jäger und Fischer; auf ihren kleinen, mit sechs bis acht Hunden bespannten Schlitten durchfurchen sie eben so schnell die Eisgefilde, wie Thor, der Donnergott, mit seinen beiden Widdern durch die Wolken fliegt; im Sommer wohnen sie in den, zum Schutz gegen wilde Thiere, auf sechs Fuß hohen Pfählen erbauten Balanganen, zur Zeit des Winters in tiefliegenden Jurten, wo der Schnee das Erdreich verkittet; ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Wurzeln, Fischen, Geflügel, Bären- und Rennthierfleisch. Tanz ist ihre Freude, Gutmüthigkeit ihre Tugend, unreinliche Sinnlichkeit ihr Laster, arbeitsame Trägheit ihr Stolz.

Die Jakuten.

Die Jakuten wohnen an beiden Seiten der mächtigen untern Lena. Sie sind tartarischer Abkunft, von stämmigem Wuchse, aber dabei doch nur mittelgroß; sie haben ein plattes kupferfarbiges, mageres Gesicht, kleine Augen und einen sehr schwachen Haarwuchs. Außer ihren Schamanen (Geistlichen) tragen alle das Haar kurz. Ihre Wohnungen (Jurten genannt) sind so traurig, daß man sie bei uns Erdhütten nennen würde. Statt der Glasscheiben bedienen sie sich dort der Eisscheiben, geölten Papiers, Blasen oder Marienglases. In der Mitte der Jurte befindet sich der Heerd, auf dem fortwährend Feuer unterhalten wird. Dem Eingange gegenüber findet man bei den christlichen Jakuten das Bild des Schutzheiligen und bei den heidnischen das Bild des Hausgötzen, unter welchem der Ehrensitz ist. Sie schlafen nicht in Bettstellen auf Federbetten, sondern auf Bänken, die an den Seiten der Jurte angebracht, und durch Häute etwas bequem gemacht sind.

Die Jakuten kleiden sich nach der verschiedenen Jahreszeit in Pelzwerk oder Leder. Sie tragen lange Stiefel, kurze Beinkleider, und statt des Hemdes eine Weste, welche im Winter noch von einem kurzen Pelze umgeben ist. Als Oberkleid trägt man einen Kaftan, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt wird. Die Damen sieht man fast eben so gekleidet, doch tragen diese noch nebenbei große silberne Ohrringe. Das Gesicht sucht man gegen die strenge Kälte zu schützen durch lederne Masken.

Was von der Eßlust der Jakuten gesagt und geschrieben wird, klingt mährchenhaft, doch darf man es wohl nicht bezweifeln, da der glaubwürdige Cochrane ausführlich so darüber berichtet: Die Jakuten genießen bloß das, was sie haben, gleichviel, ob es Hecht oder Ochse heißt, ob das Thier so eben getödtet, oder ob es schon in Fäulniß übergegangen ist; so viel als ihr Bauch zu fassen vermag, nehmen sie zu sich. Gaumen, Schlund und Magen müssen von besonderer Einrichtung sein, denn Suppe und Thran gießen sie so heiß hinein, daß die Europäer sich die Lippen daran verbrennen würden. Drei Jakuten verzehren in einer Mahlzeit ein ganzes Rennthier. Es soll ein Jakute gewohnt gewesen sein, in vier und zwanzig Stunden ein Viertel von einem großen Ochsen, 20 Pfd. Fett, und dazu als Getränk geschmolzene Butter zu verzehren. Ein anderer Jakute soll, nachdem er sich am Frühstück gesättigt, zum Nachtisch noch 28 Pfd. Reisbrei zu sich genommen haben. Das ist doch wohl alles Mögliche!

Fein- und Gutschmecker kann man die Jakuten nicht nennen, denn Ratten und Mäuse verachten sie nicht. Pferdefleisch ist ihr Leibgericht, und saure Pferde- oder Kuhmilch, mit Wasser vermischt, ihr gewöhnliches Getränk; außerdem genießen sie als Getränk Branntwein, Thee und geschmolzene Butter. Die reichen Jakuten suchen sich immer mehr und mehr dem christlichen Glauben zu entziehen, indem ihnen die langen Fasten zu lästig sind.

Ihre Schamanen haben es sehr sauer. Dies ist besonders der Fall, wenn ein Gemeindeglied erkrankt. In

solchen Fällen muß der Schamane den bösen Geist, den man als den Urheber der Krankheit ansieht, zu vertreiben suchen. Ehe er an das Geschäft geht, zieht der Schamane seine Jacke aus und sein Feierkleid, welches aus Rennthierleder gemacht ist, und ihm bis ans Knie reicht, an. Das Haar wird losgebunden, die Pfeife angezündet und eine Trommel in die Hand genommen. Darauf setzt er sich mitten in das Zimmer, wo der Kranke sich befindet, und wirbelt auf seiner Trommel. Das Gewirbel der Trommel wird immer stärker und stärker. Endlich springt er auf, um das Krankenlager herum und macht dabei scheußliche Geberden, dreht und wendet sich in wunderlichen Stellungen, sticht sich mit einem Messer Löcher in den Leib, schlingt feurige Kohlen hinunter und sagt Wiederherstellung der Gesundheit voraus. Ist diese Ceremonie beendigt, ist er triefend naß von Schweiß — erhält aber Nichts für seine Mühe.

Die Tungusen.

Die Tungusen wohnen zwischen dem Jenisei und der Lena und gehören dem mongolischen Volksstamme an. Man theilt sie ein in Wälder- und Steppentungusen, und nach ihrer Lebensweise in Pferde-, Rennthier-, Hund- und Fischtungusen. Sie sind von mittler Größe, haben breite Gesichter, kleine Augen und Nasen und lange schwarze Haare, welche sie so beschneiden, daß auf dem Scheitel ein Zopf stehen bleibt. Man schildert sie als sehr gastfrei, munter und aufrichtig. Ihre frohe Laune verliert sich bei ihnen nie, selbst wenn sie Tage lang haben hungern müssen. Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern ähnlich, und meistens aus Pelzwerk und Leder verfertigt. Ihre Mützen sind von einem Rehkopf gemacht, an welchem man die Ohren und Oeffnung der Augen läßt, und die Zauberer lassen auch die Hörner daran sitzen. Sie leben in Stämmen getheilt, welche sich ihre Oberhäupter selbst wählen und dann von der rus-

sischen Regierung bestätigen lassen. Obgleich ihnen russische Gerichte vorgesetzt sind, so gleichen sie doch Beleidigungen unter sich aus durch Pfeil und Bogen.

Wer Blut vergießt, deß Blut wird dort nicht wieder vergossen, sondern hat nur als Strafe seiner That eine Auspeitschung zu erdulden, wird übrigens als beherzt geehrt und geachtet.

Die Rennthier-Tungusen sind die reichsten. Einzelne derselben besitzen eine Anzahl von 1000 Stück Rennthieren, womit sie alle Bedürfnisse bestreiten und worin ihr ganzer Reichthum besteht. Sie bereiten sich ihren Branntwein aus Milch, wohnen in kegelförmigen Jurten, und liegen, wenn sie schlafen, nicht auf Betten oder sonstigen Sachen, sondern haben die Gewohnheit, sich alsdann bloß niederzuhocken, was allerdings sehr drollig aussehen muß. In Hinsicht der Nahrung nehmen sie es nicht sehr genau, denn sie essen, was sie haben: wilde und zahme und sogar gestorbene Thiere, wenn sie nicht zu sehr in Fäulniß übergegangen sind. Alles Fleisch wird aber gekocht oder gebraten und nicht roh gegessen. Die Mehrzahl der Tungusen betet die Sonne oder das Feuer an; eine geringe Anzahl sind Christen, und einige Wenige bekennen sich zur Religion des Buddha. (S. d. Indier.)

Die Ostjaken, Ostjäken

bewohnen einen großen Theil des westlichen Sibiriens, sind finnischer Abkunft und ihre Zahl beträgt 17 bis 20,000 Köpfe. Die Ostjaken sind schwach und klein, haben ein bleiches, plattes, wenig sagendes Gesicht, röthliches Haar und sehr dünne Beine. Sie sind feig und furchtsam, aber im höchsten Grade ehrlich und gutmüthig. Sie halten stets ihr gegebenes Versprechen, und Diebstahl ist bei ihnen unbekannt. Soll der Ostjake schwören, so wird ein Bärenkopf in die Gerichtsstube gebracht und der Bär, welcher von ihnen für allwissend gehalten

wird, zum Zeugen aufgerufen. Der Schwörende hat ein Beil, womit ein Bär getödtet ist, in der Hand und spricht, nachdem man ihm kurz zuvor auf einer Messerspitze Brot darreicht, etwa also: „Wo ich nicht treu bin, nicht meinen Tribut bezahle u. s. w., so will ich an diesem Brot ersticken, das Beil soll mir den Kopf abhauen, der Bär mich zerreißen, das Messer mich tödten." Sie sind bei solchem Eide oft so eifrig, daß sie mit den Zähnen Haare aus der Bärenhaut reißen, um welche sie knien. Das gegebene Wort wirkt noch nach dem Tode dessen, der es versprach. So bezahlt der Sohn gerne und freiwillig die Schulden seines Vaters. Beide Geschlechter kleiden sich in Pelzwerk, meistens von Rennthieren. Das Unterkleid hat die Gestalt eines Hemdes, reicht bis auf die Hälfte der Schenkel hinab und hat das Haar einwärts; das Oberkleid, welches bis zum Knie reicht, ist eben so beschaffen, hat aber oben, wo man mit dem Kopfe hineinkriecht, eine Kappe, die statt einer Mütze dient, mit Hundsfell verbrämt ist, und wobei die Haare nach der Außenseite gerichtet sind. Will man im Sommer Staat machen, so ist der unterste Pelz aus lauter buntfarbigen Tuchlappen gemacht, mit Hundsfell oder Schwänzen von Eisfüchsen verbrämt. Im Sommer und bei Regenwetter hat man Kleider von Fischhaut, die bei eintretender Hungersnoth zuweilen gekocht und verzehrt werden. Die Hosen sind ebenfalls entweder aus Fischhaut oder Rennthierfellen, so wie auch Stiefel und Strümpfe aus den Fellen junger Rennthiere gemacht werden. Das verheirathete Weib muß einen Schleier tragen, denn sie darf sich vor Niemandem, selbst den Schwiegervater nicht ausgenommen, unverhüllt sehen lassen; sowie sich auch der Mann der Schwiegermutter nicht zeigt, bis er beerbt ist. Sowohl beim männlichen als weiblichen Geschlechte ist es Gebrauch, sich Figuren auf Arme und Hände, auf Nacken und Schienbeine zu tättuiren. Man zeichnet mit Ruß die Figuren vor, zersticht dann die Haut mit Nadeln bis aufs Blut und so bleibt die vorgezeichnete Fi-

gur in blauen Puncten. Während des Sommers führen die Ostjaken ein Wanderleben und treiben Fischerei. Im Winter wohnen sie an bestimmten Plätzen und beschäftigen sich mit der Jagd. Ihre Winterwohnungen sind aus Holz und werden mit Erde zugedeckt. Die Stelle der Fenster vertreten Eisstücke, die man einfrieren läßt. Vielen Familien dient Eine Winterwohnung zum Aufenthalt und die Luft darin ist für Jeden nicht erträglich, da aller Unrath, selbst die gröbsten Ausleerungen, darin liegen bleibt. Sie bemerken aber den üblen Geruch nicht, da sie überhaupt sehr schmutzig sind, und selbst Schüssel und Kessel nie reinigen, wenn auch viele Hunderte daraus gegessen haben. Sie essen nicht regelmäßig, sondern ein Jeder kocht oder bratet sich auf dem in der Mitte der Jurte stets brennenden Feuer, wann ihn hungert. Die Fische genießen sie häufig roh, auch die gefrornen Fische essen sie so. Zur Zeit des Fischfangs legt Alles Hand an und jeder Ostjake riecht dann wie ein Fischmarkt. Zur Zeit des Ueberflusses von Fischen essen sie nur das Fett derselben und überlassen den Hunden das Uebrige. Wer im Winter auf der Jagd so glücklich ist, ein Elenn- oder Rennthier zu erlegen, giebt seinen Freunden ein fröhliches Mahl, wobei Herz, Lunge, Leber, Mark und Gehirn von dem erlegten Thiere roh verzehrt werden. Um auf der Jagd die Kälte im Gesicht auszuhalten, machen sie sich den Schnupftaback, den sie viel leidenschaftlicher lieben als Rauchtaback, durch Zusatz von der Asche des Baumschwammes höchst beißend, stopfen die Nase davon voll und dann in jedes Nasenloch einen Pfropf von Weidenbast, wodurch das ganze Gesicht entzündet wird. Der Ostjake nimmt so viele Frauen, als er bezahlen und ernähren kann, vorzüglich gern der Frauen Schwester, weil diese nur den halben Kalin (Preis) kosten. Er darf aber ohne Einwilligung des Schwiegervaters die Frau nicht schlagen, sonst erfolgt Ehescheidung. Will der Ostjake heirathen, so kommt er mit dem Freiwerber zugleich ins Haus des gewünschten Schwiegerva-

ters, von dem die Gäste bewirthet werden. Der Freiwerber bringt sein Anliegen an und bemüht sich, über den Kalin mit dem Schwiegervater einig zu werden. Sobald der Bräutigam einen Theil des Kalins abgetragen hat, hat er die Rechte eines Ehemannes, darf aber die Frau nicht eher in seine Hütte führen, bis die ganze Summe entrichtet ist. Der Preis für eine Frau ist öfters mehr denn hundert Rennthiere.

Da die Ostjaken an ein künftiges Leben glauben, welches dem gegenwärtigen gleich ist, so begraben sie ihre Todten schon 10 bis 12 Stunden nach deren Ableben und geben ihnen die nöthigen Kleider und Geräthe mit ins Grab, damit sie in der andern Welt alles Nöthige gleich bei sich haben. Bei der Beerdigung wird unter lautem Klagegeschrei das beste Rennthier geopfert. Der bei weitem größte Theil betet grob geformte kleine Götzen an. In jeder Hütte findet man eine solche Statue, die mit kleinen Pelzstücken behängt, und deren Mund mit Fett beschmiert wird. Geht es den Bewohnern der Hütten unglücklich, so hat die Achtung vor dem Götzen aufgehört: man opfert ihm nicht mehr, schimpft ihn aus, beraubt ihn seiner Kleider, prügelt ihn ordentlich durch und wirft ihn wohl zuweilen ins Feuer und verbrennt ihn. Man ist aber deshalb nicht verlegen, sondern es wird aus einem andern Stücke Holz ein neuer Hausgott gemacht.

Der Ostjake verehrt aber noch mehre Untergötter und einen Obergott, von welchem Alles kommt. Diese Untergötter und der Obergott stehen in größerem Ansehen, und werden als männliche und weibliche Wesen so schön bekleidet, als es sich thun läßt, und wird ihnen in den Wäldern geopfert. In diesen heiligen Hainen ist selbst das durchfließende Wasser so heilig, daß man nicht darin fischt, ja nicht einmal daraus trinkt.

Die Samojeden

wohnen an den Küsten des Eismeers, sowohl in Europa als Asien, und sind ihrer Abstammung nach mit den Finnen verwandt. Der größte Theil von ihnen ist von kleinem Wuchse, besonders das weibliche Geschlecht. Der Kopf des Samojeden ist verhältnißmäßig groß, das Gesicht flach, der Mund breit mit aufgeworfenen Lippen, die Nase breit und weit offen, das Ohr groß, der Bart dünn, das Auge klein und lang geschlitzt und das Haar schwarz und borstig. Die Gesichtsfarbe ist gelbbraun und glänzt von Fett. Die Kleidung des Samojeden ist bei beiden Geschlechtern von einander verschieden. Die Pelze der Männer können auf der Brust geöffnet werden, und werden, wenn sie sich im Freien befinden, durch den Leibgurt übereinander gelegt, halten sie sich aber in ihren Zelten auf, so schlagen sie die Pelze zurück und wärmen sich die Brust gegen das Feuer. Die Frauen tragen einen kurzen Pelzrock, der, aus vielfarbigen Fellen von Hunden, Wölfen und Vielfraßen zusammen genäht, häufig auch mit europäischen Zeugstreifen besetzt ist; am Hintertheile des Kleides hängt der Schwanz von einem Vielfraße herab. Das Gesicht wird hier nicht verschleiert, sondern der Kopf mit einem Pelzhute bekleidet, der zu beiden Seiten so tief herunter hängt, daß Hals und Nacken dadurch bedeckt werden. Die Haarzöpfe hängen hinten aus dem Hute heraus und sind mit metallenen Zierrathen versehen, damit während des Gehens ein Geklimper und Gerassel entstehe. Es scheint den Samojeden nichts zu werthvoll, um ihre Zöpfe damit zu schmükken. Die Samojedin legt ihre Kleider nie ab, der Samojede aber zieht sie, mit Ausnahme der Beinkleider, in den Jurten beim Schlafen aus. Den Winter muß der Samojede sich in seinen unterirdischen Jurten, zuweilen an 9 Monat, aufhalten und kann oft nur durch Gänge unter dem Schnee zu seinen Nachbarn kommen; im Som-

mer wandern sie mit den Sommerwohnungen, welche Bienenkörben gleichen, allenthalben umher.

Obgleich im kalten Klima, so sind die Bewohner dieser Gegenden doch sehr früh erwachsen, denn man findet häufig Mütter, welche 11 bis 12 Jahr alt sind. Da Vielweiberei erlaubt ist, nimmt ein jeder Samojede sich so viele Weiber, als er zu ernähren vermag. Bei ihren ehelichen Verbindungen sehen sie sehr darauf, daß das Vermögen beider Theile möglichst gleich sei. Will der Samojede heirathen, fährt er mit einem Brautwerber und sonstigen Verwandten im Schlitten nach der Wohnung des künftigen Schwiegervaters. Dort angekommen, geht der Brautwerber hinein, und die Andern bleiben im Schlitten. Wird man über den Handel nicht einig, so fährt die Gesellschaft wieder ab, ohne daß sie bewirthet worden wäre; kömmt er aber zu Stande, so nöthigt der Schwiegervater die draußen Harrenden in die Wohnung zu kommen, schlachtet ein Rennthier, bereitet ein Mahl daraus, und bewirthet sie aufs Beste. Man bespricht sich dabei über die Mitgift der Braut und den Tag der Abholung. An diesem Tage empfängt die Braut, außer der väterlichen Mitgift an Tuch und Rennthierhäuten, von Allen Geschenke, die am Kalin Antheil gehabt haben. Beim Abholen stellt die Braut sich, als wenn sie nicht mitreisen will, und wird deshalb im Schlitten festgebunden.

So wie das Weib bei allen rohen Völkern hart behandelt wird, so auch hier. Der säuische, schmutzige Samojede verachtet sie als ein unreines Wesen. Während der Mann ißt, muß sie ihm demüthig aufwarten, und nur die Ueberbleibsel der Mahlzeit darf sie nachdem in einem Winkel verzehren. Er achtet ihrer so wenig, daß er selten mit ihr spricht, obgleich sie alle Arbeit zu verrichten hat. Hat sie auf irgend einem Gegenstand gesessen, so muß derselbe nachdem erst mit Rennthierhaaren geräuchert werden, denn bis dahin wird er für unrein gehalten. Neben dem Feuer in der Hütte bezeichnet ein

Stock die Gränze, über welche die Frau nicht hinauskommen darf; es ist ihr nicht einmal erlaubt, in die Fußstapfen des Mannes zu treten. Zu gewissen Zeiten darf sie dem Manne nichts reichen und nach ihrer Niederkunft in 2 Monaten kein frisches Fleisch genießen. Ohne Rennthiere, welche so viele als möglich gehalten werden, könnte der Samojede nicht bestehen, denn mit denselben fährt er auf Schlitten, wohin er sich sein Ziel gesteckt hat; mit den Fellen bekleidet er seine Hütten; aus den Sehnen macht er Zwirn und Bindfaden; aus dem Blute macht er Leim und aus den Hörnern Schaufeln. Diejenigen von ihnen, welche nicht mehr als 10 Rennthiere haben, sind arm, denn 20 bis 30 sind zum Unterhalte einer Familie erforderlich. Es giebt aber auch Samojeden, welche 1000 bis 2000 Stücke besitzen. Den Branntwein lieben sie leidenschaftlich; in Ermangelung dessen bereiten sie sich aus giftigen Schwämmen ein Getränk, wodurch sie sich bis zur Raserei steigern, nach welcher sie in Bewußtlosigkeit versinken. Ihre Vorräthe bewahren sie in einem Theil der Wohnung auf, den sie Sinikui nennen, und welchen die Frauen nie betreten dürfen.

Eine Mahlzeit bei den Samojeden wird von Erman so geschildert: „Das Rennthierkalb, welches wir unterweges erhielten, war schon wenige Minuten nach der Ankunft vor dem Zelte geschlachtet und abgezogen worden. Die Männer brachten nun das noch blutende und rauchende Fleisch in die Wohnung, und verzehrten es sogleich und völlig roh mit äußerster Begierde. Der Alte begnügte sich, das Gehirn aus dem Kopfe zu saugen, während jeder unserer jüngern Gefährten einen Schenkel des Thiers bis dicht auf den Knochen abnagte. Sie lachten über das Entsetzen, welches mein gutmüthiger ästhetischer Begleiter vor ihren blutigen Gesichtern äußerte; als er ihnen aber durch den Dolmetscher zu verstehen gab, sie seien nicht besser als Wölfe, schienen sie darauf nie Anspruch gemacht zu haben, und erwiederten nun mit Ernst, sie seien aber auch nicht schlechter, als jene, weil

sie ja redlich mit ihnen theilen, und für sie die Knochen und manche Abfälle vom Fleische auf dem Zeltplatze hinterlassen. Ein Knabe in unserer Gesellschaft gab Beweise von frühzeitiger Entwickelung. Auch er erhielt seinen Theil von dem rohen Fleische und hatte also gute Zähne; dennoch aber forderte er gleich nachher, und so wie früher an jedem Abend und Morgen, sobald für die Andern der Breikessel bereitet war, daß die Mutter ihn säugte. Er schlug sie dann, bis die Forderung gewährt worden, oder bis man ihm zum Ersatze die Füllkelle gab, mit welcher er selbst von der kochenden Mehlspeise schöpfte und sie verzehrte, ohne sich jemals zu verbrennen." Ein großer Theil der in Europa lebenden Samojeden hat das Christenthum angenommen, die übrigen sind Heiden. Der höchste Gott der Letzteren heißt Num, die Untergötter, welche die Schicksale der Menschen bestimmen, heißen Todebzii. In jeder Hütte befindet sich ein hölzernes Bild eines solchen Hausgötzen, aber kein Bild der höchsten Gottheit, weil diese nicht durch Bilder versinnlicht werden darf. Als untere Gottheiten werden auch Sonne und Mond verehrt. Auch die heidnischen Samojeden haben eine Ahnung vom künftigen Dasein, und sind der Meinung, daß ihrer nach dem Tode entweder Lohn oder Strafe warte. Die Gestorbenen, welche man in Rennthierfelle wickelt, werden nicht aus der Thür geschafft, um sie zu ihrer Ruhestätte zu bringen, sondern man macht ein Loch in der Wand und zieht ihn da heraus, und zwar so, daß der Kopf voran kommt. Im Sommer bringt man die Leiche in eine Grube, im Winter verscharrt man sie in Schnee. Jedem Todten werden Pfeile, Bogen, Löffel, Messer und Gefäße mitgegeben. Der Samojede trauert um seine Todten dadurch, daß er eine Zeitlang die Pelzstiefel nicht aufbindet und den Leib nicht gürtet. Wittwen lösen anfangs die Haarflechten, und nach einiger Zeit tragen sie in ihrem Wittwenstande statt zwei immer drei Flechten.

Baschkiren.

Die Baschkiren, wahrscheinlich ein Gemisch von Mongolen und Tartaren, zogen früher im südlichen Sibirien umher, ließen sich am Uralgebirge und Uralflusse nieder, und kamen durch Iwan II. unter russische Herrschaft. Sie sind von mittler Größe, starkem Körperbau, haben kleine Augen, große Ohren, schwarzes Haar und eine olivenartige Gesichtsfarbe; sie sind kriegerisch, dreist, roh und schmutzig. Ihre Kleidung besteht in einem langen Oberkleide von Tuch und in einem zugespitzten Pelze, ihre Waffen sind ein Bogen und eine Lanze. Ihre Religion ist die muhamedanische, doch haben sie noch manche alte Gebräuche aus der Zeit ihres Heidenthums beibehalten; einige Hundert Familien sind Christen. Die Verfassung der Baschkiren ist eine militairische, sie dienen dem Staate für Kosakensold und wählen sich ihre Starschinen und Attamanen selbst, doch steht denselben ein russischer Schreiber zur Seite, damit die Gesetze des Kaisers befolgt werden. Im Sommer führen sie ein Wanderleben, und wohnen unter Jurten von Filz, im Winter leben sie in Dörfern von 30 bis 40 Hütten. Die hölzernen Winterhütten der Baschkiren haben meistens nur einen Raum, welcher sehr unreinlich ist und ärmlich aussieht; die Dächer sind platt und die Thüren so niedrig, daß man in dieselben hinein und hinauskriechen muß. Statt des Glases bedient man sich als Fenster gewöhnlich des geölten Papiers. Moscheen hat man in jedem Dorfe, doch sind diese nicht von den andern Häusern zu unterscheiden. Der Baschkier beschäftigt sich hauptsächlich mit der Pferdezucht und der Zucht anderer Hausthiere. Viele von ihnen halten Bienen, und zwar so häufig, daß Manche ein halbes Tausend Stöcke haben. Das vorzüglichste Geräth der Baschkiren ist ein lederner Schlauch zu Kumiß. Dies ist ein berauschendes Getränk, welches aus Milch, vorzüglich aus Stutenmilch bereitet wird. In genannten Schlauch wird alle Milch hinein gegossen und öfters um-

gerührt. In 24 Stunden kommt die Milch in eine geistige Gährung und dann wird dieselbe destillirt, ungefähr so, wie man das Getraide zu Branntwein destillirt. Der Schlauch wird aber nie gereinigt, weil sonst die Milch nicht gehörig gährt. Dieser Milchbranntwein oder Kumiß, den Reiche mehrere Male destilliren lassen, ist ein Getränk, welches selbst die Russen dem gewöhnlichen Branntwein vorziehen, indem der Rausch davon sehr lange anhält und keinen Kopfschmerz macht. Den größten Theil ihrer Nahrung gewährt ihnen das Thierreich. Sie essen nicht nur Fische und Wildpret, sondern auch krankes Vieh, doch aber keine gestorbene Thiere. Grütze und Mehlspeisen haben in der Regel nur die, welche sich mit Ackerbau beschäftigen. Mit der Bereitung des Essens gehen sie nicht sehr sauber um, denn die Milch wird nicht gesiebt, die Schüsseln selten gereinigt, und die Füße der Schafe bratet man mit der Wolle. Obgleich die Baschkiren in Hinsicht des Essens weit hinter den Jakuten zurückstehen, so können sie in diesem Punkte doch auch einiges leisten, denn ein Baschkir soll als eine Mahlzeit ein Dutzend Pfund Fleisch und darüber und 8 Maaß Milch zu sich nehmen können. Sie besitzen eine eigene Schrift, welche aber nur Wenige lesen können, da nur wenige Kinder Unterricht erhalten. Die Männer haben selten mehr als zwei Frauen. Auch hier werden die Bräute gekauft und mit 12 bis 200 Stück Vieh bezahlt. Die Hochzeit findet immer im Sommer Statt. Zu dem Feste wird ein Pferd geschlachtet und mit dem größten Appetit verzehrt. Nach dem Mahle wird in die Wette geritten, gerungen, nach dem Ziele geschossen, gesungen und getanzt. Beim Eintritt in ihre künftige Wohnung fällt die Braut vor den Schwiegereltern oder vor den nächsten Verwandten aufs rechte Knie, beide Hände in einander aufs linke Knie gelegt. Von den Schwiegereltern aufgehoben und drei Schritte weiter geführt, fällt sie abermals, und darauf noch einmal nieder. Ist eine schwangere Frau krank, so wird ein Zauberer herbei gerufen, der nebst seinen Be-

gleitern einen argen Lärm um die Hütte macht, um den Teufel, den sie als Urheber der Krankheit halten, auszutreiben. Der Zauberer kämpft mit dem Schaitan (Teufel), schießt und haut nach ihm, sagt, er sei ins Wasser geflohen, und zeigt zum Beweise, daß er ihn getroffen, Blut. Daß viele Frauen in der Angst ihres Herzens darüber sterben, ist sehr begreiflich. Bei einem Begräbnißschmaus sitzen die Baschkiren auf Bänken von Filz, die ins Dreieck gestellt sind. Innerhalb des Dreiecks liegen die nächsten Verwandten des Verstorbenen, ihre Kumißschläuche neben ihnen stehend. In der Spitze des Dreiecks befindet sich der Starschin (Schulze, Aeltester), neben ihm sitzen zwei Mütter als Fürbitter für den Verstorbenen, und zu beiden Seiten die Uebrigen der Versammlung. Erst singt man eine Stunde, dann geht es tüchtig über den Kumiß und das Pferdefleisch her. Beim Essen bedient sich Jeder, statt der Gabel und des Messers, der Finger. Besonders geehrt wird der Starschin bei einem solchen Schmause und zwar dadurch, daß ein Jeder der Anwesenden Speise aus der Schüssel nimmt und sie dem Starschin in den Mund steckt. Da die Baschkiren keine Wagen besitzen, so reiten beide Geschlechter, nur ist das Reitzeug bei den Frauen schöner, als bei den Männern. Selbst die Todten begleitet man zu Pferde an die Grabstätte.

Die Wotjaken.

Die Wotjaken, mit den Finnen verwandt, wohnen am südlichen Ural, theils auf asiatischer, theils auf europäischer Seite. Es sind kleine und übel geformte Leute, aber munter, gewerbsam und sämmtlich mit röthlichem Kopfhaar. Die Kleidung der Männer gleicht fast der russischen. Das dunkelgraue Tuch, aus welchem die Kleider gemacht sind, ist nicht gebleicht. Das Oberkleid wird durch einen Gürtel zusammengehalten. Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich vom männlichen in Hinsicht

der Kleider dadurch, daß es kurze Hemden und kurze Stiefel trägt, und zwar im Sommer Oberhemden mit gestickten Halskragen und engen Aermeln, im Winter aber lange Tuchröcke ohne Halskragen. Arme Leute und Bettler kennt man bei den Wotjaken nicht, aber es giebt auch wenige Reiche unter ihnen.

Der bei weitem größere Theil hängt noch dem Heidenthume an. Obgleich Viele auch getauft sind, so wissen sie doch wenig vom Christenthume. Sie feiern zwar ihre Weihnachten, aber nicht zur bestimmten Zeit und dabei auf sehr unwürdige Weise, denn sie feiern sie dadurch, daß sie an den Tagen tüchtig Bier und Branntwein saufen.

Der Hausgötze der heidnischen Wotjaken besteht in einem kleinen Tannenreise, welches auf ein Brett gelegt ist, das aus der Wand hervorragt. Keine fremde Hand darf das Reis berühren, und Niemand als der Schamane es wegnehmen. Ihr Hauptgott heißt Inmare, und wohnt in der Sonne.

Obgleich Vielweiberei erlaubt ist, so hat der Wotjake in der Regel doch nur eine Frau, welche 8 bis 15 Rubel Kaufschilling kostet, und verschleiert abgeliefert wird, sobald der Kaufpreis entrichtet ist. Wenn die Braut nach der Wohnung des Bräutigams geführt wird, bleibt sie so lange vor der Hausthür desselben auf einem ausgebreiteten Tuche stehen, bis der Geistliche kommt, und ihr und ihrem Manne Brot, Kinder und Wohlergehen gewünscht, und einen Becher mit geweihtem Bier gegeben hat. Sobald nun die Braut hineingetreten, wird von einem Mädchen den Gästen entweder Meth oder Bier angeboten, und die Braut muß dabei vor jedem Gaste so lange knieen und beten, bis er seinen Becher ausgeleert hat.

Dem Todten werden Beile, Messer, Kessel, Schuhe und viele sonstige Kleidungsstücke mitgegeben. Das Grab wird mit kleinen Stücken von hart gekochten Eiern bestreut und auf demselben werden einige Lichter angezündet. Die Begleitenden schreiten über ein brennendes

Feuer, reiben sich die Hände mit Asche, baden sich und wechseln die Kleider. Die Familie feiert darauf am dritten und siebenten Tage das Fest der gestorbenen Person, und für alle Todten wird im Frühlinge ein allgemeines Todtenfest gehalten.

Die Kalmüken

wohnen an der untern Wolga und im mittleren Asien; sind mongolischen Ursprungs und theilen sich in vier Horden. Sie sind mittelgroß, eher zu den kleinen als zu den großen Menschen zu rechnen, und Alle durchaus schlank und mager. Ihr breites, flaches Gesicht hat eine kleine platte Nase mit großen Naselöchern, schmale Augen, ein kurzes Kinn und hervorstehende Backenknochen. Sie haben runde Köpfe, lange, abstehende Ohren und schwarzes Haar. Obgleich sie eigentlich weiß sind, sieht man sie doch nur gelbbraun, indem sie sich von Kindheit an beinahe ganz nackt im Rauch der Zelte aufhalten. Von dem vielen Sitzen mit untergeschlagenen Beinen und von dem beständigen Reiten haben sie krumme Schenkel und Beine. Die Kalmüken sind sehr gesellig und gastfrei, aufgeweckt und dienstfertig, dem Trunke und der sinnlichen Liebe im hohen Grade ergeben und äußerst schmutzig. Sie essen gefallenes Vieh, Gedärme, Mäuse, Gras, selten Brot, aber Brei von Roggenmehl. Taback rauchen beide Geschlechter leidenschaftlich. Die Kibitken (Zelte) sind voll Ungeziefer und die Unreinlichkeit geht so weit, daß eine Wirthin kein Bedenken nimmt, den Milchrahm, womit sie einen Gast bewirthen will, mit ihren unsaubern Händen aus dem Gefäße zu holen und dem Gast in seine Schale zu füllen. Statt eines Tuches bedient die Wirthin sich alsdann der Zunge, um die Hand wieder abzutrocknen.

Was ihre Religion anbetrifft, so bekennt dieses Volk sich zur Lehre des Foe oder Schiga-Muni, und sind die wesentlichsten Sätze ihrer Religion im Nachstehenden enthalten:

Die Welt ist aus dem Chaos entstanden. Der Ocean ist entstanden aus dem Wasser, das sich aus dem Chaos abgesondert hat, darauf als Dunst in die Höhe gestiegen und nachdem als Regen wieder niedergefallen ist. Aus dem Schaume des Oceans sind in folgender Ordnung entstanden: Gewächse, Thiere, Menschen und zuletzt die Burchanen oder Götter. Die Gestirne drehen sich um eine hohe Säule, welche sich mitten von der Urwelt aus erhob. Die Sonne besteht aus Glas und Feuer, der Mond aus Glas und Wasser. Die Sterne, deren es 10 Millionen giebt, sind am Himmel durch eiserne Ringe befestigt, und nur die Götter sind berechtigt, aus einer dieser Welten in eine andere zu fliegen. Vom Anfang der Welt bis zur Erneuerung giebt es vier Zeitabschnitte. Im ersten, wo die Dauer des Menschenlebens von 80,000 auf 100 Jahre herabgestellt wurde, kamen die Menschen lebend in den Himmel. Im zweiten Zeitabschnitte entwich die Tugend, die menschlichen Riesengestalten und die Lebensdauer wurden verkürzt; die Menschen fingen an Ackerbau zu treiben und sich ununterbrochen zu bekriegen. Die Burchanen, welche aber zuweilen auf der Erde erscheinen und die Menschen in der Tugend unterweisen, suchen die Sittenreinheit wieder herzustellen. In dieser Periode leben wir. Im dritten Zeitraum, welcher nicht mehr fern ist, wird Alles noch kleiner. Die Elephanten werden nicht größer als Hammel, und die Pferde nur so groß als Hasen sein. Im fünften Jahre werden die Menschen schon heirathen und im zehnten schon alt und schwach sein. Die Erde wird alsdann von einem Blutmeer überschwemmt werden.

Erscheint das vierte Zeitalter, wird sich Alles erneuern. Die Erde wird durch einen Regen vom Blute gereinigt, die Todten werden wieder kommen, die Menschen zur Tugend zurückkehren, und dann nach einigen 1000 Jahren wieder an 80,000 Jahre alt werden.

Zu den Paradiesen und Höllen, deren es sehr viele von einander verschiedene giebt, gelangt man in goldenen,

silbernen oder kupfernen Wagen. Die Hölle befindet sich zwischen Himmel und Erde und besteht aus 18 Abtheilungen, in deren jeder eine andere Qual stattfindet. Diese Qualen sind aber nicht ewig, obgleich sie einige Millionen Jahre dauern. Die Luftgeister, Tengern genannt, bilden den Uebergang von den Menschen zu den Burchanen. Die Burchanen, deren Standbilder entweder aus Gold oder Silber, Kupfer, Thon oder Holz verfertigt werden, sind entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts, wohlgebildet oder häßlich, und zwar so, daß die guten Götter schön, die bösen häßlich sind. Die Burchanen, deren Anzahl sehr groß ist, können wohlthun und bestrafen und haben einen sehr verschiedenen Rang. Auch tugendhafte Menschen können, wenn sie alle Stufen der Seelenwanderung zurückgelegt haben, Burchanen werden.

Eigentlich sollte der Dalai Lama (der höchste Priester des Foe-Glaubens) das Oberhaupt der kalmükischen Geistlichkeit sein, aber die Verbindung mit seiner Residenz ist abgebrochen, und daher halten sich fast alle Lamas in ihren Lagern für unabhängig von ihm.

In den Kibitken, in denen die Götzentempel befindlich, stehen auf einem erhöheten Platze die Burchanen, und vor diesen in silbernen Opferschalen Reis, Nüsse und Milch; auf den Leuchtern brennen Lichte, in den Lampen Oel, und in den Räucherbecken verschiedene Wohlgerüche. Die Geistlichkeit hat als Religionsgesetz angenommen, stets Einen Sohn aus jeder Familie zum Geistlichen zu weihen, wodurch natürlich die Zahl immer mehr vergrößert wird. Die höchsten Personen derselben tragen Kleidung und Mütze von gelbem Tuch (gelb ist die heilige Farbe), einen rothen Gürtel um die Schultern und einen Rosenkranz.

Die 10 Hauptvorschriften der kalmükischen Lehre sind:

1) Verehre Gott, gehorche der Geistlichkeit und erfülle die heilige Religion. Diese drei gesegneten Mächte werden dich auf allen deinen Wegen behüten.

2) Ehre Vater und Mutter als sichtbare Götter.
3) Tröste die Leidenden, hilf den Armen, verachte und richte Niemand.
4) Meide den Stolz als das Verderben der Seele.
5) Tödte keine Thiere; wisse, daß in selbigen die eingewanderten Seelen der Leidenden wohnen.
6) Fliehe Ehebruch, Diebstahl und jegliche Missethat. Thue nicht nur nichts Böses, sondern denke es nicht einmal.
7) Meide die Trunkenheit, als die Wurzel, aus welcher gottwidrige Dinge entstehen.
8) Lästere nicht, und sei dadurch nicht dem Teufel wohlgefällig.
9) Die von der linken Hand begangene Sünde verbessere durch die rechte.
10) Bestrebe dich, durch die in diesem Leben ausgeübte Tugend dir die ewige Seligkeit zu erwerben.

Gebet.

„Ich glaube und verehre den höchsten Lama. Ich glaube und verehre unzählige Burchanen. Ich beuge meine Kniee vor der hohen Geistlichkeit. Ich ehre und verehre das heilige Gesetz. Diese vier Wesen bitte ich mit Zuversicht, den auf dieser Welt wohnenden sechs Arten von Geschöpfen: dem Menschen, dem Vieh, den wilden Thieren, den Gewürmen, den Vögeln und Fischen gnädig zu sein. Ich bete, auf daß die verstorbenen Erdgebornen mit den Heiligen die ewige Seligkeit erlangen mögen; ich bete, auf daß die uns Böses zufügen, nach gerechtem Urtheil bestraft werden mögen; ich flehe um Segen und jeglichen Ueberfluß in diesem, wie in jenem Leben."

Der Aberglaube ist sehr vorherrschend bei diesem Volke. Bei wichtigen Unternehmungen wenden sie sich an Sterndeuter, welche ihnen den Ausgang des Unternehmens aus alten Büchern vorher sagen. Es giebt Priester unter ihnen, die aus großen Büchern die glück-

lichen und unglücklichen Tage der verschiedenen Personen ermitteln. Die Zeit der Geburt legt ihnen besondere Pflichten ob, die sie als Mensch zu erfüllen haben, und schreibt ihnen auch das Jahr vor, in welchem sie sich verheirathen müssen. Es ist ihnen verboten, auf Asche zu gehen oder die Füße nahe ans Feuer zu halten, weil das Feuer eine Gottheit und der Heerd deren Altar ist. Sie zeichnen sich aus durch ein ungewöhnliches Gedächtniß, ein scharfes Gesicht, ein gutes Gehör und einen sehr feinen Geruch; Gefühl und Geschmack dagegen sind stumpf.

Obgleich die dortigen Aerzte gebrochene Knochen und verrenkte Gliedmaßen sehr gut zu heilen verstehen, so sieht es um die innere Heilkunde unter diesen Menschen doch noch sehr traurig aus. Die Aerzte, welche ihre Kenntnisse aus sehr großen alten Büchern schöpfen, befühlen den Puls mit wichtiger Amtsmiene und verordnen dem Kranken als das sicherste Arzeneimittel Mäßigkeit im Essen und Trinken. Da sie zugleich Apotheker sind und im Lande umherreisen, so führen sie ihre Apotheke, welche aus einem ledernen Beutel besteht, bei sich. Kampher, Zimmt, Kardamom, Rhabarber, Süßholzsaft 2c. sind die Hauptmedicamente. Hypochondrie oder Spleen heilen sie dadurch, daß sie den davon Befallenen jämmerlich durchprügeln und peitschen, damit er durch Schmerzen zum richtigen Urtheil gebracht werde.

Tataren

nennt man im engsten Sinne diejenigen Völkerschaften, welche im Norden des schwarzen Meeres, am untern Dneper, am untern Don, an der Wolga, in Taurien, Kasan und Astrachan wohnen. Ihre Gesammtzahl rechnet man auf 3 Millionen. Diese eigentlichen Tataren gehören zu der kaukasischen Rasse, sind schlank gewachsen, von mittlerer Größe, ovalem Gesicht, haben kleine, schwarze, sehr glänzende Augen, dunkelbraunes Haar, gesunde Ge-

sichtsfarbe und sehr weiße Zähne. Dabei haben sie eine würdige Haltung, sind muthig, freiheitliebend, friedfertig und gastfrei, übrigens auch ziemlich träge. Der Religion nach bekennen sie sich meist zum Muhamedanismus. Die meisten führen eine nomadische Lebensweise und tragen orientalische Kleidung. Die Weiber werden gekauft, sind übrigens freier als bei andern muhamedanischen Völkern. Jede Horde, deren es mehrere giebt, steht unter einem Khan oder Baschlik und hat in den Mursen (Fürsten) einen erblichen Familienadel. Die Geistlichen heißen bei den meisten Horden Mollahs und haben einen bedeutenden Einfluß. Das weibliche Geschlecht ist bei diesem Volke nicht so lebhaft, als das männliche, schminkt sich, färbt die schönen weißen Zähne schwarz, und die Nägel roth. Die Hemde der Männer sind von Leinewand, die der Weiber von baumwollenem oder seidenem Zeuge und größtentheils von rother Farbe mit langen Aermeln. Männer, Weiber, Kinder, Alles trägt daselbst Amulete, besonders um den Hals, wodurch sie sich gegen Zauberei, Krankheiten und andere Unglücksfälle zu schützen wähnen. Ihre Nahrungsmittel nehmen sie theils aus dem Pflanzen-, theils aus dem Thierreiche. Schweinefleisch und Krebse dürfen sie, als Anhänger Muhameds, nicht genießen. Honig und Reis ist ihr Lieblingsessen. Pferdefleisch wird nur von den Armen genossen. Wein und Branntwein, obgleich verboten, trinken sie gern. Täglich werden vier Mahlzeiten genossen. Vor und nach dem Essen wäscht man sich und betet. Die Geistlichen rufen die Gläubigen, von hohen dünnen Thürmen herab, täglich fünf Mal zum Gebet. Die Zeiten, an welchen der Ruf ertönt, sind: Sonnenaufgang, Nachmittags um 1 Uhr, um 4 Uhr, dann, wenn die Sonne untergeht, und zuletzt, wenn es ganz finster wird.

Die Japaner

bewohnen einen Inselstaat an der Ostküste Asiens. Die Zahl derselben läßt sich durchaus nicht bestimmen, mag

aber leicht an 30 bis 35 Millionen betragen. Allem Anscheine nach sind sie Nachkommen von Mongolen und Malaien. Sie sind in der Regel nicht groß, besonders sind die Frauen auffallend klein, aber gut und kräftig gebaut. Aehnlich wie bei den Mongolen sind die tiefliegenden, schmalen Augen länglich, schön schwarz, und beim weiblichen Geschlechte sehr freundlich und Verkünder inwohnender Gemüthlichkeit. Sie werden für stolz, aber nicht für tapfer gehalten, und wegen ihrer Wißbegierde, ihrer leichten Fassungsgabe und ihrer Redlichkeit allgemein gerühmt. Dabei sind sie mäßig, arbeitsam, sehr reinlich, aber auch hart und rachsüchtig. Die Männer scheren den Bart und den Kopf bis auf einige Haare an den Schläfen und im Nacken, welche oben zusammen gebunden werden. Die verheiratheten Frauen reißen sich die Augenbraunen aus und schminken das Gesicht, vorzüglich die Lippen. Vornehme Frauen leben sehr zurückgezogen; geringere gehen frei umher. Das Gesetz erlaubt zwar nur Eine Frau, aber Vornehmere nehmen so viele Concubinen, als sie wollen. Die Kleidung gleicht unsern Schlafröcken mit weiten Aermeln, welche zum Theil zugenäht als Taschen dienen. Man zieht mehre solcher Röcke, Frauenzimmer wohl 20 bis 30, über einander an, welche aber so leicht sind, daß Alle nur an 3 Pfund wiegen. Durch einen Gürtel, woran ein, auch wohl zwei Säbel befestigt sind, wird die Kleidung zusammen gehalten. Beinkleider trägt man nur auf Reisen. Schwarz ist die gewöhnliche Farbe, weiß bedeutet Trauer. Die Nahrung der nicht Reichen besteht fast nur in Reis und Fischen; Fleisch wird überhaupt nur wenig genossen. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich. Die Japaner sind höflich gegen Fremde, unterwürfig gegen ihre Vorgesetzten und sehr hinterlistig. Die Kinder werden von der frühesten Jugend an zum strengsten Gehorsam gegen die Eltern angehalten, und nie sieht man, daß Kinder die Eltern in Tagen der Noth verlassen. Sie grüßen sich gewöhnlich dadurch, daß sie ein Knie beugen.

Größere Ehrenbezeugungen erweisen sie dadurch, daß sie niederknieen und das Gesicht zur Erde neigen, welches aber nur gegen Vornehmere und im Zimmer gebräuchlich ist. Auf der Straße beugt man, Vornehmeren gegenüber, die Kniee so, daß man mit den Fingern die Erde berührt und den Namen des Gegrüßten mit angezogenem Athem ausspricht. Bei Beleidigungen fordert der Beleidigte den Beleidiger heraus, schneidet sich mit einem Messer den Bauch auf, was der Geforderte, wenn er nicht für ehrlos gehalten werden will, ebenfalls thun muß. Sie halten sehr auf Ehre, und sind eben so unversöhnlich in ihrer Rache, als unerschütterlich in ihrer Freundschaft. Da sie von den Göttern, vom Himmel, von Sonne und Mond abzustammen wähnen, glauben sie sich über alle andere Völker erhaben und viel besser zu sein, als andere Erdensöhne. Wird einem Japaner ein Kind geboren, so pflanzt man im Garten oder Hofe einen Baum, welcher, um seinen vollen Wuchs zu erlangen, so viele Jahre nöthig hat, als der Neugeborne gebraucht, um heirathsfähig zu werden. Bei Verheirathung desselben wird der Baum abgehauen und aus dem Stamme mehreres Mobiliar gemacht, worin Kleidungsstücke und sonstige Sachen des Verehelichten aufbewahrt werden. Die Kinder, beiderlei Geschlechts, werden sehr sorgfältig erzogen und unterrichtet, und solche, welche nicht lernen und gehorchen wollen, dürfen vom Vater mit dem Tode bestraft werden. Sie behalten auch nicht dieselbe Tracht und denselben Namen, beides wechselt nach dem verschiedenen Alter. Haben sie ihre Mannbarkeit erreicht, wird ihnen ein anderer Name gegeben. Die ehelichen Verbindungen werden von den Eltern des Brautpaars geschlossen, und zwar nicht selten, wann die Wiegekissen noch das Bett der zu Verehelichten ausmachen. Die Hochzeitsgebräuche sind nach dem Stande des Bräutigams verschieden. Ein Hundekopf, den Gott der Ehe vorstellend, wird auf den Altar gestellt und dadurch angezeigt, daß Treue und Wachsamkeit in der Ehe nothwendig sei.

Zwei Jünglinge mit Schmetterlingsflügeln stellen die Schutzengel der Neuvermählten vor. Braut und Bräutigam treten mit unangezündeten Fackeln an den Altar, unterdeß der Priester die Gebete liest. Die Braut zündet nun am Feuer des Altars ihre Fackel an, hält sie dem Bräutigam hin, daß er die seinige auch anzünde, und damit ist die Ehe eingeweiht. Die Kleider, welche die Braut bis dahin getragen hat, werden darauf von den Eltern und Freunden ins Feuer geworfen und verbrannt. Der Japaner kann sich von seiner Frau scheiden, wann es ihm beliebt, muß sie aber auch vorher dem Vater theuer bezahlen. Die Leichen werden entweder verbrannt oder begraben. Vornehme pflegt man noch jetzt auf Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze zu verbrennen und die Asche in einem Denkmale zu verwahren. Mit dem Verstorbenen werden seine Kleider, Waffen, Lebensmittel ɪc., und mit Vornehmen selbst einige ihrer Diener verbrannt; ja beim Tode eines Prinzen sollen sich 10 bis 20 Pagen freiwillig entleiben. Arme Leute werden vor dem Wohnort auf einen Anger gebracht, wo sie unbeerdigt verwesen. Zwei Jahre hindurch trauert der Japaner um seine Todten in weißer Kleidung, und während dieser Zeit entsagt er sich aller Vergnügungen.

Die Regierung in Japan ist eine reine Despotie. Das Gesetzbuch ist sehr kurz, und die Zahl der Richter äußerst klein. Advocaten giebt es nicht. Die Strafgesetze sind mit Blut geschrieben, fast jedes Verbrechen wird mit dem Tode gebüßt. Geldstrafen giebt es nicht, denn die Japaner sind der Meinung, daß so nur die Armen bestraft, die Reichen sich aber loskaufen würden. Wird in einer Stadt ein Mord begangen, so zieht man öfters Verwandte und Dienstboten mit zur Strafe. Bei Schmuggeleien werden sowohl Ein- als Verkäufer entweder enthauptet oder öffentlich gekreuzigt. Wenn es vom Kaiser erlaubt wird, daß die Verbrecher sich selbst den Bauch aufschneiden, oder durch ihre Verwandten das

Todesurtheil vollziehen lassen dürfen, so ist die Todesstrafe weniger entehrend. Brandstifter werden mit dem Feuertode bestraft, und zwar so, daß sie nicht zu Tode gebrannt, sondern durch rings um sie gelegtes und angezündetes Holz todt gebraten werden. Zieht ein Japaner im Streit den Dolch oder Säbel, so ist er, auch selbst wenn er seinen Gegner nicht einmal berührt hat, dem Tode verfallen. Was die Religion anbetrifft, so soll es nach Einigen vier, nach Andern sieben Religionen daselbst geben. Es werden Sonne, Mond und auch einige Thiere angebetet. Man erbaut Halbgöttern, welche theils frühere Beherrscher des Reichs, theils große Männer und Wohlthäter des Landes waren und Kamis genannt werden, Tempel. Da die höchste Gottheit von dem großen Haufen zu groß gehalten wird, als daß sie sich um die Angelegenheiten der Menschen bekümmere, so werden, aus Furcht, böse Geister verehrt, welche in den Tempeln durch Standbilder dargestellt werden. Die Sintoreligion ist die Haupt- und alte Religion des Landes. Nach dieser wird ein einziges, höchstes, unsichtbares Wesen, das über den Wolken thront, verehrt. Es werden diesem großen Gotte Tempel errichtet, die Eide ihm geleistet, aber bildlich dargestellt darf er nicht werden. Nur ein großer Metallspiegel, mit Streifen weißen Papiers verziert, befindet sich in der Mitte des Tempels, sinnreiche Symbole der Reinheit und des Gewissens; vor diesen verrichtet der Japaner sein Gebet. Der Japaner nimmt unzählige Untergötter an, welche aber eben so wenig abgebildet werden dürfen. Dieser Religion zufolge ist die Seele unsterblich, und nach dem Tode gelangen die Tugendhaften in die höheren Regionen des Himmels, während die Bösen unstät umherirren. Der Mensch hat sich großer Reinheit des Körpers, Reinheit der Sitten und des Herzens zu befleißigen. Die Seelen der Füchse sind böse Geister. Die Tempel der Untergötter und Heiligen werden Mia genannt. Die zahlreichen mannigfaltigen Tempel sind fast immer außerhalb

der Städte auf Anhöhen erbaut. Die Priester, deren es sehr viele giebt, haben wenig zu thun, da sie nur den heiligen Ort reinigen, das heilige Feuer unterhalten und die Opfer darbringen. Das Haupt der Sintoreligion, zugleich das Oberhaupt aller Japaner ist der Dairi. Früher war der Dairi zugleich weltliches Oberhaupt des Reiches, aber gegen Ende des 16ten Jahrhunderts riß der Oberbefehlshaber des Heeres, der Kubo, die weltliche Oberhoheit an sich. Doch nimmt der Kubo nur den zweiten, der Dairi dagegen den ersten Rang ein. Nur Einmal im Jahr, an einem großen Festtage, zeigt der Dairi sich dem Volke, aber auch dann noch nicht öffentlich, sondern in einer bedeckten Gallerie, die unten geöffnet ist, so daß man sich ihm nähern und seine Füße sehen kann; an andern Tagen wird er nur von seinen Frauen, seinen Dienern und den Beamten des Kubo gesehen, welche mit Geschenken zu ihm gesandt werden. Da er als Abkömmling der Götter oder Halbgötter und als Stellvertreter der Gottheit angesehen wird, wird ihm beinahe göttliche Verehrung erwiesen. Er ist so heilig, daß er die Erde nicht einmal mit der bloßen Fußsohle berührt. Will er von einem Orte zum andern, so tragen ihn seine Diener auf den Schultern. Er setzt sich nie der freien Luft oder den Strahlen der Sonne aus, weil diese nicht würdig ist, ihn zu bescheinen. Er hält alle Theile seines Körpers so heilig, daß er es nicht wagt, sich auch nur die Haare oder Nägel zu beschneiden. Wenn dies geschehen soll, muß man sie ihm im Schlafe abzukürzen suchen.

Die Speisen werden dem Dairi immer in neuen Schüsseln gebracht, welche nach der Mahlzeit zerschlagen werden. Würde Einer es sich unterfangen, aus einer so geheiligten Schüssel etwas zu genießen, so würde er sogleich aufschwellen und des Todes sein. Der Name des Dairi wird so geheim gehalten, daß nur Wenige aus seiner Umgebung denselben während seines Lebens erfahren. Er hat 12 gesetzmäßige Frauen, die ihm unter

großer Feierlichkeit gegeben werden. Die Festlichkeiten, welche der Dairi nach der Geburt eines Kindes, oder bei der Wahl einer Amme anordnet, sollen so glanzvoll sein, daß man sich keinen Begriff davon machen kann. Ueber einem schwarzen seidenen Gewand trägt er ein rothes Obergewand und eine kegelförmige Mütze, von welcher Troddeln herabhängen. Der prachtvolle Pallast des Dairi ist mit Wällen und Mauern umgeben. Obgleich die Kaiserinnen nicht mit in diesem Pallaste, sondern in 12 verschiedenen Nebengebäuden wohnen, so sind doch diese nicht weniger pompös. Auch die Nebenfrauen des Dairi wohnen in Häusern, die nicht weniger Zeugniß ablegen von dem Reichthum ihres Gebieters. Jeden Abend werden in den Wohnungen der Kaiserinnen Feste gegeben mit Musik und Tanz, und beehrt der Dairi eine seiner Gemahlinnen mit seiner Gegenwart bei einem solchen Feste, so kommen die elf übrigen auch mit ihren Hofdamen und Musikern, um die Abendunterhaltung zu vergrößern und zu verschönern.

Die Bewohner Chinas.

Das große chinesische Reich umfaßt den größten Theil des mittlern und östlichen Asiens und wird nördlich vom russischen Asien, westlich von der freien Tatarei und Afghanistan, südwestlich und südlich von den beiden indischen Halbinseln, und südöstlich und östlich vom Ocean begränzt. Wir wollen aus diesem großen Reiche zweien Völkern, den eigentlichen Chinesen und den Tübetern, welche in ihrer Körperlichkeit, in ihren Ansichten und Beschäftigungen bedeutend von einander abweichen, unsere Aufmerksamkeit schenken, und dagegen die andern, wodurch wir uns nur immer wiederholen würden, unberücksichtigt lassen.

Die Chinesen.

Der eigentliche Chinese hat eine gelbe Hautfarbe, einen länglichen, oben zugespitzten Kopf, ein breites Gesicht, eine platte Stirn, kleine, wenig gespaltene Augen, eine kleine, stumpfe, mit weiten Nasellöchern versehene Nase und schwarze, schlichte Haare. Sie sind von mittler Größe und ziemlich schlank, aber nicht kräftig. Das weibliche Geschlecht hat fein geformte Hände und sehr kleine Füße. Letztere (die bekannte Schönheit der dortigen Weiber) sind aber nicht Werke der Natur, sondern sind durch die engen harten Schuhe hervorgebracht, welche sie von ihrer Kindheit an tragen müssen, und wodurch ihnen dann das Gehen in spätern Jahren beschwerlich wird. In seinen Nahrungsmitteln ist der Chinese einfach und genügsam; Reis ist die Hauptkost. Die Armen essen nicht nur in Tagen der Noth Ratten und Mäuse, sondern selbst umgefallenes und an Seuchen gestorbenes Vieh. Ihre Speisen, als Reis, Hirse, Fische, Schweinefleisch ꝛc., werden in der Regel mit Zwiebeln, Knoblauch und ranzigem Oel zubereitet. Reines Oel mögen die Chinesen nicht, je ranziger, je lieber. Thee ist ihr gewöhnliches Getränk; doch trinken sie ihn nicht, wie bei uns, mit Zucker, Milch, Wein oder Rum, sondern werfen bei kaltem Wetter etwas Ingwer hinein. Da Messer und Gabel nicht im Gebrauch sind, so bedient man sich statt derselben zwei spitziger Stäbe von 12 Zoll Länge. Daß die dortigen Vornehmen, so gut wie die unsrigen, kostbarere und seltenere Speisen genießen, braucht nicht gesagt zu werden. So z. B. essen diese gerne die bekannten indianischen Vogelnester, welche sie sehr theuer bezahlen. Den Wein trinken die Chinesen nicht aus Gläsern, sondern aus Tassen. Während des Essens kauern die Chinesen nicht, wie die Morgenländer gewöhnlich zu thun pflegen, auf dem Boden, sondern sitzen auf Stühlen an Tischen. Ihre Mahlzeiten beginnen mit Trinken. Bei den dortigen Gastmählern hat man

ganz eigenthümliche Zeremonien. Alle Tischgenossen trinken gleichzeitig, langsam, in drei bis vier Absätzen, aber bis auf den Grund leer. Man ergreift die Tassen, worin der Wein sich befindet, mit beiden Händen, bringt sie an die Stirn, von da bis unter den Tisch hinab, und darauf an den Mund. Da jedes Mal, wenn getrunken wird, neue Schüsseln auf den Tisch kommen, so trifft es sich nicht selten, daß einem Gaste ein bis zwei Dutzend vorgesetzt werden. Die Chinesen sitzen bei ihren Gastmählern nie an Einer Tafel. Mehr als vier Personen sitzen nicht an einem Tische bei einander, häufig nur zwei, und nicht selten hat Jeder seinen eigenen Tisch. Jeder Gast wird zum Essen drei Mal schriftlich eingeladen und beim Erscheinen vom Herrn selbst in den Speisesaal geführt.

Der Gastgeber nimmt den untersten Platz ein, sitzt aber so, daß er von allen Gästen gesehen werden kann, damit diese sich nach ihm richten und Alles nachahmen können, was er thut.

Sehr lobenswerth ist die Erziehung der Kinder. Liebe und Ehrfurcht gegen die Eltern wird ihnen von der frühesten Kindheit an eingeflößt, und von keinem Kinde wird es geduldet, Vater oder Mutter unehrerbietig zu begegnen. Ja es ist Thatsache, daß Kinder solcher Vergehungen wegen öffentlich hingerichtet worden sind. Solche Kinder, welche ihre Eltern durch Mienen und Geberden beleidigen und erzürnen, werden unter die verabscheuungswürdigsten Verbrecher gerechnet. Uebrigens wird der Character der Chinesen von allen Reisenden mit sehr ungünstigen Farben geschildert. Unmenschliche Gefühllosigkeit, der schmutzigste Eigennutz, und alle Laster, die daher fließen, als Kriecherei und Sclavensinn, Hinterlist, Lüge und Betrug, grausamer Stolz gegen Geringere und thierische Sinnlichkeit, werden allgemein als die Schattenseite des chinesischen Characters angegeben. Die Mehrzahl der Chinesen treibt Ackerbau und nährt sich davon. Der Pflug wird daselbst selten von Pfer-

den und Rindern, sondern von Maulthieren und Eseln oder gar alten Weibern gezogen. Die Bearbeiter des Landes sind selten Besitzer, sondern meistens Pächter. Das Korn wird theils gedroschen, wie bei uns, theils durch Ochsen ausgetreten. Die Mühlen werden durch Menschen oder Esel in Bewegung gesetzt; Wind und Wassermühlen kennt man daselbst nicht. Der Ackerbau steht bei allen Volksclassen Chinas in großem Ansehen und wird selbst vom Kaiser hochgeehrt, welches er dadurch beweis't, daß er jeden Frühling in eigner Person eine halbe Stunde den Pflug führt. Das Feld, welches vom Kaiser selbst gepflügt wird, liegt in der großen Hauptstadt Peking, nahe bei einem Tempel. Auch die übrigen Fürsten und Minister müssen einige Furchen pflügen.

Der Chinese macht wenig Aufwand in seiner Kleidung. Alle tragen Kleider von gleichem Schnitte, und nur einzelne Verzierungen daran bezeichnen Amt und Stand, welche die Personen inne haben. Die Unterkleider sind sehr lang, haben oben weite, gegen die Hände sich verengende Aermel und werden durch seidene oder baumwollene Gürtel zusammengehalten. Die Beinkleider, welche sehr weit sind, bestehen, nach der Jahreszeit, aus leichterem oder schwererem Zeuge. Nur dem Kaiser und den kaiserlichen Prinzen ist es erlaubt, Kleider von gelber Farbe zu tragen. An feierlichen Tagen tragen die sonstigen Fürsten und hohe Staatsbeamte Atlaskleider mit rothem Grunde, zu andern Zeiten ist die Farbe derselben schwarz, violett oder blau. Die niedern Stände tragen schwarze und blaue Kleidungsstücke, welche höchst selten gereinigt werden. Schnupftücher und Servietten haben sie nicht, sondern putzen ihre Hände an einem Stückchen Papier ab. Die Haare am Vorderkopf und an den Schläfen scheren sie sich ab, und die übrigen lassen sie in einem Zopfe den Rücken hinunter hängen.

Das häusliche Leben der Chinesen hat viel Eigenthümliches. Die väterliche Gewalt ist daselbst sehr in Ansehen und unumschränkt. Der Vater herrscht nach

Willkühr und kann seine Kinder verkaufen, wenn es ihm gefällt. Können die Kinder es verhindern, leiden die Eltern nie Mangel. Des Abends spät, des Morgens früh erkundigen sie sich nach der Eltern Begehr. Ruft der Vater den Sohn, so kommt er ungesäumt, und muß er den Alten begleiten, bleibt er ehrerbietig einen Schritt hinter ihm. Sind die Eltern krank, tragen die Kinder keinen Schmuck, und sterben sie, so ist es Kindes Pflicht, nur stillschweigend zu grüßen, eine lange Zeit keine Geschäfte zu treiben, und drei Jahre lang Trauerkleider zu tragen. Die ersten Trauertage sind zugleich Fastentage, und wenn der Todestag jährlich wiederkehrt, ist es ein streng gehaltener Trauertag. Selbst mit dem Erwachsen der Kinder hört die Gewalt der Eltern über dieselben nicht auf. So lange die Eltern nicht gestorben sind, hat der Sohn kein Eigenthum, Alles gehört dem Vater, selbst das, was der Sohn sich erworben hat; ja, der Sohn ist sogar verpflichtet, die Schulden seines Vaters zu bezahlen. Ohne Einwilligung des Vaters kann der Sohn nicht heirathen, und mißfällt dem Vater nachdem die Schwiegertochter, muß der Sohn seine Frau, auf des Vaters Befehl, verstoßen. Zu der Geburt einer Tochter freuen die Eltern sich nicht, und wird auf die Erziehung derselben auch wenig Sorgfalt verwandt. Sie wird, ohne um ihre Neigung befragt zu sein, oft sehr jung verheirathet und überhaupt als eine Waare betrachtet, die man um einen bestimmten Preis verhandelt. Einen Monat nach der Verheirathung stattet die Neuvermählte ihren Eltern auf kurze Zeit einen Besuch ab, und gehört nach demselben nicht mehr der Familie ihrer Eltern, sondern dem Hause ihres Mannes an. Der ersten Frau gehören alle Kinder, auch die der Nebenfrauen ihres Mannes an. Die Frau hat dem Manne unbegränzte Hochachtung zu beweisen, und sich unausgesetzt zu bemühen, ihrem Gebieter das Leben angenehm zu machen, und sich zu bestreben, nur ihm zu gefallen. Die Weiber werden übrigens hier mit

der größten Eifersucht, nicht selten von Eunuchen, bewacht, und Niemand, ausgenommen der Kaiser, darf mehr als Eine rechtmäßige Frau haben; die übrigen sind Nebenfrauen, deren ein Mandarin zuweilen 25 hat. Die Sittenlosigkeit ist groß und allgemein; unzählige Kinder werden erbarmungslos gleich nach der Geburt ausgesetzt und kommen zu Tausenden um. Können Mann und Frau sich nicht vertragen, so wird Letztere gewöhnlich ihren Eltern zurückgeschickt. Bei dem allgemeinen Mangel an Bildung des weiblichen Geschlechts sind sie nicht im Stande, sich die Langeweile durch nützliche Beschäftigungen zu vertreiben, sondern suchen dieses vielmehr durch Tabackrauchen zu thun; daher man denn auch die Tabackspfeife eben so häufig sieht im Munde der Frauen, selbst der Mädchen von 10 Jahren, als im Munde der Männer.

Das Reich hat eine despotische Verfassung. Jeder Chinese, vom höchsten bis zum niedrigsten, mit Ausnahme der Mitglieder der kaiserlichen Familie, ist der Strafe der Prügel mit dem Bambus, hier Pantse, unterworfen. Eine noch härtere Strafe ist der Kangu, ein schweres Brett, durch welches der Kopf des Verbrechers gesteckt wird, und das er oft Monate lang tragen muß, ohne die Hände zum Munde bringen zu können. Die Todesstrafen sind über alle Beschreibung empörend grausam. Der Kaiser ist über alle Gesetze erhaben und betrachtet sich als Eigenthümer alles Grund und Bodens. Von erblichen Ständen weiß der Chinese nicht; Jeder kann zu den höchsten Würden emporsteigen, und die Aemter werden, dem Gesetze nach, nur dem Verdienst ertheilt. Die Beamten werden von den Europäern Mandarinen genannt. Obgleich kein Reich der Welt wohl dem Scheine nach weisere, väterlichere Gesetze und Einrichtungen hat, als das chinesische, so ist doch der Druck in keinem Lande fürchterlicher, als eben hier, wo nicht allein unerzwingliche Abgaben auferlegt werden, sondern auch jedes edlere Gefühl des Menschen erstickt wird.

Man findet in China drei verschiedene Hauptreligionssecten: die des Konfuzius, die des Fo und die des Taose.

Konfuzius, geb. 550 v. C., stammte aus sehr vornehmem Geschlechte im Königreiche Lu, bekleidete die Stelle eines Mandarin, die er aber, als er mit dem Könige nicht übereinstimmte, niederlegte. Als Sectenstifter treffen wir ihn im Königreiche Sum wieder, wo er abermals eine der ersten Hofstellen bekleidend, sie wiederum verließ und als Lehrer im 73sten Jahre zu Lu starb. Als ruhiger, den Frieden liebender Bürger steht er vor uns da; nicht will er das Bestehende umstürzen, nicht durch List sich Anhänger verschaffen. Ueberall lehrte er Tugend und ward dadurch, hochgeachtet von Vielen, einer der berühmtesten Sectenstifter, und seine Anhänger bilden noch jetzt den größten Theil der Einwohner Chinas und der umliegenden Länder. Unsterblichkeit der Seele, Glaube an Gottes Dasein und an Wahrsagungen, Verehrung der Vorfahren und Todtenopfer empfiehlt er dringend an. Seine Sittenlehre enthält Vieles, was sich selbst mit der christlichen vergleichen ließe. Wo er über Menschenliebe und Tugend überhaupt redet, finden wir, daß er dringend dazu auffordert, denn, sagt er, Tugend ist die Mutter des Glücks, Laster erzeugt Unglück. Ehrfurcht für das Alter und Bezähmung der Leidenschaften ist eine seiner Hauptlehren; und wie er die Fürsten ermahnt, gerecht und menschenfreundlich zu regieren, so fordert er die Unterthanen dagegen auf, ihnen Gehorsam zu leisten. Wenn er als Gesetzgeber den Eltern erlaubt, ihre Kinder zu verkaufen, ja selbst zu tödten, so verdient er in dieser Hinsicht allerdings den Tadel der Nachwelt. Dem höchsten Wesen, Tien, ist nur Ein Tempel bei Peking geweiht, in welchem nur der Kaiser allein opfern darf. Ihm selbst aber, dem Konfuzius, hat der Mißverstand 1560 Tempel errichtet, in welchen ihm, bei den beiden Festen im Frühling und Herbste 6 Stiere, 27,000 Schweine, 5800 Schafe, 27,000 Kaninchen und 2800 Hirsche geopfert werden. Der größte Theil des Volks

bekennt sich zur Religion des Fo, da diese sehr sinnlichen Inhalts ist.

Die höchste Gewalt ist in den Händen des Kaisers, der sich selbstherrschender Gebieter und Sohn des Himmels nennt. Seine Person wird auf gleiche Weise angebetet wie der Tien (Himmel), und alle Personen, welche sich von ungefähr auf seinem Wege befinden, werden ohne Barmherzigkeit umgebracht, wenn sie sich nicht sogleich flach zu Boden werfen. Er nennt sich Herrscher des himmlischen Reichs und einziger Regierer der Welt. Obgleich die Gesetze es ihm nicht verbieten, so hat doch auch der Kaiser, wie die übrigen Chinesen, nur Eine rechtmäßige Gemahlin, welche den Titel und die Rechte als Kaiserin hat. Drei Nebenfrauen, Fuschin genannt, werden auch noch als rechtmäßige Frauen betrachtet, haben aber nicht das Ansehen der ebengenannten Kaiserin. Darauf folgen an Nebenfrauen dem Range nach 9 Pin, 37 Schifu und 80 Yutse. Die Töchter des Kaisers werden nie an Chinesen, sondern an ihm untergeordnete Fürsten verheirathet. Die Namen aller Prinzen und Prinzessinnen werden ins gelbe Buch getragen, und haben selbige das Vorrecht, daß sie gelbe Kleider und gelbe Gürtel tragen dürfen. Die Kinder derselben werden aber in das rothe Buch geschrieben. Beleidigt man einen Prinzen mit einem gelben Gürtel, so muß die Beleidigung mit dem Tode gebüßt werden.

Die Einwohner von Tübet

gehören zur mongolischen Rasse, doch haben sie mehr Bildung als die eigentlichen Mongolen. Sie sind abergläubisch und unreinlich, aber gutmüthig und höflich. Da ihre Religion es ihnen verbietet, Thiere zu tödten, so nehmen sie ihre Nahrungsmittel hauptsächlich aus dem Pflanzenreiche. Ihre gewöhnlichen Getränke bestehen aus Thee, mit Butter und Mehl zubereitet. Als Merkwürdigkeit muß hier angeführt werden, daß unter diesem

Volke die Polyandrie (Vielmännerei) stattfindet, und daß die Brüder nur Eine Frau gemeinschaftlich haben. Der älteste Bruder wählt, die andern sind des zufrieden. Die Sitte der Polyandrie ist wahrscheinlich entstanden, um die Uebervölkerung des armen Landes zu verhindern.

Wie groß die Noth der Versorgung hier mitunter sein muß, erhellt daraus, daß Mütter ihre Kinder nicht selten auf den Markt bringen und öffentlich zum Verkauf anbieten. Die Frauen werden hier sehr geehrt und genießen daher eine anständige Freiheit. Die Heirathsgebräuche sind hier sehr einfach. Hat der älteste Sohn einer Familie sich eine Braut gewählt und die Einwilligung der Eltern seiner Erkornen erhalten, so kommen die Verwandten beiderseits zusammen, tanzen drei Tage lang und die Ehe ist geschlossen. Geistliche sind bei der Verehelichung nicht anwesend, denn die haben nichts dabei zu thun.

Bei der Geburt eines Kindes reibt die Mutter dasselbe drei Tage lang mit Butter ein, läßt es von der Sonne bescheinen, säugt es wenige Tage und ernährt es darauf mit Suppe aus geröstetem Mehl.

So wie die Chinesen es für ein Unglück halten, wenn ihnen eine Tochter geboren wird, so sehen die Tübetaner es hingegen für ein Glück an.

Die Ceremonien, welche bei einem Todten in Anwendung gebracht werden, sind sehr merkwürdig. Gleich nach dem Tode werden dem Gestorbenen seine Alltagskleider angezogen. Ist dies geschehen, steckt man ihn, nachdem zuvor der Körper in eine solche Stellung gebracht ist, daß der Kopf zwischen den Knieen sitzt und die Arme sich zwischen den Beinen befinden, in einen ledernen Sack, und hängt ihn an einen Balken auf. Während die Familienglieder wehklagen, nehmen die Geistlichen (Lamas) sich des Gestorbenen und seines Vermögens auf das Sorgfältigste an, indem sie für jenen beten und dieses für sich behalten. Nachdem der Todte einige Tage gehängt, kommen die Ausschnei-

der und schneiden ihn in kleine Stücke, welche sie den Hunden vorwerfen. Ist dies geschehen, stößt man die Knochen klein, vermischt selbige mit Mehl und giebt diese daraus entstandenen Klöße gleichfalls den Hunden; Ersteres nennt man das irdische, Letzteres das himmlische Begräbniß. Ist aber eine Familie nicht vermögend genug, den Ausschneidern für ihre Mühe zu bezahlen, so wird der Leichnam ins Wasser geworfen und den Fischen preisgegeben: dies nennt man das wässrige Begräbniß. Natürlich wird letzteres für ein Unheil bringendes Begräbniß gehalten, da es den Geistlichen so wenig einbringt. Daß die Geistlichen auf diese Weise ihr gutes Auskommen haben, und daher Viele sich diesem Stande widmen, ist sehr natürlich, aber zugleich auch Grund, weshalb das Land in der Bevölkerung so wenig vorwärts schreitet. Um ein verstorbenes Mitglied der Familie trauert man hundert Tage, während welcher Zeit die Leidtragenden sich nicht putzen dürfen. Die Lamas werden höher geachtet, als andere Menschen, und ihr Leichnam wird weder den Hunden noch Fischen vorgeworfen, sondern verbrannt, und die Asche in kleinen metallenen Götzenbildern aufbewahrt, welche man in Klöstern aufstellt. Das Alter wird bei den Tübetanern nicht geachtet und geehrt, sondern der Jugend, obgleich diese doch den Alten Dasein und Lehre verdankt, der Vorrang eingeräumt. Eben so schändlich ist es, daß man sich um die Kranken daselbst nicht nur nicht bekümmert, sondern sie sogar in Tagen der Trübsal und Noth, insbesonders wenn die Blattern ausbrechen, verläßt.

In Hinsicht der Religion bekennen die Tübetaner sich zum Lamaismus. Die Lamareligion hat einen Gott und viele Untergötter. Die Hauptgottheit (Schigemuni) hat, da sie zum letzten Mal auf Erden erschien, den Körper des Dalai-Lama zum Aufenthalt gewählt und wird noch lange in demselben bleiben.

Dalai-Lama heißt der mit geistlicher und weltlicher Macht ausgerüstete Pabst des großen Kaiserreichs zu Tü-

bet, der als Kaiser und Priester jenen rein theokratischen Staat leitet. Wie in der jüdischen Theokratie der Hohepriester die Gottheit auf Erden repräsentirte, wie im christlichen Mittelalter der Statthalter zu Rom die Gegenwart der apostolischen Macht darstellte, ebenso war ursprünglich jener tübetanische höchste Priester nur das Symbol der höchsten machtübenden Gottheit. Aber im Verlauf der Zeit kam es dahin, daß der Dalai-Lama nicht bloß als Stellvertreter der Gottheit geachtet wurde, sondern als die verkörperte und incarnirte Gottheit selbst, und daran knüpfen sich wunderliche Sagen, daß nämlich beim Hinscheiden eines Lama nur die zerbrechliche Hülle wechsele, daß die Gottheit in dem Augenblicke des Priestertodes in den würdigen Körper eines Andern fahre, der gewöhnlich von dem Oberhaupte vor seinem Absterben noch gekennzeichnet wird. Als verkörperte Gottheit steht er vor Niemand auf, grüßt Niemand, das Auflegen seiner Hand verschafft nach dem Volksglauben Sündenvergebung, und kein Frauenzimmer darf in seiner Nähe sich aufhalten. Das Volk ist von dem Glauben durchdrungen, daß er die geheimsten Triebe des Herzens kennt, das Verborgenste weiß, und daß er nur zu oft mit den Schwächen der Sünder nachsichtig verfährt. Zwei Klöster in der Nähe der Hauptstadt Lassa dienen ihm als Aufenthalt, eine Schaar von Geistlichen umgiebt ihn, dort empfängt er seine gläubigen Waller mit unterschlagenen Beinen, segnet sie und theilt Kügelchen von Mehlteig aus, die Wunder in der Heilkunst thun sollen. In der Religion gehorchen ihm die meisten mongolischen Völker in Rußland, die Kalmüken und andere. Von Tübet geht in Hinsicht der Religion noch jetzt Alles aus, und er sendet seine Nuntien als Unterlamas bis in die Provinzen Chinas. Der Lamaismus hat viele Aehnlichkeit mit dem Katholicismus; die Mönche und Unterlamas mit ihren Ordensregeln und Cölibatsgesetzen, die 3000 Klöster um Lassa, der Bilderdienst dort in 108 verschiedenen Götterbildern, ihre Kapellen mit den lärmenden Gebeten, mit Chorgesängen und

Musik, ihre Wallfahrten und Processionen, Alles ähnelt dem Katholicismus. Herder sagt davon: „Der große Lama auf den Gebirgen (Tübet), mit seiner persönlichen Heiligkeit, mit seinen harten Lehren, mit seinen Glocken und Priesterorden, ist vielleicht ein weitläuftiger Vetter des Lama an der Tiber. Schwerlich aber werden sich die beiden Vetter anerkennen, so wenig sie sich einander besuchen werden.“

Bewohner Hinterindiens.

Dies große, größtentheils in der heißen Zone belegene Land gehört zu den unbekanntesten Theilen der alten Welt. Im Norden und Osten ist es gebirgig, im Süden flach und eben. Es entwickelt sich hier die höchste Blüthe der tropischen Vegetation. Die dichtesten Wälder der herrlichsten Bäume bedecken die Gebirge, alle tropischen Früchte erreichen erst hier die größte Vollkommenheit. So schön auch das Land, so traurig ist das Schicksal der Menschen in diesem so gesegneten Lande, denn vielleicht nirgends zeigt sich der Despotismus und die davon unzertrennliche blutige Zwietracht so furchtbar, als hier. Von den Einwohnern dieser großen Halbinsel scheinen die östlichen und nördlichen von den Chinesen, die südlichen von den Malaien abzustammen. Wir gehen jetzt über zu der Beschreibung der 4 Hauptvölker dieses Landes.

Die Anamer.

Die Hauptmasse der Einwohner gehört zur mongolischen Rasse und hat in der Gesichtsbildung viel Aehnlichkeit mit den Chinesen, ist aber etwas kleiner als diese. Die breite, kurze Brust ist gewölbt, die kurzen Beine sind stark, und der Körper nicht selten dick.

Sie sind sehr lustig und lebhaft, höflich und gutmüthig, dabei aber träge und unreinlich, kriechend gegen Höhere und stolz gegen Niedere. Wie bei vielen Völkern Südasiens, so werden auch hier die Lippen roth gefärbt und die Zähne schwarz gebeizt. Die Nägel läßt man ungemein lang wachsen, insbesonders die der Zeigefinger. Die Hauptnahrungsmittel bestehen in Mais, Reis, Früchten und Fischen, doch ißt man auch Schweinefleisch, Enten und Hühner, und die niedrigste Volksclasse Mäuse, Ratten und Frösche. Beim Essen bedient man sich, wie in China, der dünnen Stäbchen statt Messer und Gabel. Obgleich das weibliche Geschlecht geachtet ist und allein ausgehen darf, so ist es ihm doch nicht erlaubt, mit dem männlichen an einem Tische zu essen. Der Anamer (Anamese) hat nur Eine rechtmäßige Frau, aber mitunter viele Nebenfrauen. Will der Sohn des Hauses heirathen, so ist es Sache der Eltern ihm eine Braut zu besorgen; doch ist es nicht selten, daß er eine Zeitlang um sie dienen muß. Todte werden lange Zeit in kostbaren Särgen, die sie sich schon bei Lebzeiten haben verfertigen lassen, im Hause aufbewahrt. Die Leichenbegängnisse sind überaus prächtig und kostspielig. Die besten Kostbarkeiten, selbst große Summen Geldes giebt man den Todten mit in die Gräber. So wie man bei uns in schwarzen, so trauert man dort in weißen Kleidern von grobem Tuch, und zwar zwei bis drei Jahre; die gelbe (heilige) Farbe ist nur dem Kaiser und den vornehmsten Beamten zuständig. Wenn das Frauenzimmer grüßen will, setzt es sich und beugt den Kopf bis an die Kniee; der grüßende Mann bückt sich so tief, daß er die Erde mit seiner Stirn berührt, und ist der Gegrüßte viel vornehmer, als der Grüßende, so wird diese Ceremonie öfters wiederholt. Besuche werden nur am frühen Morgen abgestattet. Besucht ein Höherer einen Niedern, und ihm gefällt bei demselben etwas, so daß er es lobt, so muß der Besuchte es ihm den andern Tag als Geschenk übersenden, und besucht ein Niederer einen Höhern, so ist er verpflichtet, ihm ein

Geschenk zu überbringen. Es giebt hier im Lande drei Hauptreligionen: die des Confutse (s. China), zu welcher sich der Kaiser und die meisten Großen bekennen; die des Buddha, zu welcher die größte Masse des Volks gehört, und endlich das catholische Christenthum, von Portugiesen und französischen Jesuiten hierher verpflanzt.

Der Stifter des Buddhaismus soll nach einigen Gelehrten nicht Buddha, sondern Sakia geheißen haben. Sakia hat wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts v. Ch. gelebt, soll der Sohn eines Königs von Maghada, in Nordindien, und der Maja gewesen, nach andern aber von dieser, ohne Zuthun eines Vaters, geboren sein; denn die Buddhaisten halten das ehelose Leben für besonders heilig. Jung entsagte Sakia der Welt, führte in der Einsamkeit ein beschauliches Leben und leitete auch seine Schüler hierzu an. Im 79sten Jahre hatte er den Gipfel der Heiligkeit erreicht und ging demzufolge lebendig in das absolute Wesen (das einzig wahrhaft Existirende: denn alle andern Dinge der Welt haben nur eine täuschende Existenz, sind nur vorübergehende Modificationen des einen und einzig wahrhaft Existirenden) zurück. Die Buddhaisten verwerfen das Ansehen der Veda's (heilige Bücher der Indier), und glauben durch ihr eigenes Wissen und Handeln zur Heiligkeit und Seligkeit gelangen zu können. Das Wesentlichste der buddhaistischen Tugend- und Frömmigkeitslehre besteht darin, daß man von den weltlichen Dingen, diesen nichtigen Täuschungen, das Gemüth unberührt erhalten und durch gänzliches Fernhalten von denselben und durch Tugend dahin streben muß, daß man Buddha (d. i. heilig, göttlich) werde, und in das absolute Wesen, das einzige wahrhaft Existirende zurückgehe.

Die Siamesen

sind ein gemischtes Volk, gehören aber größtentheils zur mongolischen Rasse. Sie sind klein von Gestalt, das

Gesicht fast viereckig, die Stirn flach, die Augen klein und schief, der Mund groß mit dicken Lippen, die Ohren lang, die Backenknochen hervorstehend und die Haare dicht und schwarz. Die Hautfarbe ist gelblich. Von dem vielen Betelkauen sind die Lippen bei Allen durchgängig roth. Die Nägel lassen sie gerne recht lang wachsen, insbesonders die der Zeigefinger. Sie sind fröhlich gegen Fremde, kriechend gegen Vornehmere, und gelten für feig, treulos, geizig und lügenhaft. Die Kleidung wird ihnen nicht kostspielig, denn mit dem Oberkörper gehen sie ganz nackt und um Hüften und Schenkel wickelt man sich ein Tuch. Die Füße der Männer sind bis an die Waden blau gefärbt. Die Königliche Familie und die Vornehmsten des Landes tragen Kleidungsstücke von rother Farbe. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Reis und Fischen. Sie haben große Liebe zu ihren Kindern, und hohe Achtung für die Gestorbenen. Die Leichen der Reichen und Vornehmen werden verbrannt, die der Armen ins Wasser gelegt. Zuweilen wird aus der Asche des Gestorbenen ein Teig geknetet, woraus unter vielen Ceremonien ein Bild des Buddha geformt, vergoldet, in einen Tempel gebracht, oder von der Familie in ihrer Wohnung als Hausgötze aufbewahrt wird. Der König darf zwei Frauen, jeder Andere nur eine Frau haben, aber Coucubinen sind erlaubt, welche er auch nebst deren Kindern verkaufen darf, wann es ihm beliebt. Das Volk zerfällt in Freie und Sclaven, wovon die ersteren aber doch bei ihrer Freiheit jährlich 6 Monate unentgeltlich für den König frohnen müssen. Die Regierung ist despotisch. Der König zeigt sich beinahe nie öffentlich, nur kriechend nahen sich ihm seine Minister; Todtenstille herrscht rings um seinen Palast, und nur Weiber umgeben und bedienen ihn. Die hier herrschende Religion ist die des Buddha.

Birmanen.

Die Birmanen sind groß und stark, und scheinen der mongolischen Rasse anzugehören. Sie haben eine gelblich braune Hautfarbe, lange, dichte, schwarze Haare, kleine Augen und kleinen Mund. Die widrige Sitte des Schwarzfärbens der Zähne ist auch hier allgemein, und die Männer tättuiren sich so, daß sie verschiedene Figuren, insbesonders Thierfiguren an sich abbilden. Ihrem Character nach sind sie offen und gutherzig, muthig und gescheit. Bei ihrer Tapferkeit sind sie im Kriege oft empörend grausam. Sie kennen nicht den Kastengeist der Hindus, und selbst die Frauen sind bei ihnen so frei als bei uns. Die Vielweiberei ist freilich dem Gesetze nach verboten, aber jeder darf so viele Nebenfrauen halten, als ihm beliebt, doch sind diese der rechtmäßigen dienstbar. Die Leichen der Vornehmen werden verbrannt, die der Geringen begraben, oder ins Wasser geworfen. Die Rangstufen werden gewiß nirgends strenger beobachtet, als unter den Birmanen, denn der Rang jedes Einzelnen giebt sich zu erkennen an seinem Hausdache, an der Kleidung, dem Pferdegeschirr, dem Sonnenschirm 2c. Obgleich keine Kasten bestehen, so giebt es doch einen Adel, und nur dieser hat das Recht, 3 bis 12 goldene Ketten von der linken Schulter über die Brust zu tragen. Der Kaiser, Boa, ist der unumschränkte Gebieter über Leben und Tod aller seiner Unterthanen. Er allein darf zwei rechtmäßige Frauen haben, und 24 goldene Ketten über die Brust tragen. Der Hofstaat soll sehr glänzend eingerichtet sein.

Die sehr leicht gebauten Häuser ruhen auf Pfählen, theils der Ueberschwemmungen, theils der reißenden Thiere wegen. In der Bildung hat dieses Volk, im Vergleich mit den andern dortigen Völkern, eine ziemlich hohe Stufe erreicht, fast Alle können lesen und schreiben. Die herrschende Religion ist der Buddhaismus. Die Priester, welche zum Theil in sehr prächtigen Grbäuden bei einander wohnen, haben glattgeschorene Köpfe, tragen lange

gelbe Kleider und leben von Almosen. Sie sind Lehrer des Volks, und haben zugleich die Tempelgeschäfte zu verrichten. Die Birmanen gehen fast ganz nackt, nur Vornehmere tragen seidene und baumwollene Kleider und die Frauen verhüllen sich ganz in ein Stück Zeug, welches nicht besonders zugeschnitten zu sein scheint.

Die Malaien,

welche die südlichste Halbinsel Hinterindiens, Malakka, bewohnen, sind ein wohlgebautes, kräftiges Volk. Sie haben eine braune Hautfarbe, kleine, schwarze, feurige Augen, ausdrucksvolle Gesichter, und schönes, schwarzes lockigtes Haar. Das Gesicht würde schön zu nennen sein, wenn sie nicht die üble Sitte hätten, den neugebornen Kindern die Nase platt und den Hirnschädel zusammen zu drücken. Die Zähne werden schwarz gefärbt und zuweilen zur Hälfte abgefeilt. Der Character der Malaien wird von allen Reisenden mit den schwärzesten Farben geschildert. Sie sind stolz, kühn, eifersüchtig und üben blutige Rache. Wenn der ohnehin blutdürstige Malaie seine Wuth durch Opium gesteigert hat, so kennt seine Grausamkeit keine Gränzen, und mordet oft den Unschuldigsten ohne irgend eine Veranlassung. Der Werth des Mannes wird vom Weibe nach der Anzahl der Menschenschädel, deren Besitzer er selbst erschlagen hat, abgemessen, und wer die meisten mordete, ob schuldig oder unschuldig, ist der beste. Diese Grausamkeit hat wohl hauptsächlich darin ihren Grund, daß die Malaien glauben, daß die Erschlagenen im Jenseit des Todtschlägers Sclaven sein werden. Die Hauptwaffe ist der furchtbare Kris (Dolch), dessen Griff so lang und hohl ist, daß die hineingesteckte Hand und der Vorderarm dadurch geschützt werden. Außerdem bedienen sie sich auch vergifteter Bolzen, die aus Blasröhren dem Feinde zugeschickt werden. Krieg, Raub und Jagd sind die liebsten Beschäftigungen der Malaien, und wenn sie müssen, treiben sie auch Fi-

scherei und Ackerbau. Die Kleidung ist sehr einfach. Die Männer gehen fast ganz nackt. Fast alle Malaien sind Anhänger des Muhameds, doch dürfen die putzsüchtigen Frauen, welche sich gern mit Kleidungsstücken aus verschiedenen Stoffen, mit goldenen Ketten, goldenen Armbändern und Edelsteinen schmücken, sich unverschleiert zeigen.

Vorderindien, Hindustan.

Dieses Land, welches auch die Halbinsel diesseit des Ganges genannt wird, gränzt im Norden an die große Kette des Himalaya, im Westen an Beludschistan und Afghanistan, im Osten an den Ganges und im Süden ans indische Meer. Es ist von der Natur selbst in zwei deutlich gesonderte Theile getrennt, nämlich in das eigentliche Hindustan oder die nördlichen Gegenden, und die eigentliche Halbinsel oder Dekan, welche durch Niederungen und Wüsten von einander geschieden sind. Obgleich nicht frei von Wüsteneien und unfruchtbaren Gegenden, so gehört dies Land doch zu den schönsten und productivsten aller Länder des Erdbodens und wurde nicht selten als ein Paradies betrachtet. Von den 134 Millionen Menschen, welche diesen gesegneten Erdstrich bewohnen, sind die meisten in Dörfern und Städten ansässig, und nur wenige streifen raubend in den Gebirgen umher. Die Ureinwohner dieses Landes sind:

Die Hindus.

Die Hindus, deren Zahl man auf 114 Millionen schätzt, sind von mittler Größe, schlankem, regelmäßigem, aber nicht kräftigem Körperbaue. Einige der vornehmeren Stämme gehören zu den schönsten Menschen. Die bräunlich gelbe, oder olivenfarbige Haut ist zwar glänzend und sehr weich, hat aber den Anstrich von Schmutz.

Das dunkle Auge ist nicht feurig, aber dennoch nicht ohne Ausdruck; die Haare sind weich und glänzend schwarz. Das weibliche Geschlecht ist besonders zart gebaut, und beide Geschlechter zeichnen sich aus durch kleine Hände und Füsse. Der Hindus ist sanfter Gemüthsart, mäßig und verständig, und geschickt zu vielen Arbeiten, besonders solchen, die wenig Kraft erfordern. Die Schattenseite des Characters ist Geiz und Feigheit. Durch den Druck fremder Herrschaft über ihn ist der Hindus an Geist und Körper herabgewürdigt und entnervt; er haßt den Krieg und jede anstrengende Arbeit, Ruhe geht ihm über Alles. Kraftlosigkeit ist bei ihm mit Feigheit gepaart. Er ist schlau und hinterlistig, kriechend gegen Vornehmere, anmaßend gegen Schwächere und Untergebene. Der Hindus hat eine beinahe unüberwindliche Anhänglichkeit an alten Sitten, Herkommen und Gebräuchen, vermöge welcher er seine Eigenthümlichkeit seit Jahrtausenden unter den ungünstigsten Umständen behauptet. So besteht noch heutigen Tages eine eigene Eintheilung des Volks, die schon Jahrtausende bestanden hat. Das ganze Volk der Hindus zerfällt nämlich in 4 Hauptkasten, wodurch jedem Mitgliede desselben von der Geburt an sein Stand, Rang, seine Beschäftigung, Sitten und Gebräuche unwiderruflich und unabänderlich vorgeschrieben werden, so daß es eben so unmöglich ist, aus einer Kaste in die andere zu gehen, als das Gewerbe eines andern zu treiben. Wer sich seiner Kaste nicht würdig beträgt, wird ausgestoßen, und sinkt damit zum Abschaum des Volks herab. Diese vier Hauptkasten sind die der Braminen, der Tschetries, der Waischis und der Schuders, wovon nach der Götterlehre der Indier die ersteren aus dem Haupte, die zweiten aus den Schultern und Armen, die dritten aus dem Leibe und den Schenkeln, und die vierten aus den Füßen Bramas entsprungen sind. Es befindet sich daselbst auch noch eine fünfte Kaste, welche aber so angesehen wird, als wenn sie den Auswurf des menschlichen Geschlechts in sich faßte.

Die Braminen machen den Priester-, Gelehrten- und Beamtenstand aus, werden als höhere Wesen angesehen und genießen die größten Vorrechte. Einen Braminen zu tödten, ist ein kaum zu versühnendes Verbrechen. Hat ein Bramine sich gröblich versündigt, so darf er nicht mit dem Tode bestraft werden, sondern verliert im schlimmsten Fall seine Augen, oder wird aus seiner Kaste gestoßen. Wer einen Braminen tödtet, muß zwölf Jahre, zur Sühnung seines Verbrechens, umherwandern, und darf weder Essen noch Trinken anders zu sich nehmen, als aus der Hirnschale des Ermordeten. Selbst Fürsten dürfen ihre Diener, wenn sie Braminen sind, nicht berühren, noch weniger mit ihnen essen. Nur die Braminen allein dürfen die Veda's (heiligen Bücher ihrer Religion) lesen. Dabei sind sie aber meist die verderbtesten, heuchlerischesten und sittenlosesten aller Hindus.

Die Tschetries, auch Rajas, bilden die Kriegerkaste, zu welcher Regenten, Fürsten und Krieger gehören. Die Fürsten dürfen zwar die heiligen Bücher nicht selbst lesen, sich dieselben aber vorlesen lassen. Die eigentlichen Krieger heißen Maharatten, woher wohl der kriegerische Stamm der Maharatten seinen Namen hat.

Die Waischis bestehen aus denen, welche das Land bauen, Viehzucht und Handel treiben, und sind von allen Hindus am achtbarsten. Sie tödten kein Thier, sind gebildet, sittlich und gewerbthätig. Da sie an Seelenwanderung glauben, schlachten sie nicht allein selbst kein Thier, sondern kaufen auch die, welche geschlachtet werden sollen, und lassen auf ihre Kosten alte und kranke Thiere pflegen.

Die Schuders sind diejenigen, welche alle übrigen Gewerbe, Handwerke und Künste treiben. Die Zahl ihrer Unterabtheilungen ist sehr groß und jede bindet die in ihr Gebornen an den Stand des Vaters, wie die Kaste selbst den Rang und Stand eines Jeden bestimmt; so daß der Sohn eines Schmieds nichts anders als Schmied sein kann.

Außer diesen vier edlen Kasten giebt es noch eine fünfte unedle, welche eigentlich den Auswurf aller übri-

gen enthält. Das sind die zahlreichen und unglücklichen Parias, oder Pulias, wie sie auf der Küste Malibar heißen. Sie werden kaum als Menschen betrachtet, müssen abgesondert von allen Hindus wohnen, dürfen nie einen Tempel betreten, müssen, wenn sie mit einem Hindu reden, die Hand vor den Mund halten, damit ihr Athem jene nicht verunreinige; jeder, den sie berühren, hat das Recht, sie zu tödten. Sie leben daher in einem fast thierischen Zustande, essen nicht allein ohne Unterschied alle Arten von Speisen, sondern oft aus Noth das Fleisch gestorbener Thiere. Sie wohnen in den schmutzigsten Löchern und Hütten, und es ist ihnen nicht einmal gestattet, die Wohnung eines Hindus anders, als durch eine besondere Thüre zu betreten. Sie sind wahrscheinlich kein eigner Volksstamm, sondern gewiß nur die Abkömmlinge der unzählig Vielen, welche seit Jahrtausenden wegen irgend eines schweren Vebrechens aus ihren Kasten sind ausgestoßen worden.

Der Hindus ist sehr mäßig und der gemeine Mann lebt beinahe nur von Reis, Früchten und Wasser. Kein Hindus berührt beim Trinken das Gefäß mit den Lippen, sondern weiß die Flüssigkeit geschickt in den Mund zu gießen. Beim Essen sitzen sie nicht auf Stühlen, sondern auf dem Boden niedergekauert; sie bedienen sich dabei auch nicht der Messer und Gabel, sondern statt dessen der Hände. Auch die Kleidung ist sehr einfach, und bestehet bei der größern Menge beinahe nur in einem um die Hüften befestigten Tuche, worüber noch ein Gewand nachlässig geworfen wird; die Beine sind beinahe immer bloß, nur Sandalen bilden die Fußbedeckung. Vornehmere und Frauen tragen wohl eine leichte Jacke und leichte, weite, bis an die Knöchel herabgehende Beinkleider; das Haupt wird mit einem Tuche umwunden. Doch lieben sie den Putz und tragen oft viel Juwelen, Arm-, Fuß- und Halsbänder mit Edelsteinen besetzt, auch wohl Ringe durch den Nasenknorpel. Sie erreichen in der

Regel ein hohes Alter und wissen wenig von Krankheiten. Fast alle Männer haben geschorene Köpfe, einige Kasten haben einen Haarbüschel auf dem Wirbel, und die Braminen einen Busch am Hinterkopfe. Die Frauenzimmer dürfen ihr Haar beliebig tragen; doch Wittwen, welche gerade trauern, und Verbrecherinnen müssen geschorene Köpfe haben. Leute, namentlich Frauenzimmer, welche sich tättuiren, giebt es selten; dagegen ist es allgemeine Sitte, sich eine schwarze Linie um die Augen zu machen, und die Handflächen und Fußsohlen roth zu färben. Der ehelose Stand wird für schimpflich gehalten, daher giebt es wenige Erwachsene, die ehelos leben. Der heirathsfähige Jüngling läßt sich entweder eine Frau von den Verwandten schenken, oder käuft sich auch eine. Das Gesetz erlaubt nur eine Frau, und die Mehrzahl hat auch nicht mehr; unter den Vornehmen jedoch findet man öfters solche, die mehre Nebenfrauen haben. Die Kinder mit der gesetzmäßigen Frau gehören der Kaste ihrer Eltern an, die Kinder aber, welche mit Concubinen gezeugt werden, selbst aus der höchsten Kaste, werden der vierten Kaste zugezählt. Nach der Hochzeit folgt die Frau nicht gleich dem Manne, sondern bleibt so lange bei den Eltern, bis sie auf Nachkommenschaft hoffen darf. Ringe werden bei der Trauung nicht gewechselt, aber die Braut wird gefesselt durch eine kleine Figur von Gold, welche, von Braminen geweiht, der Bräutigam der Braut um den Hals bindet. Die Vergnügungen der Hindus bestehen vorzüglich darin, dem Spiele der Gaukler und Seiltänzer, sowie dem Tanze der Bajaderen zuzusehen. Letztere, welche in verschiedene Classen zerfallen, werden zum Theil bei den Tempeln erzogen und gebildet, weil ihr Tanz zu den religiösen Ceremonien wesentlich gehört, theils dienen sie den Reichen bei Festen und Schmäusen, alle aber gehören zu den Verworfensten ihres Geschlechts. Die Hazardspiele sind den Hindus untersagt; das Schachspiel, für dessen Erfinder sie bekannt sind, lieben sie leidenschaftlich. Das Baden, welches sie täglich üben, gehört sowohl

zu ihren Vergnügungen, als zu ihren religiösen Gebräuchen. Das Betelkauen ist allgemeiner Gebrauch.

Obgleich Indien zu den productivsten Ländern der Erde gehört, trifft es sich doch nicht selten, daß in Folge starker Dürre Mißwachs eintritt, und zuweilen mehre Jahre nacheinander. Diese Zeit der Noth zwingt oft die Eltern, um sich selbst zu erhalten, ihre Kinder entweder zu tödten, oder, was häufiger der Fall ist, um Nahrungsmittel oder Geld zu verkaufen. Nicht immer aber ist Mangel an Nahrung Ursache, daß die Mütter sich ihrer Kinder entäußern, sondern in einzelnen Häfen wird dieser Menschenhandel fortwährend, auch zur Zeit des Ueberflusses, getrieben, und man kann daselst Kinder für einen Spottpreis kaufen. Es bestätigt sich leider nur zu sehr, daß wohlgebildete Kinder oft wohlfeiler weggegeben werden, als ein Korb voll Früchte, oder ein Ferkel. So bot einst eine Mutter zuerst ihren Korb voll Früchte, und dann um den halben Preis ihren Knaben feil, und als man der Mutter bemerkte, daß sie ihr Kind sicherlich nicht lieb hätte, erwiederte sie ganz gelassen: sie werde bald ein zweites erhalten, und zwei zu ernähren sei ihr nicht möglich. So kommen auch bei den Hindus nicht selten Menschenopfer vor, indem man glaubt, daß die Göttin Kali auf tausend Jahre dadurch besänftigt werde. Es ist dabei erforderlich, daß der zu Opfernde 25 Jahre alt, doch nicht zu sehr bejahrt, nicht blind oder lahm, überhaupt nicht krank, kein Frauenzimmer, weder Fürst noch Prinz, nicht Bramine und nicht ein Mann sei, welcher in einer Schlacht gesiegt. Der größte Bösewicht wird sündenrein, wenn er sich opfern läßt, sein Blut wird in Ambrosia verwandelt, und sein Lohn ist des Weltalls Liebe. Auch der Selbstmord ist bei den Hindus sehr häufig. Hierzu werden sie von ihren abgefeimten Priestern aufs Eifrigste aufgemuntert. Große Schaaren kommen alljährlich aus den verschiedenen Gegenden an den heiligen Ganges, um sich dem Wassertode zu weihen. Wenn sie von den brittischen Behör-

den an einer Stelle daran verhindert werden, gehen sie nach einer andern. Ebenfalls lassen sich auch Viele, von den Braminen dazu aufgemuntert, lebendig begraben. Es wird ein Loch in den Boden gemacht, das tief genug ist, um den sich Opfernden in stehender Stellung aufzunehmen. Solche Leute gehen in der Regel sehr entschlossen und mit männlichem Muthe diesen ernsten letzten Gang, indem sie wähnen, sich dadurch den Himmel zu erwerben, und sich bei ihren Mitmenschen Achtung und Bewunderung zu verschaffen. Daß bei solchen Vorfällen sich eine große Menge gaffender Zuschauer einfindet, bedarf kaum der Erwähnung. Nicht minder Sitte ist es, war es noch wenigstens vor einigen Jahren, daß die Frauen sich nach dem Tode ihres Mannes mit dessen Leichnam lebendig verbrennen lassen. Einer Frau, welche aber das 16te Jahr noch nicht zurückgelegt hat, kann diese Ehre, dem Gesetze nach, nicht zu Theil werden. Gewöhnlich sind aber die Frauen, die diese Todesart wählen, schon bejahrt und nicht selten in beklagenswerthen Umständen, und würden, weihten sie sich nicht dem Tode, der Familie zur Last fallen, welches sie für eine Schande halten. Verbreitet sich die Kunde von einem solchen heroischen Opfer, so ist sogleich die weibliche Bevölkerung in Bewegung, es wird der sich opfernden Frau nicht allein hohe Bewunderung gezollt, sondern man verehrt sie sogar als eine Heilige. Es wird von der Familie und der Geistlichkeit Alles angewandt, um sie in ihrem Vorsatze zu bestärken, und kein Mittel von denselben unversucht gelassen, um Nachdenken und Furcht vor dem Tode bei ihr zu zerstören. Am Tage des Begräbnisses wird die Frau geschmückt mit den besten Kleinodien und in einem Palankin unmittelbar hinter der Leiche ihres Mannes in langsamen Schritten an den Holzstoß getragen. Dort angekommen, wird sie von ihren Verwandten gewaschen und drei Mal um den Scheiterhaufen geführt. Nachdem man ihr darauf den Schmuck abgenommen, wird sie neben ihren Mann auf den Scheiter-

haufen gelegt, und dieser von den Braminen angezündet. Nicht sehr selten kommt es vor, daß die Frauen auf dem Scheiterhaufen ihr zu voreiliges Unternehmen bereuen, aber leider! dann ist es zu spät, Verwandte und Braminen halten sie beim Wort. Es sind Beispiele vorhanden, daß Wittwen dem brennenden Holzstoße entsprungen sind, und wieder von ihren Verwandten in die Flammen zurückgeworfen wurden, ja eine Frau verließ den brennenden Scheiterhaufen drei Mal, und wurde zuletzt, als die Verwandten sich ihrer wieder bemächtigen wollten, durch die brittische Polizei gerettet.

Mit Kranken und Sterbenden verfährt man in Indien sehr hart. Ist bei einem kranken Hindus die Hoffnung auf Wiederherstellung aufgegeben, so schleppt man ihn schon bei lebendigem Leibe aus dem Bette, legt ihn auf die Erde, wäscht den Körper, und schneidet ihm die Haare ab. Eltern, besonders Männer, welche den Kindern beschwerlich fallen, werden von diesen nicht selten an den heiligen Fluß Ganges gebracht, ihnen mit dem Schlamme des Stromes Mund und Nase zugestopft und so dem Wasser und den Krokodillen als Beute übergeben. Wenn kranke Hindu sich dem Tode nahe fühlen, lassen sie sich an den heiligen Ganges führen und bleiben da Tag und Nacht, bis der Tod sie abruft. Da den Wärtern der Kranken doch zuweilen die Zeit zu lang wird, ehe diese sterben, suchen sie ihren Tod zu beschleunigen. Sie führen zu dem Ende die Kranken an solche Stellen des Ganges, wo Ebbe und Fluth Statt findet, setzen sie zur Zeit der Ebbe bis an die Brust ins Wasser, damit sie, wenn die Fluth eintritt, ertrinken. Wer einmal als Kranker an den heiligen Fluß getragen worden, ist bürgerlich todt, und kehrt er als geheilt zurück, ist er geächtet und wird von den Verwandten ausgestoßen. Soll ein Hindu verbrannt werden, so ist man schon vor dem Absterben des Kranken bemüht, den Scheiterhaufen zu errichten. Ist ein Sohn vorhanden, so füllt derselbe ein neues Gefäß mit Wasser und schüttet dasselbe, wäh-

rend der Geistliche Gebete liest, über seines Vaters Haupt, dem er vorher den Leib mit Butter eingesalbt hat. Darauf wird der Leichnam dem Scheiterhaufen zugeführt, und dem Sohne kommt die Ehre bei, denselben anzuzünden. Ehe dieß aber geschieht, wird das Holz mit indischem Pech und geschmolzener Butter brennfähiger gemacht. Ist ein Mann vom Hause entfernt gestorben, steht es der Frau frei, sich mit ihren Kindern zu verbrennen. Stirbt aber ein Mann, dessen Frau sich in gesegneten Umständen befindet, darf selbige sich während dieser Zeit nicht dem Tode weihen.

Was die Religion der Hindus anbetrifft, so scheint dieser Gegenstand von den Europäern noch lange nicht hinreichend genug ergründet zu sein, und müssen wir uns begnügen, das Bekannteste und Allgemeinste zu erwähnen. Die Hauptzüge ihrer heutigen Götterlehre sind folgende: Das höchste Wesen ist Brahm oder Parabrahma; von ihm ist Alles ausgegangen, zu ihm kehrt Alles zurück; er ist der Ewige, der Allgegenwärtige, der Allmächtige und Allwissende; sein Geist ist frei von aller Lust und Begier; er ist der allein Selige. Er ist so groß und erhaben, daß er weder bildlich dargestellt, noch in Tempeln verehrt werden darf. Von ihm sind ausgegangen Bhawani oder die Natur und ein zahlloses Heer von Geistern, von welchen die drei obersten, Brama, Wischnu und Schiwa, die heilige Trimurti oder Trinität der Hindus, die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer Verehrung sind. Wischnu und Schiwa haben aber nur Tempel, Brama ist dieses Vorzugs durch Hochmuthssünde verlustig gegangen; doch werden ihm zu Ehren Feste gefeiert. Nach ihren Verrichtungen ist Brama der Schöpfer, Wischnu der Erhalter und Schiwa der Zerstörer. Jedem derselben wird eine Gattin beigelegt; doch erscheint aber auch zuweilen Bhawani als die gemeinsame Gemahlin von allen Dreien. Von der unendlichen Zahl aus Brahm hervorgegangener Geister empörte sich eine große Menge, ward daher aus dem Himmel gestoßen und er-

hielt erst nach langer Zeit auf Bitten der übrigen Geister unter harten Bedingungen Gnade. Brama nämlich, in Verbindung mit Bhawani (Natur), mußte die Körperwelt erschaffen, welche den gefallenen Geistern zum Aufenthalt und zur Wohnung angewiesen ward, wo sie nun bald dieses, bald jenes Thier, Pflanze oder Mensch belebend, aus einem in den andern übergehend, sich in unendlicher Zeit wieder reinigen sollen. Das ist die Seelenwanderungslehre der Hindus, nach welcher Alles, auch Pflanze und Stein, von Geistern beseelt ist. Außer den schon genannten drei Obergöttern verehren die Hindus eine Unzahl von Wesen geringerer Art, welche den Elementen, Naturerscheinungen, den Krankheiten, den Tugenden 2c. vorstehen, und außerdem giebt es noch ein Heer von Dämonen und Schutzgeistern. Auch daran noch nicht genug, weiht der Hindus noch 7 Flüssen, vorzüglich dem Ganges, göttliche Verehrung. Unter den Thieren werden als heilig geachtet: die Kuh, der Ochs, der Elephant, der Affe, der Schwan und einige Schlangen. Der Gottesdienst der Hindus ist sehr mannigfaltig, und wird hauptsächlich verrichtet von den Braminen in den Pagoden oder Tempeln. Ihrer sind sehr viele auf allen Puncten des Landes, und sie übertreffen an Größe, Dauerhaftigkeit und Vollkommenheit der Ausführung alles, was uns auf Erden von Werken der Baukunst bekannt ist. Der tägliche Gottesdienst besteht darin, daß die Götterbilder gebadet, gewaschen, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet und die Bajaderen (Tänzerinnen) unter feierlicher Musik ihre Tänze aufführen. Bei manchen sehr feierlichen Gelegenheiten werden sogar gegen die gewöhnliche Sitte Thiere geopfert und verbrannt; ja es ist gewiß, daß wenigstens ehemals auch Menschenopfer, besonders von Kindern, Statt gefunden haben. Außer dem täglichen Gottesdienst giebt es noch viele Feste, wovon einige mehre Tage dauern, und die den mancherlei Gottheiten zu ehren gefeiert werden. Eins

der berühmtesten ist das Wagenfest oder Tirunal. Es dauert 10 Tage, und zieht, wenn es bei einer berühmten Pagode gefeiert wird, eine unendliche Menge von Pilgern herbei. In den ersten Tagen werden viele Processionen in und außer dem Tempel angestellt, wobei das Götzenbild dem Volke gezeigt wird. Am letzten wird das Bild auf einen ungeheuer hohen und starken Wagen gesetzt, an welchem oft mehre tausend Menschen ziehen, und nicht selten stürzen sich wahnsinnige Schwärmer unter die Räder, um schnell und sicher in Brahmas Himmel zu kommen. Die Selbstpeinigungen werden bei den für heilig gehaltenen Braminen für etwas sehr Verdienstliches geachtet, und treiben sie dieselben daher zuweilen bis zum unbegreiflichsten Wahnsinn. Einige verbleiben jahrelang in den unbequemsten Stellungen, ohne je ihren Platz zu verändern, so daß sie den Gebrauch ihrer Glieder verlieren; andere ziehen sich in Höhlen zurück und werden daselbst vom Volke genährt; andere liegen jahrelang auf Brettern, aus welchen spitzige Nägel hervorragen; noch andere zerfleischen und zerfetzen sich den ganzen Körper, oder lassen sich an eisernen Haken, die ihnen durchs Fleisch des Rückens getrieben werden, in die Höhe ziehen und in der Luft im Kreise herum drehen.

Doch nicht alle Hindus fügen sich dem Joche der Braminen, sondern viele haben sich von ihnen losgerissen und zurückgezogen in die unwirthlichen Gegenden des Landes, in Gebirge und Wälder, und bilden daselbst halbwilde selbstständige Völkerschaften, die durch ihre Raubzüge den Anwohnenden nicht selten gefahrbringend werden. Es gehören dahin:

Die Garrows.

Dieses Volk wohnt auf der Ostseite des Brahmaputra, da, wo dieser Strom eine große Biegung macht. Ihrer Körperlichkeit und ihrem Character nach theilt man sie in die nördlichen und südlichen Garrows. Die nörd-

lichen Garrows haben Aehnlichkeit mit den Chinesen, sind nicht groß, aber stämmig und sehr kräftig. Milch verabscheuen sie, genießen aber, außer anderem Fleisch, auch Hunde und Katzen, Frösche und Schlangen. Junge Hunde, welche sie als Delicatesse genießen, suchen sie auf eine grausame Weise schmackhaft zu machen. Nachdem der junge Hund so viel Reis gefressen, als er kann, bindet man ihm die Füße und legt ihn lebend aufs Feuer, wo er geröstet wird. Ist dies geschehen, wird ihm der Bauch aufgeschnitten, der Reis herausgenommen und verzehrt. Sind zwei Garrows mit einander in Streit gerathen, so flieht der Schwächere auf einen Berg, um vor seinem Gegner sicher zu sein. Beide Partheien pflanzen, jede für sich, einen Baum, und schwören, einst den Kopf ihres Gegners mit dem Safte aus der Frucht dieses Baumes zu fressen. Erscheint der Tag der Rache, so muß der Eine erliegen. Der Sieger schneidet dem Ueberwundenen den Kopf ab, bereitet darin mit dem Safte der Frucht des Baumes eine Suppe, zu der er seine sämmtlichen Freunde einladet. Ist der Schmaus beendet, hauet man den Baum um, und die Feindschaft ist zu Ende. Gerathen die Gorrows mit ihren Nachbaren, den Bengalen, in Streit, und besiegen dieselben, so schneiden sie ihnen die Köpfe ab, leeren den Inhalt derselben, füllen sie mit Speise und Trank, und ziehen tanzend und jubelnd damit ihren Bergen zu. Darauf vergräbt man dieselben in die Erde, bis das Fleisch davon abgefallen, reinigt sie und stellt sie als Siegeszeichen in den Wohnungen auf. Solche Schädel haben nach dem Range der Personen, denen sie angehört haben, einen ganz verschiedenen Werth, und hat der Garrow große Summen zu bezahlen, so bedient er sich dazu häufig der Schädel, anstatt des Geldes. Sie glauben an Seelenwanderung, haben übrigens von der Gottheit sehr dunkle Begriffe. Die südlichen Garrows haben mildere Sitten als die nördlichen, sind wohlgebildet, von stämmigem Wuchse, aber sehr unangenehmen

Gesichtszügen. Beide Geschlechter sind unbekleidet, nur um die Hüften tragen sie einen schmalen Gürtel. Häuptlinge unterscheiden sich dadurch von andern, daß sie seidene Turbane tragen. Das Fleisch genießen sie gerne roh, und beinahe gleichviel, von welchem Thiere. Wenn wegen ehelicher Verbindungen beide Partheien zusammen kommen, und die eine Parthei weigert sich, ihre Einwilligung dazu zu geben, so wird von den Freunden der andern Parthei so lange darauf losgeprügelt, bis das Jawort erfolgt ist. Die Hochzeit wird unter Musik und Tanz im Hause der Braut gefeiert. Nach Beendigung der Feier wird die Braut an einen Fluß zum Baden gebracht und darauf dem Bräutigam mit Musik zugeführt. Der Bräutigam muß nun davon laufen, wird eingefangen und gleichfalls gebadet. Ist jemand gestorben, bleibt er vier Tage liegen. Darauf wird die Leiche in ein kleines Boot gelegt und auf einen Scheiterhaufen gestellt, der etwa 12 Schritte von der Wohnung entfernt ist. Ist dies geschehen, wird um Mitternacht der Scheiterhaufen von den nächsten Verwandten angezündet und der Todte verbrannt, wobei die Zuschauer tanzen, singen und sich tüchtig berauschen. Nachdem man die Asche des verbrannten Leichnams eingesammelt und an der Stelle des Scheiterhaufens begraben hat, errichtet man hierüber ein kleines mit Stroh gedecktes Gebäude, mit einem Zaunwerk umschlossen. In diesem Gebäude muß mindestens einen Monat jede Nacht eine Lampe brennen. Die Kleider der Verstorbenen werden an Pfähle, die im Zaune angebracht sind, aufgehängt, und bleiben so lange daran, bis sie aufgelös't herunterfallen. Stirbt ein Vornehmer oder Reicher, so wird ein Stier geopfert, dessen Kopf man mit verbrennt, und stirbt ein Häuptling, so wird derselbe im Tode dadurch geehrt, daß man einem seiner Sclaven den Kopf abschneidet, und denselben mit verbrennt.

Die Zigeuner.

Dieses Volk, von indischer Abkunft, ist im Lande ein sehr verachtetes Volk. Ihr Schutzgott ist der Musiker Tansine. Ihre Seelen halten sie für Theile des Weltgeistes, die sich nach dem Tode wieder mit demselben vereinen. Essen und Trinken gilt ihnen für des Lebens höchstes Glück, und alle Verbrechen glauben sie durch Trankopfer sühnen zu können. Gegen Fremde dürfen sie nichts ausplaudern, und wer sich eines solchen Verbrechens schuldig macht, dessen Nase wird auf die Erde gerieben. Sie führen ein Wanderleben, wohnen unter leichten Binsenhütten und leben in Gesellschaften. Die Männer sind von starkem Körperbaue, beschäftigen sich mit Gaukeleien, Kunststücke machen, Herumführen von Bären, Betrügen und Stehlen. Das weibliche Geschlecht, in jüngern Jahren schön, bringt die schönste Zeit des Lebens mit Tanzen oder Kunststückezeigen zu. Sind sie erst verheirathet, verlieren sie ihre Schönheit bald, denn sie haben die Gewohnheit, ihre Kinder 5 bis 6 Jahre zu säugen. Die Leichenbegängnisse sind sehr einfach, die Todten werden beerdigt, und die Leidtragenden berauschen sich. Am Tage der Verheirathung begiebt der Bräutigam sich mit seinen Verwandten in das Haus der Braut, wo ihre Freunde ihn zum Schein abweisen, dann aber nachgeben, die Erwählte herführen, und zum Bräutigam sagen: „hier hast du deine Braut, sei freundlich und liebreich gegen sie.“ Der Bräutigam macht darauf die Stirn der Braut mit etwas Pulver roth, und sagt dabei: „dies ist meine angetraute Frau.“ Nachdem die Braut dem Bräutigam dasselbe gethan, setzen sie sich neben einander, und geben sich die kleinen Finger. Ihre Nahrungsmittel bestehen in Fischen allerlei Art und selbst das Fleisch von gefallenen Thieren verschmähen sie nicht.

Die Weiber treiben Arzneikunde, schröpfen Kranke, tättuiren die Indianerinnen, und sammeln Arzneikräuter

ein. Beide Geschlechter gehen fast ganz nackt, nur die Hüften sind bedeckt. Arme und Stirn werden tättuirt mit blauen Linien. Kinder gehen ganz nackt.

Die Bewohner von Kaschmir.

Kaschmir, ein herrliches Thal, die nordöstlichste Provinz der Afghanen. Nach allen Berichten wird es für das schönste Land der Erde gehalten. Die Hindus suchen hier die Heimath ihrer Braminen, die Chinesen das Vaterland des Fohi, die Muhamedaner halten es für den Wohnsitz der ersten Menschen. Die Einwohner sind ein eigenthümlicher Menschenstamm und gehören zu den schönsten der kaukasischen Rasse. Obgleich auch die Männer von regelmäßigem, schönem Körperbaue sind, so findet man dies doch noch in höherem Grade bei dem weiblichen Geschlechte, und die Harems der indischen Fürsten enthalten zum größten Theile Frauen und Nebenfrauen, welche in Kaschmir geboren sind. Sie sind sehr aufgeweckt, stark, gewandt und gewerbfleißig, aber durchaus unkriegerisch. Der Hauptgegenstand der Industrie sind die weltberühmten Shawls, wovon jährlich an 80,000 Stück verfertigt werden. Die schönsten gehen nach Europa. Die dazu erforderliche Wolle liefert eine Ziege, welche unter den gröberen Haaren einen feinen Flaum erzeugt, welcher allein zu diesen Zeugen gebraucht wird. An einem schönen Shawl sind 3 bis 4 Arbeiter beschäftigt, und doch rückt die Arbeit kaum um 1/4 Zoll täglich vor. Die besten Shawls, welche oft mit 1000 Rthlr. bezahlt werden, werden ungewaschen versandt und meist auch so getragen. Shawls geringerer Art kann ein einzelner Mensch in einem Jahre 5 bis 6 verfertigen. Der Religion nach hängt ein großer Theil dem Islam an, ein anderer Theil verehrt Brahma, und ein dritter bekennt sich zum Buddhaglauben.

Die Perser.

Die Bewohner von Persien (Iran) sind mittelgroß und hager, haben aber starke Muskeln und Knochen, regelmäßige Gesichter, gebogene Nasen, kleinen Mund, schwarze Haare und Bart, den sie sehr sorgsam pflegen. Es wird derselbe nämlich nebst Augenbraunen und übrigem Kopfhaar alle 8 oder 14 Tage mit einem übelriechenden Teige belegt, damit das Haar recht glänzend und schwarz werde. Ein eigends dazu bestellter Haarkünstler sieht dann und wann nach, ob der Teig gut gewirkt, und beputzt Haar und Bart. In der Regel geschieht dieses Geschäft während des Bades, wo dann auch zu gleicher Zeit die Nägel an Fingern und Zehen dunkelroth und die Hände und Füße gelb gefärbt werden. So wie die Perser eine große Vorliebe für schwarze Haare und schwarze Bärte haben, ebenso ist ihnen jede helle Farbe verhaßt, weshalb sie sich immer in dunklen Farben kleiden. Das weibliche Geschlecht lernt entweder zu Hause oder in Schulen lesen, schreiben und sticken, sonst nichts. Nur so lange werden Schulen von den Mädchen besucht, bis die Sitte es verbietet, ohne Schleier auszugehen. Nach der Schulzeit wird das Mädchen in den Harem eingesperrt, wo es nur von weiblichen Wesen umgeben ist. Den Müttern allein liegt die eigentliche Erziehung der Töchter ob und da dieselben ihnen nur das beibringen können, was sie selbst wissen, so ist die Erziehung sehr mangelhaft. Die Töchter erfahren, daß sie einst Eigenthum eines Mannes werden können, den sie zu lieben, und dem sie unbedingt zu gehorchen haben. Die Mittel, welche zweckdienlich sind, um die Leidenschaften der Männer zu erregen, zu nähren und zu verlängern, lernen sie von den Müttern kennen; aber auf welche Weise sie sittsam und anständig erscheinen, das vermag die Mutter ihnen nicht zu sagen. Daß die Jungfrauen durch solche Erziehung schon in der schönsten Zeit ihres Lebens moralisch verderbt, und mit Gewohnheiten und

Leidenschaften bekannt gemacht werden, die ihnen unbekannt bleiben sollten, ist sehr begreiflich. Die Weiber der Großen und Vornehmen leben in Harems eingeschlossen und von Eunuchen bewacht. Die Vergnügungen, die ihnen gewährt werden, bestehen darin, daß sie sich gegenseitig besuchen, Tänzerinnen und Musikanten kommen lassen und zuweilen auch öffentlichen Lustbarkeiten beiwohnen dürfen. Auf den Straßen sieht man solche Damen sehr selten, und nie anders, als aufs sorgfältigste verschleiert. Die Frauen der untern Classen haben es in dieser Hinsicht viel besser, denn diese gehen frei umher, und können ihrem Hange, ein Stündchen zu plaudern, ungestört und ungeahndet nachgehen. Will eine Perserin für schön gehalten werden, so muß sie sich vor Allem auszeichnen durch große, schmachtende, wollüstige, schwarze Augen, welche man Antilopenaugen nennt, ferner durch ein dem Vollmond ähnliches Gesicht und durch recht zierlichen Wuchs. Die Perser verlangen als Schönheit: Einen Wuchs schlank, wie eine Cypresse, Locken schwarz, wie Moschus, Wangen, den Rosen gleichend, Lippen, die die Süssigkeit des Zuckers übertreffen und Rosendüfte aushauchen, und schmachtende Augen, welche Feuer sprühen. Der Gang soll sein leicht und anmuthig, wie der Gang des Bergrebhuhns, die seidenen Augenbraunen sollen einen zarten Bogen bilden, und ihre Wimpern sollen wie Bisampfeile die Herzen durchdringen. Die Zähne sollen den reinsten Perlen gleichen. Sobald die Perser das gehörige Alter erreicht haben, gebietet ihre Religion ihnen, sich eine Lebensgefährtin zu wählen. Sie dürfen sich entweder eine Sclavin kaufen, oder ein Frauenzimmer miethen, oder eine Frau nehmen, aber keinen Umgang mit unzüchtigen Weibsbildern pflegen, und nicht die Frau eines Andern begehren. Hat Jemand sich eine Sclavin gekauft, ist er ihr alleiniger Besitzer, Herr über ihr Leben, und steht es ihm frei, sie zu seiner Frau zu nehmen. Auch steht es dem Perser frei, auf bestimmte Zeit eine Frau zu heirathen, doch ist eine solche nicht völ-

liges Eigenthum des Mannes, sondern nur für die angenommene Zeit. Wer nicht vermögend ist, einer rechtmäßigen Frau ein Wittwengehalt zu geben, nimmt ein Frauenzimmer in Pacht, und will er nicht, daß diese in späteren Jahren einem Andern angehören soll, schließt er mit ihr einen Vertrag auf neun und neunzig Jahre. Jeder Perser darf sich vier gesetzmäßige Frauen nehmen, doch dürfen darunter keine Blutsverwandte sein. Gefällt es den Eheleuten nicht, länger mit einander zu leben, so lassen sie sich durch den Richter scheiden. Die Frau erhält dann ihre Mitgabe wieder, und auch gewöhnlich die Hälfte ihres Wittwengehalts. Eine Wittwe darf nicht eher wieder heirathen, als vier Monate und zehn Nächte nach dem Tode ihres verstorbenen Mannes. Bricht eine Frau die Ehe, ist sie Zeitlebens die Gefangene des Mannes, und findet der Ehebruch während einer zweiten Verheirathung Statt, ist es dem Manne erlaubt, sie auf jegliche Weise zu züchtigen. Es ist zwar den Müttern erlaubt, ihre Kinder Ammen zu übergeben, doch verdienen sie Lohn bei Gott, wenn sie sie selbst zwei Jahre an eigner Brust säugen. Die Söhne werden streng dazu angehalten, ihre Väter zu achten und zu lieben und ihnen in allen Verhältnissen, besonders im Alter, hülfreich zur Seite zu stehen. Uneheliche Kinder giebt es nicht. Ist einem Perser ein Sohn geboren, so muß er demjenigen, der ihm zuerst mit den Worten: „ein Sohn ist Euch geboren," die Nachricht davon bringt, ein Geschenk geben. Drei bis vier Tage nach der Niederkunft begeben sich die Verwandten und Freunde der Wöchnerin ins Haus, und bringen Tänzerinnen und Musikanten mit. Nach Beendigung des Tanzes erscheint der Mollah (Geistliche), nimmt das Kind in seine Arme, und fragt den Vater, wie es heißen solle. Nachdem der Vater den Namen genannt, wird gebetet, und darauf hält der Mollah seinen Mund an das Ohr des Kindes, empfiehlt demselben drei Mal, Vater und Mutter zu gehorchen, den Koran und Mahomed zu ehren, tugendhaft zu sein und Gu=

tes zu thun. Darauf wird der Mutter vom Mollah das Kind wieder überreicht.

Die Beschneidung des Kindes, welche im Koran geboten ist, findet in den ersten vierzig Tagen Statt, und giebt Gelegenheit zu großen Festlichkeiten.

Die Perser essen täglich nur zwei Mal. Um eilf Uhr Morgens frühstücken sie Obst, Brot, Milchspeisen, Käse, Backwerk und eingemachte Früchte; und gegen Sonnenuntergang, wenn sie die Hauptmahlzeit halten, genießen sie Fleischspeisen und Gemüse. Beim Essen sitzen die Perser nach Art aller Morgenländer mit untergeschlagenen Beinen um einen Teppich herum, auf welchem die Speisen stehen. Bei Gastmahlen wird nach dem Essen jedem Gaste Wasser auf die rechte Hand gegossen, um sowohl sie, als den Bart damit zu reinigen. Servietten sind nicht gebräuchlich; wer seine Hände sich trocknen will, muß dazu seine Taschentücher nehmen.

Die Perser sind besonders große Freunde von Ceremonien und Komplimenten, weshalb denn auch alle Förmlichkeiten genau vorgeschrieben sind, welche man gegen höher gestellte Personen zu beobachten hat. Nie darf z. B. ein Sohn sich vor seinem Vater, nie ein Minister, selbst der Kronprinz nicht, sich vor dem Schach niedersetzen. So wie der Ehrenplatz bei uns auf der rechten, so ist er bei den Persern auf der linken Seite. Wenn der Gast von höherm Range ist, als der Wirth, muß dieser seinem Gast selbsthändig Taback und Kaffee anbieten, und darf selbst nichts nehmen, bevor der Gast ihn dazu auffordert. Bei gleichem Range hört dies auf. Alsdann werden die Pfeifen gegen einander ausgetauscht, und sobald der Gast die eine Tasse erhalten hat, nimmt der Wirth die zweite. Ist der Gast geringeren Standes, als der Wirth, so wird er dadurch als Gast geehrt, daß der Wirth ihn aus seiner Pfeife rauchen läßt; der Kaffee aber wird ihm vom Diener angeboten.

Zu den Vergnügungen und Belustigungen der Perser gehört das Schachspiel. Damit unterhält man sich

allenthalben: im Hause, in den Kaffeehäusern und an öffentlichen Plätzen. Ferner spielt man hier auch nicht selten Karten, doch sind diese Spielkarten nicht, wie in Europa, aus Papier gemacht, sondern aus feinen Holzspänen. Eine andere, und viel angenehmere Unterhaltung gewähren die Vorleser und Mährchenerzähler, welche in allen Städten des Morgenlandes anzutreffen, und so beliebt und geachtet sind, daß es zum guten und feinen Ton gehört, ihnen allenthalben Zutritt zu gewähren. Diese Leute sind weit mehr geachtet, als die Musiker und Tänzerinnen, denn die Perser sind der Meinung, daß zu der ersten Beschäftigung Talent und Gelehrsamkeit erforderlich sei, während auch dumme Menschen sehr gut Instrumente spielen und tanzen lernen können. Eine Lieblingsbeschäftigung der Perser ist das Baden, und es ist nicht selten, daß sie sich am Tage 6 bis 8 Stunden im Bade aufhalten. Das Bad wird auf folgende Art beschafft. Der Badende kleidet sich im Vorzimmer aus, bindet sich ein dünnes Stück Zeug um die Hüften und läßt sich in das Badezimmer führen. Hier angelangt, legt er sich auf ein großes, schon ausgebreitetes Stück Tuch, und läßt sich von seinem Diener so lange mit lauwarmem Wasser begießen, bis er recht naß und warm geworden ist. Darauf reibt man ihm zuerst den Leib und dann drei Viertelstunden die Glieder recht wacker durch und begießt ihn abermals. Auf dieses Begießen folgt das Reiben der Fußsohlen mit Bimsstein, und dann kommt das Schampuhen, welches darin besteht, daß man die Glieder mit aller Kraft reckt, drückt, zieht und zwickt, so daß der ganze Körper in Hitze geräth. Ist dies Alles vorbei, wird der Körper mit Seife gerieben, so daß er ganz von Schaum bedeckt wird. Nachdem darauf der Leib mit warmem Wasser abgespült wird, beginnt das eigentliche Bad. Der Badende wird an die Zisterne geführt, bleibt 5 bis 6 Minuten im Bade, wird darauf vom Diener in ein großes, trockenes, warmes Tuch gehüllt und in das Ankleidezimmer geführt, wo er sich er-

gözt am Tabackrauchen, Kaffee- und Theetrinken. Auch die Damen baden leidenschaftlich, und zwar in einem solchen Uebermaße, daß ein frühes Verwelken derselben dadurch gewiß nicht selten befördert wird. Die Blüthenzeit der Perserinnen dauert in der Regel nicht länger, als 8 bis 10 Jahr. Sie beginnt mir dem 10ten oder 11ten Jahre, und hat mit dem zwanzigsten gewöhnlich ihr Ende erreicht. Mit diesem Alter ist die muntere üppige Schönheit verschwunden, und anstatt der feurigen, liebesehnenden Augen, der anmuthig lächelnden vollen Gesichter findet man tiefäugige, zusammengerunzelte und zusammengeschrumpfte alte Hexengestalten. Haare und Augenbraunen der Weiber werden gefärbt und der Oberkörper wird mit Figuren bemalt, welche vom Halse bis zum Nabel reichen. Da die persischen Frauenzimmer ihre Kleider vorne offen tragen, sind die aufgemalten Figuren Allen sichtbar.

Der leichtern Uebersicht wegen theilt man die Volksmasse Persiens in 4 Abtheilungen. Zur ersten gehören die verschiedenen Staatsbeamten und das Militair; zur zweiten die Bewohner der Städte, zur dritten die Bewohner der Dörfer, und zur vierten alle Nomadenstämme. Die Regierung ist despotisch. Die höchsten Staatsbeamten und Edelleute hängen ganz von der Willkühr und den Launen des Tyrannen ab. Eine Folge davon, daß die Hochgestellten so rücksichtslos behandelt werden, ist, daß diese sich ebenso gegen ihre Untergebenen benehmen, und daher nicht minder stolz, gebieterisch und grausam gegen diese sind, als sie gegen ihren Tyrannen unterwürfig und kriechend sein müssen. Die Tyrannei geht von Stufe zu Stufe abwärts. Selbst der vornehmste Edelmann ist seines Lebens keinen Augenblick sicher. Hat er sich nur das kleinste Vergehen zu Schulden kommen lassen, so wird er auf einen Wink des Tyrannen durchgeprügelt, gemißhandelt und verstümmelt. Um sich in der Gunst des Despoten zu erhalten, werden demselben große Geschenke gemacht und die gröbsten Schmei-

cheleien gesagt. So gehts durch alle Stufen vom Obersten bis zum Untersten, und mit seltenen Ausnahmen sind Alle anmaßend, unredlich, voll Lug und Trug, und gränzenlos ausschweifend.

Die Perser bekennen sich zur mahomedanischen Religion. Die Religionslehre Mahomeds läßt sich auf sieben Hauptpuncte zurückführen.

1) Es giebt nur einen Gott;
2) Mahomed ist der größte Prophet;
3) den Körper zu reinigen, ist unerläßliche Pflicht;
4) die vorgeschriebenen Gebete müssen zu den bestimmten Zeiten verrichtet werden;
5) Almosen geben ist Bedingniß zur Seligkeit;
6) während des Monates Ramasan muß gefastet werden, und
7) das Wallfahrten nach der heiligen Stadt Mekka ist eine Gott wohlgefällige Sache.

Die Mahomedaner theilen sich in zwei Hauptpartheien, in die der Schiiten und der Sunniten. Die Schiiten, oder Anhänger des Ali, unterscheiden sich dadurch von den Sunniten, oder Anhängern Omars, daß sie den Koran (ihre Bibel) als einziges und höchstes Glaubens- und Gesetzbuch anerkennen, und das Buch der Ueberlieferungen, die Sunna genannt, welches die darnach benannten Sunniten dem Koran gleichschätzen, ganz verwerfen.

Die Mahomedaner halten den einigen Gott für ein einfaches Wesen, und verwerfen die Dreieinigkeitslehre. Sie glauben an Auferstehung, künftiges Gericht und Leben. Ist ein Mensch gestorben, besprechen Munkis und Nekis sich über seinen Glauben und über seine Handlungen. Je nachdem diese Besprechung ausgefallen, kommen die Seelen der Guten in den Bariak, und die der Gottlosen in das Thal von Bairuth, wo sie bis zur allgemeinen Auferstehung bleiben. Am Tage der großen Auferstehung nehmen Alle ihre frühere körperliche Hülle wieder an, und kommen auf der großen Ebene bei Mekka

zusammen, wo durch eine große Waage sowohl das Gute, als das Böse bestimmt wird. Die Schalen dieser Waage sind so groß, als das halbe Himmelsgewölbe. Nach beendigter Untersuchung wandern die Seelen über die Brücke Pulisirath, welche über die Hölle führt. Hier werden Gute und Böse geschieden; die Guten passiren über die Brücke in den Himmel, und die Bösen werden davon hinab in die Hölle gestoßen. Die Ansichten von der Beschaffenheit des künftigen Lebens sind bei den Persern getheilt. Einige Religionslehrer sind der Meinung, daß die Seele nur in rein geistigen Genüssen ihr Glück finde; Andere betrachten das Paradies als einen Ort, der die höchsten und feinsten sinnlichen Genüsse in größter Auswahl darbietet; als einen Ort, wo die himmlisch schönen Weiber, deren Anmuth und Schönheit nicht zu beschreiben, die Huris, sich befinden, und der Glückseligen harren. Die Höllenqualen bestehen in der höchsten Unzufriedenheit mit sich selbst, in einem nagenden Gewissen und in der Trennung des weiblichen Geschlechts von dem männlichen.

Mahomeds Religion schreibt den Anhängern derselben sehr viele Reinigungen vor, welches für die Bewohner der heißen Länder höchst ersprießlich, wenn auch zeitraubend ist. Doch wie so manches von Sectirern auf die Spitze gestellt und übertrieben wird, so geschieht dies auch hier mit den Reinigungen, wozu man fast die halbe Lebenszeit in Anspruch nimmt. Außer den sonstigen täglichen Reinigungen einiger Theile des Körpers wird noch wöchentlich 2 bis 3 Mal der ganze Körper gereinigt.

Die Mahomedaner in Persien haben, nach Vorschrift ihres Korans, fünf Gebete zu verrichten. In Erfüllung dieser ihrer Pflicht sind sie auch so treu, daß sie lieber die angenehmste Unterhaltung entbehren, und lieber den größten Verlust ertragen, als das Gebet zur bestimmten Zeit versäumen. Da es in Persien an öffentlichen Uhren fehlt, haben sie Ausrufer angestellt, welche von den hohen schlanken Thürmen (Minarets) die Betstunden aus-

rufen. An gewöhnlichen Werktagen verrichtet man dies ganz einfach, aber an Festtagen besorgen Mehre diesen Dienst, und singen dabei Loblieder zur Ehre Gottes. Damit ihre Stimme stärker werde, reißen sie mit den kleinen Fingern den Mund auseinander, halten sich die Ohren mit den Daumen zu, und brüllen so stark, daß sie in großer Entfernung vernommen werden. Sobald man die Ausrufer vernommen, verrichten Alle ihre Gebete, gleichviel, wo sie sich befinden. Wenn sie sich zum Gebet anschicken, kleiden sie sich bis aufs Hemd aus, setzen einen einfachen Turban auf und fangen ihre Reinigung an. Ist dies beschafft, ziehen sie sich wieder an, breiten den Teppich aus, kauern nieder, bemalen sich den Bart, nehmen den Rosenkranz und fangen an zu beten.

Die Gotteshäuser, Moscheen genannt, und meistens von Ziegelsteinen erbaut, haben große runde Kuppeln mit dünnen, spitzen Thürmen. An den Eingängen zu den Moscheen findet man Wasserbehälter, damit die Eintretenden die Reinigung vor dem Gebete vornehmen können. Da Mahomeds Glaube die Bilder belebter Wesen untersagt, so ist das Innere der Moscheen sehr einfach. Statt der Bilderverzierungen findet man an den Wänden Sprüche aus dem Koran und den Fußboden mit einem Teppich bedeckt. Von Vornehmen werden die Moscheen selten besucht, und die gemeinen Leute unterhalten sich in denselben auf allerlei Weise, sie essen und trinken darin, rauchen Taback, sprechen mit einander, lesen und schlafen. Christen und Juden dürfen, bei Todesstrafe, in Persien keine Moscheen betreten, und wenn es aus besonderer Rücksicht einmal geschieht, muß es heimlich und verkleidet geschehen.

Der Koran bildet sowohl das Religions- als das bürgerliche Gesetzbuch. Gleiches mit Gleichem vergelten, ist die Grundlage des mahomedanischen Gesetzes. Verwundungen werden mit Verwundungen, Todtschlag wird mit Todtschlag gleicher Art der getödteten Subjecte bestraft. Die Entscheidungen der Gerichte müssen auf Stel-

len des Korans oder auf Ueberlieferungen von Mahomed, und in Criminalfällen auf das Gewohnheitsrecht gegründet sein. Die Processe werden in kurzer Zeit entschieden. Doch entscheidet hier nicht das Recht, sondern die Größe des Geschenks, welches man dem Richter bringt, und ist daher für die Unterklasse gegen Hochstehende selten Recht zu erlangen. Die Justizbeamten sind zu gleicher Zeit Religionsdiener. Die höchste Stelle bekleidet der Scheik, die zweite der Kadi, die dritte der Mufti. Während der Verhandlungen raucht der Richter sein Pfeifchen, und erkennt schon aus der Kleidung der vorgeführten Personen, bevor er die Partheien befragt, wer Recht oder Unrecht hat. Der Klagende hat dem Richter eine Bittschrift zu überreichen und für die Citation der beklagten Parthei sogleich ein Geschenk einzuhändigen. Sind beide Partheien mit ihren Zeugen, die sich für Geld erkaufen lassen, erschienen, suchen sie sich durch Schreien, Betheuern und gegenseitiges Schimpfen Recht zu verschaffen. Der Lärm ist zuweilen so arg, daß der Richter weder den Einen noch den Andern verstehen kann, weshalb er denn, wenn die Streitenden der untern Volksklasse angehören, seine Diener auf sie losprügeln läßt, um die Ruhe herzustellen. Sind die Partheien vornehmen Standes, hält sich der Richter die Ohren zu, um die Streitenden nicht zu hören. Straßenlärm wird durch die Bastonade oder durch Geld bestraft.

Soll Einer die Bastonade aushalten, muß er sich rücklings auf den Boden legen. Darauf werden ihm beide Beine in die Höhe gehoben und an einen Pfahl festgebunden. Nach dieser Verrichtung erhält er eine bestimmte Anzahl von Stockschlägen auf die bloßen Fußsohlen. Nicht selten aber befreit man sich von der Bastonade dadurch, daß man gleich nach ertappter That dem Diener der Gerechtigkeit ein bedeutendes Geschenk in die Hände spielt. Bei allen Verbrechen sind in Persien Bestechungen anwendbar, aber nicht bei Diebstahl und Mord. Ist der Mörder sehr reich, so daß er dem Richter ganz

bedeutend geben kann, schenkt dieser ihm ein geneigtes Ohr und schlägt dem Klagenden vor, Entschädigung anzunehmen, aber will der Betheiligte sich dazu nicht verstehen, so wird der Mörder ihm überliefert. Die Amtsdiener bringen alsdann den Missethäter an den dazu bestimmten Ort, wo er von den Verwandten des Gemordeten selbst nach Gutdünken, oder von den Dienern der Gerechtigkeit gepeinigt wird. Mord kommt übrigens selten, Meuchelmord gar nicht vor. Gefängnisse finden wegen der schnellen Rechtspflege nicht Statt. Ueberaus hart wird der falsche Eid bestraft. Man stopft dem, welcher falsch geschworen hat, den Mund mit Flachs oder Leinwand voll, und gießt dann geschmolzenes Blei hinein. Betrüger brandmarkt man auf der Stirn. Diebstahl mit Einbruch und Falschmünzerei bestraft man durch Abhauung der Hand. Haben Kaufleute falsches Maaß und Gewicht gebraucht, bekommen sie eine Strohmütze auf den Kopf, ein Brett mit einer Klingel um den Hals, und werden so durch den Ort geführt. Soll eine Todesstrafe vollzogen werden, bindet man den Verbrecher so auf ein Kameel, daß der Kopf gegen den Boden herabhängt. Nachdem man ihm hierauf den Bauch aufgeschnitten hat, wird er durch den Ort geführt, und dazu Beauftragte rufen aus, weshalb die Hinrichtung stattgefunden. Diebe werden auf eine eigene Weise bestraft. Man bindet nämlich die Wipfel zweier starker Bäume mit einem starken Seile zusammen, und an jeden einen Fuß des Verbrechers. Die Wipfel werden davon stark herunter gezogen und der Dieb hängt, mit dem Kopf zur Erde, schwebend in der Luft. Darauf schneidet man das Seil entzwei, damit die Baumwipfel in die Höhe fliegen und den Körper des Diebes entzwei reißen können. Auch kommt es vor, daß man den Menschen die Haut abzieht (schindet) oder ihnen die Augen ausreißt, oder sie der Länge nach in Stücke schneidet. Die Strafen, welche den Großen zuerkannt werden, sind ebenfalls sehr hart. Hat ein Hochstehender sich den Un-

willen des Schahs zugezogen, läßt dieser ihm den Kopf abschneiden, und bei schweren Verbrechen werden die Strafen noch durch Peinigungen gesteigert. So ließ z. B. einmal ein Schah einen zum Peinigen Verurtheilten die Hände an die Brust nageln, und ihm 200 Stockschläge auf den Rücken geben.

Ehe wir zu den Bewohnern eines andern Landes übergehen, müssen wir noch der Parsen gedenken, die in den Wüsten von Karamanien gegen den persischen Meerbusen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram wohnen und auch Gebern, Gauern, d. i. Ungläubige und Feueranbeter, genannt werden. Dies wenig bekannte, in der Unwissenheit glückliche Volk ist arbeitsam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern sind sanft; sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heirathen nur eine Frau, unb leben streng und mäßig. Ehescheidung und Vielweiberei sind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den ersten neun Jahren unfruchtbar, so darf der Mann neben derselben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einziges höchstes Wesen, das sie den ewigen Geist oder Yerd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben sie durch verständige Wesen belebt, erkennen das Licht als Grundursache des Guten, die Finsterniß als die des Bösen, und beten endlich, wie man sagt, das Feuer an, wovon sie auch den Namen erhalten haben. Sie selbst aber sagen, daß sie es nicht anbeten, sondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes hegen, weswegen sie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaster schon vor 4000 Jahren entzündet haben soll. Ihr heiliges Buch heißt Zeed-Avesta. Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern ist es, die Todten auf den Mauern ihrer Kirchhöfe den Vögeln Preis zu geben, wobei sie genau acht geben, welchen Theil diese Thiere zuerst verzehren, und daraus auf das Schicksal des Verstorbenen schließen.

Die Bewohner des Kaukasus.

Die Osseten.

Dies ist ein halb wildes Volk, und lebt zum großen Theil unabhängig unter eigenen Oberhäuptern. Rußland hat es schon öfter versucht, und versucht es auch gegenwärtig noch, sie sämmtlich unter seinen Scepter zu bringen; allein bei dem kriegerischen Muthe des Volkes und der Beschaffenheit des Landes wird es ihm schwerlich gelingen. Man hat früher Versuche gemacht, sie zum Christenthum zu bringen und deshalb große Opfer gebracht, aber vergeblich. Wohl ließen sie sich taufen, und nahmen die ihnen gemachten Geschenke, aber das Gemüth war für dieses Heil nicht empfänglich, um die Lehren desselben kümmerten sie sich blutwenig. Sie wohnen zerstreut in Dörfern, und wird jedes Dorf von zwei Aeltesten beherrscht, denen es obliegt, die Zwistigkeiten der Einwohner zu schlichten und die Ordnung zu handhaben. Sie essen gewöhnlich ungesäuertes Waizen- oder Gerstenbrot, das sie in Asche backen, oder auch essen sie Kuchen von Hirse oder Roggen. Als Fleischspeisen haben sie Ochsen- oder Hammelfleisch, und die Armen Schweinefleisch. Der Feldbau ist sehr beschwerlich, weshalb nicht selten Noth entsteht. Sie sind ziemlich gut gebaut, stark und kräftig, doch selten mehr als reichlich 5 Fuß hoch. Beide Geschlechter sind selten dick, aber fleischig und breitschultrig. Die Weiber sind nicht hübsch, denn sie haben eine platte Nase und öfters rothes Haar. Die Osseten haben weder Priester noch gottesdienstliche Gebräuche. Kreuze und alte Kirchen, welche man noch jetzt in ihren Wäldern findet, geben Zeugniß von ehemaligem Vorhandensein des Christenthums, aber jetzt werden diese Zeugen des Herrn dazu benutzt, um Auerochsen und Steinböcke daselbst zu opfern. Bei den Opfern verrichten die Wahrsager, welche bei ihnen in

großem Ansehen stehen, die Ceremonien, und haben nebenbei auch das Geschäft, den Leuten die Zukunft zu enthüllen, wofür sie sich aber sehr große Summen geben lassen. Sie verehren vorzüglich drei Gottheiten: Merissa, Beschützerin der Bienen; Seosseres, unter dessen Obhut die Heerden stehen, und Tliebs, welcher die Schmiede beschützt. In großem Ansehen unter ihnen steht der Prophet Elias, dem viele Felsen und Hügel geheiligt sind, und dem Ziegen geopfert werden. Da man glaubt, daß Elias die Menschen durch Blitze tödtet, so sieht man die Gewitter, als von ihm ausgehend, an, und schätzt den vom Blitz Getödteten für höchst glücklich. Vor Beerdigung eines so Glücklichen gehen viele festliche Tage der Bestattung voran. Das Grab eines solchen deckt ein großer Steinhaufen, neben welchem man zwei große Stangen aufrichtet, woran man seine Kleider und die Haut eines schwarzen Bockes aufhängt. Auch den Sternschnuppen bezeigen die Osseten große Verehrung, da sie sie als fliegende Kreuze oder Heilige betrachten. Raub halten sie für erlaubt, und soll ein solcher ausgeführt werden, haben die Aeltesten die einflußreichsten Stimmen und treten in der Regel an die Spitze der Schaar. Blutrache zu üben halten sie für eine heilige Pflicht, welche sich vom Vater auf den Sohn vererbt, wenn sie früher nicht erfüllt werden konnte. Die Blutrache ist die Ursache der vielen Kriege unter den einzelnen Stämmen, denn die Folgen derselben erstrecken sich auf die ganze Familie dessen, welcher dazu die Veranlassung gab. Sucht man auch die Blutrache durch Loskaufung zu vermeiden, so gelingt dies doch selten; haben die nächsten Angehörigen des Gemordeten sich auch dazu verstanden, so lauert öfters ein entfernter Verwandter im Hinterhalt, und sucht, wenn auch nach vielen Jahren, seinen Vetter zu rächen. In einem eben so hohen Grade als Blutrache geübt wird, findet auch die Gastfreundschaft unter ihnen Statt. Diese Gastfreundschaft besteht in einem Freundschaftsbund zwischen Einzelnen oder zwischen

ganzen Familien, den kein Theil zu brechen wagen darf, ohne sich der Strafe des Meineids schuldig zu machen, und vom ganzen beleidigten Stamm auf immer gehaßt zu werden. Der Konak (Gastfreund) darf auf den, welcher ihn aufgenommen hat, auf das sicherste rechnen. Wollen Feinde den Gastfreund berauben oder tödten, so läßt die Familienmutter ihn an ihrer Brust saugen, und erkennt ihn dadurch für ihren Sohn. Die auf diese Weise gewonnenen Brüder sind verpflichtet, ihn bis zum letzten Lebenshauche zu vertheidigen, und wenn er fällt, ihn eben so zu rächen, als den Blutsverwandten.

Es ist nicht Sitte bei den Osseten, daß die Frauen sich wieder nach dem Tode ihrer Männer verheirathen, sondern dieselben müssen sich bei der Leiche durch Schreien, Zerraufen des Haares und Zerschlagen des Gesichts und der Brust drei Tage lang martern.

Die Georgier

wohnen am südlichen Abhange des Kaukasus. Sie sind freilich im Anfange des fünften Jahrhunderts schon zum Christenthum bekehrt, aber durch immerwährende Unruhen, Bedrückungen und räuberische Einfälle ihrer Nachbaren in einen traurigen Zustand der Unwissenheit und Rohheit herabgesunken. Georgien ist eine russische Provinz, aber überaus verödet und entvölkert, Tausende von Ruinen von Kirchen und Schlössern zeugen von dem ehemaligen Wohlstande. Ihre Kirchen liegen alle auf hohen Bergspitzen und empfangen viele Verehrungen von ihnen, wiewohl sie selten hineingehen. Der Menschenhandel wurde hier bisher im hohen Grade getrieben; insbesonders der Handel mit jungen Mädchen nach der Türkei. Da die Schönheit der hiesigen Frauenzimmer allgemein anerkannt ist, und dieselben dabei viele Gewandtheit des Geistes zeigen, so wurden sie von den morgenländischen Großen erstanden, um in den Harems den Lüsten derselben zu fröhnen. Auch das männliche Geschlecht gehört

zu den schönsten Menschen, welches den Weibern an Geist und Geschmeidigkeit nicht nachsteht, aber faul, viehisch-wollüstig, unmäßig und rachsüchtig ist. Ist Einer gestorben, wird ihm vom Bischof eine Messe gelesen, wofür demselben eine große Summe entrichtet werden muß. Reicht der Nachlaß des Verstorbenen dazu nicht aus, werden auch Wittwen und Kinder verkauft. Dafür bekommt aber auch die Leiche vom Bischof einen Brief an den heiligen Petrus mit, worin bezeugt wird, daß der Verstorbene ordentlich zur Erde bestattet und die Gebühr dafür entrichtet sei, und stehe daher seinem Eintritt in den Himmel nichts im Wege.

Zu den Georgiern gehören auch die Mingrelier. Sie sind eben so roher Gemüthsart, als die Georgier und dabei noch sehr schmutzig. Obgleich auch wohlgewachsen, empfiehlt sich das weibliche Geschlecht doch nicht so sehr den auswärtigen Großen zum Verkauf, denn es verunstaltet sich durch das Bemalen der Wangen und Augenbraunen. Diebstahl und Menschenraub gehören zur Tagesordnung, und der Mingrelier nimmt so viele Weiber, als ihm nur immer möglich, um recht viele Kinder zu bekommen, die er mit großer Lieblosigkeit dem Meistbietenden verkauft. Gebrechliche oder schwächliche Kinder, die keine Käufer finden, bringt man ohne Bedenken um. Mit Kranken und Bejahrten verfährt man auf ähnliche Art; man schlägt sie nämlich todt und glaubt, ihnen eine Wohlthat damit zu erweisen. Verstorbene stehen 40 Tage lang über der Erde. Während dieser Zeit trauern die Anverwandten dadurch, daß sie sich die Brust zerschlagen, das Haar ausraufen und das Gesicht zerkratzen. Ist die Beerdigung geschehen, überläßt man sich den wildesten Lustbarkeiten und Ausschweifungen.

Die Tscherkessen (Zirkassier).

Dieses Volk bewohnt den nordwestlichen Abhang des Kaukasus und die daran stoßenden Ebenen bis zum Ku-

ban, welches man zusammen die große und kleine Kabarda nennt. Sie scheiden sich in 4 Klassen: 1) in Pscheh, Fürsten, 2) in Usden, Edle, 3) in Freigelassene der Edlen, 4) in Tschochotl oder Leibeigene. Die niederen Klassen sind verpflichtet, den höheren gewisse Dienste zu leisten, besonders ihnen die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu liefern, ohne jedoch in einem sclavischen Verhältnisse zu ihnen zu stehen; die Usden müssen den Krieg des Fürsten, den sie sich nach Gefallen wählen können, führen, und seine Schulden bezahlen; ebenso sind die Leibeigenen verbunden, die Räubereien der Usden, die nicht selten Statt finden, auszugleichen. Die Zirkassier sind ein schöner und kräftiger Menschenschlag. Die Männer zeichnen sich durch einen regelmäßigen Wuchs und musculösen Körper aus, mit breiten Schultern und breiter Brust, braunen Augen, dunklem Haare und hohem schmalen Kopfe. Die Frauen und Mädchen sind wegen ihrer Schönheit überall berühmt. Man sieht bei ihnen sehr auf ein rothglänzendes Haar und auf eine schlanke Taille. Schon in der Jugend wird den Mädchen ein starker Gürtel fest um den Leib genäht, welcher erst durch den Dolch des Bräutigams gelös't werden darf. Obgleich Wohlbeleibtheit und Fettsein sonst zur morgenländischen Schönheit gehört, so sucht man doch die zirkassischen Mädchen schlank und dünn zu erhalten. Eine verheirathete Zirkassierin darf sich selbst vor ihren Schwiegereltern nicht eher sehen lassen, bis sie Kinder hat. Auch der Gemahl darf seine Frau bis dahin nur heimlich besuchen, und während dieser Zeit nicht durch die Hausthür, sondern nur durch das Stubenfenster zu ihr kommen. Nach der ersten Niederkunft erhält die Tochter auch erst die Mitgift von ihrem Vater, der sie alsdann besucht, ihr die Mütze abnimmt, und den Schleier der Weiber umhängt. Beide Geschlechter lieben sehr den Putz, daher sind ihre Kleider größtentheils mit Gold und Silber durchwirkt. Die Rüstung der Zirkassier besteht aus glänzendem Panzer, Helm, Armschienen von polirtem Stahl, kostbarem Gürtel, Köcher, Degengehänge;

Flinten, Pistolen und Dolchen. Die Lebensweise der ärmeren Classen ist ganz einfach, die der Vornehmeren aber höchst ausschweifend; wenn sie nicht rauben oder jagen, so bringen sie oft viele Tagelang in Trinkgelagen zu. Die Blutrache findet auf ächt morgenländische Weise bei diesem Volke Statt. Ist Einer ermordet, so darf der nächste Verwandte des Ermordeten nicht eher ruhen, bis der Mörder wieder ums Leben gebracht ist, falls er nicht von Allen verabscheut sein will. Nicht nur erbt solche Rache von Vater auf Sohn, sondern sogar von Stamm auf Stamm, und wird auf diese Weise der Grund fortwährender Fehden. Stehen Fürsten gegen einander in Blutrache, müssen sie, wo sie sich begegnen, auf Tod und Leben in Kampf gehen. Versteht die Familie des Getödteten sich aber dazu, sich mit dem Mörder abzufinden, so bestimmt die Versammlung eine Geldstrafe, die der Todtschläger zu erlegen hat. Der Diebstahl wird, bei geschickter Ausführung, für etwas Ehrenvolles gehalten, läßt aber der Dieb sich bei der That ertappen, so muß er das Gestohlene mehrfach ersetzen. Gastfreundschaft wird bei den Zirkassiern wie fast bei allen Völkern des Kaukasus für eine heilige Pflicht gehalten, und ein Gastfreund muß mit Blut und Leben geschützt, zum nächsten Bundesverwandten geleitet und die ihm zugefügte Beleidigung, wie die eines Blutfreundes gerächt werden. Sie bekennen sich zum Islam, sind erbitterte Feinde der Russen, und leben mit diesen, obgleich sie ihre Vasallen sind, auch gegenwärtig in blutigem Kriege.

Die Bewohner von Kleinasien.

Die Türken oder Osmanen.

Die Türken machen reichlich den dritten Theil der Einwohner Kleinasiens aus. Sie haben ein länglich

rundes Gesicht, dunkle Augen, starke Augenbraunen, gerade Nasen und einen schönen Mund. Wegen ihres regelmäßigen, gewöhnlich hohen Wuchses, ihres vornehmen Einherschreitens und ihrer weiten Kleider gewähren sie ein stattliches Aussehen. Die Kleidung ist nicht der Mode unterworfen; lange, weite Beinkleider und darüber ein langes, faltiges Gewand mit einem Gürtel zusammen gebunden, findet man noch immer als Nationaltracht. Wenn der Türke reitet, ist er gestiefelt, und macht er zu Fuß irgend einen Besuch, trägt er lederne Pantoffeln, welche ausgezogen werden, ehe er in die Moschee oder in ein Zimmer geht. Auf dem Kopfe, welcher rasirt wird, trägt er einen Turban, der von Vielen sogar des Nachts nicht abgenommen wird. Der Türke raucht gern Taback und hält sehr auf kostbare mit Gold und Edelsteinen verzierte Pfeifen. Auf den Bart verwendet jeder Muselmann eine große Sorgfalt. Er läßt ihn lang wachsen, räuchert und salbt ihn, parfümirt ihn mit wohlriechenden Wassern und Essenzen, und es würde die höchste Beschimpfung sein, ihm denselben abzuschneiden.

Die Frauenzimmer kleiden sich so, wie die Männer, nur daß sie sehr viel auf Schmuck und Geschmeide halten. Den Rand der Augenlieder färben die Damen mit feinem schwarzen Pulver (Surmeh) und die Nägel mit Henna braun, dunkelgelb oder roth. Die Türken grüßen stehend, legen dabei die linke Hand aufs Herz und singen: Salam aleikon (Friede sei mit Euch), dabei behalten sie ihren Turban auf dem Kopfe, denn ein unbedecktes Haupt halten sie für Narrheit. Vornehme machen ihre Besuche gewöhnlich zu Pferde mit einem großen Gefolge von Dienern. In großen Städten sind auch Wagen zum Fahren im Gebrauche, werden aber vorzugsweise nur vom weiblichen Geschlechte benutzt. Bei Besuchen sind immer nur die Männer bei einander, indem die Frauen nicht in männlicher Gesellschaft erscheinen dürfen. Selbst bei den untern Klassen gehen sie

verschleiert aus, daß man von ihrem Gesichte nur die Augen sehen kann. Die Wohnung der Frauen, Harem (d. h. verbotener Ort) genannt, ist in jedem türkischen Hause von dem Theile, in welchem die Männer wohnen, geschieden. Das Zimmer der Männer heißt Selamlik (d. h. Begrüßungszimmer). In der Türkei ist die Vielweiberei erlaubt, und die Reichen machen davon auch nicht selten Gebrauch. Daß in solchen Verhältnissen nicht vom häuslichen Glück die Rede sein kann, so wie wir es kennen, ist leicht begreiflich. Doch der Türke entbehrt dies auch nicht. Wenn er nur in Gemächlichkeit und Unthätigkeit leben, dabei seiner groben Sinnenlust fröhnen kann, fühlt er sich schon beglückt.

Das weibliche Geschlecht seufzt im Morgenlande unter einer großen Bedrückung, wovon Mahomed wohl die Schuld trägt, da er sie in seinem Koran sowohl von den Uebungen der Religion, als von der Seligkeit ausgeschlossen hat. Es gelangt nie zur Mündigkeit, auch dann noch nicht, wenn es sich verehelicht. Das Mädchen wird verheirathet, ohne daß sie darum befragt worden, und ist genöthigt, ihrem Manne, den sie vorher noch nicht gesehen hat, sclavisch zu gehorchen. Um die Erziehung der Weiber wird sich nicht bekümmert. Es ist den Männern genug, wenn sie nur schöne Weiber in ihrem Harem haben, ohne darauf zu sehen, ob dieselben auch moralisch gut und religiös sind. Auf der Straße biegt der Morgenländer dem Weibe aus, als sei es ein verpestetes verabscheuetes Wesen. Er darf nie mit andern Frauen in Berührung kommen, daher es ihm denn auch nicht erlaubt ist, in das Zimmer seiner Frau zu gehen, wenn sie weiblichen Besuch hat. Es ist Sitte, die Frauen zu kaufen, und die Summe, die für die Braut bezahlt wird, heißt der Preis ihres Blutes. Aecht eheliches Glück und eheliche Zufriedenheit ist den Weibern der Morgenländer unbekannt, weshalb denn auch das Trachten derselben im Harem nur dahin gerichtet ist, sich Juwelen und Kostbarkeiten zu erwerben, die ihnen

nach dem Ableben des Mannes bleiben, selbst dann auch, wenn dieser mit der seidenen Schnur erwürgt würde. Gegen den Mann, der nicht selten den Despoten macht, betragen sie sich wie Sclavinnen, kriechen, heucheln große Anhänglichkeit und Liebe, bringen ihm Pantoffeln und Pfeifen, bereiten ihm die Mahlzeit, schenken Kaffee ein, verjagen die Fliegen, wenn er den Mittagsschlaf hält, und dies Alles nicht aus Liebe, sondern um sich in seiner Gunst festzusetzen und Geschenke zu erhalten. Will man übrigens die weibliche Bestimmung nicht zu scharf ins Auge fassen und die kalte Behandlung des despotischen Mannes nicht zu hoch in Rechnung bringen, so ist nicht zu läugnen, daß die vornehme Türkin ein recht gemüthliches Leben führt. Sie liegt mit der sehr langen Pfeife auf dem Sopha und raucht, trinkt ihren schwarzen ungezuckerten Kaffee dazu, schläft, badet einen Theil des Tages und der Nacht, putzt sich, und bekümmert sich eben so wenig um das Hauswesen, als um die Erziehung ihrer Kinder. Die Weiber des Harems werden von Verschnittenen (Eunuchen), welche meistens Schwarze aus Afrika sind, bewacht. Diesen Unglücklichen liegt auch in der Regel die erste Erziehung der Söhne ihres Herrn ob.

Die Wohlthätigkeit der Morgenländer ist sprichwörtlich geworden. Die Armuth wird mit einer Art Ehrerbietung gepflegt. Bei Festen und Feierlichkeiten gedenkt man stets der Armen auf eine sehr nachahmungswürdige Weise.

Die Bauart der Häuser ist hier fast eben so, als in Persien. Die Dächer sind platt, und man hält sich des Abends auf denselben der Kühlung wegen auf, und in Sommernächten dienen sie auch als Schlafstellen. Bei den Reichen ist der Fußboden mit schönen Teppichen bedeckt, an den Seiten sind niedrige, breite Sophas mit Kissen, und die Wände sind in der Regel bemalt.

Die Nahrung der Armen besteht aus Pillau, welcher aus gekochtem Reis mit vielem Gewürze, und mit

Schnitten von Schaf- oder jungem Ziegenfleische bereitet wird, und aus Jaurt, welcher gleichfalls aus Reis gemacht, aber mit saurer Milch und etwas Rosenwasser zusammen geknetet wird. Vornehme und Reiche genießen zu Anfang der Mahlzeit Suppe, dann Fleisch mit Gurken, Pillau und Backwerk. Der Wein ist nach dem Koran verboten, daher er nur heimlich getrunken wird. Opium, welches sehr betäubend wirkt, genießen nur Wenige. Die Opiumtrinker haben eine todtenbleiche Gesichtsfarbe, matte, glänzende Augen und verstörte Gesichtszüge.

Die Kurden.

Dem Namen nach steht ein Theil der Kurden unter persischer, der andere unter türkischer Oberhoheit. In der Wirklichkeit aber sind die Kurden frei unter eigenen Häuptlingen, und lassen sich eben so wenig von den Persern als von den Türken Gesetze und Befehle vorschreiben. Der Kurde trägt hohe spitze Pelzmützen, der persische weiße, und der türkische rothe, im Uebrigen unterscheiden sie sich in Hinsicht der Kleidung nicht von den Persern und Türken. Das weibliche Geschlecht hat bei den Kurden sehr schöne Gesichtsformen. In der Regel trifft man bei demselben Adlernasen und große schöne Augen. Das Gesicht hat gewöhnlich eine matte Mahagonifarbe und drückt einen liebenswürdigen und freimüthigen Character aus. Es ist als Mädchen sehr bescheiden, und als Weib im hohen Grade keusch. Die Kurden sind nicht so eifersüchtig auf ihre Weiber, als die Perser und Türken, weshalb sie denn auch entschleiert umhergehen dürfen und nicht so streng bewacht werden, als es sonst im Oriente Sitte ist. Sie sind in viele Stämme getheilt, hassen die ansässige Lebensweise und treiben nur wenig Ackerbau, dagegen desto mehr die Vieh-, vorzüglich die Schaf- und Ziegenzucht; außerdem sind sie die verwegensten Räuber, die nicht selten den größten Karavanen gefährlich werden. Der Stamm

Sorani hält es für eine Gott wohlgefällige Handlung, einen Türken, Juden oder Christen zu morden. Bricht in einer ihrer Familien eine Krankheit aus, oder widerfährt derselben sonst etwas Uebles, so glauben sie den Himmel dadurch versöhnen zu können, wenn sie ausgehen, und den ersten besten Ungläubigen, welcher ihnen begegnet, tödten. Es findet bei ihnen keine Andacht Statt, indem sie Gebete für ganz nutzlos halten. Den Teufel halten sie mit Gott gleich mächtig, glauben aber, daß er viel thätiger sei, als Gott, weshalb er von ihnen so gefürchtet wird, daß man in ihrem Beisein den Namen desselben nicht einmal aussprechen darf. Sie sind zwar Mahomedaner, glauben aber doch an Seelenwanderung, und hüten sich daher außerordentlich, Blut von Thieren zu vergießen, obgleich sie beim Vergießen von Menschenblut die größte Gleichgültigkeit zeigen. Die Häuser der kurdischen Dörfer stehen gewöhnlich am Abhange der Berge und sind aus Lehm oder Stein gebaut. Jedes der platten Dächer hat eine kleine runde Oeffnung, damit der innere Raum erhellt werde, wenn die Thür geschlossen ist. In jeder Hütte ist ein Heerd, um welchen sich die Familie in der kälteren Jahreszeit versammelt. Die Landwirthschaft betreibt man fast durchgängig mit Ochsen, und zum Packtragen gebraucht man Esel, denen man die Packsättel weder bei Tage noch bei Nacht abnimmt. Gastfreundschaft ist ihnen nicht heilig, und selbst der Fremde, der mit ihnen unter einem Dache wohnt, ist nicht sicher, daß er von seinem Wirthe nicht bestohlen oder rein ausgeplündert werde.

Die Drusen.

Die Drusen bilden eine Völkerschaft in Syrien und bewohnen daselbst ein sehr rauhes Gebirgsland. Es sind starke, an jegliche Entbehrung gewöhnte Menschen, von weißer, doch durch die Sonne gebräunter Farbe, die sich für Nachkommen von Europäern halten, und stam-

men wahrscheinlich von Kreuzfahrern ab, die sich dort niedergelassen und mit den Ureinwohnern des Landes vermischt haben. Ihre Sprache ist jedoch eine arabische Mundart, ihre Religion Fremden ein Geheimniß, und nur zum Scheine gewöhnlich die, welche in dem Lande, wo sie leben, gerade die herrschende ist. Unter sich fluchen sie allen andern Religionen, außer der ihrigen, besonders aber der christlichen, weil sie in Folge einer alten Sage glauben, daß die Europäer einst ihre Unterjocher sein werden. In ihrer Tracht, die sich merklich von den andern Bewohnern der dortigen Länder unterscheidet, ist das Horn merkwürdig, welches die Frauen von der Zeit ihrer Mannbarkeit an vorn am Kopfe tragen; es ist meist von steifem Papier oder sonst einem wohlfeilen Stoffe, anderthalb Fuß hoch, und mittelst einer seidenen Schnur befestigt. Darüber rollt in reichen Falten ein Schleier, welcher dem Gesichte ein malerisches Ansehen giebt. Ihre Nahrungsmittel bestehen gern in rohem Fleisch, und gierig greift man nach dem Herzen, der Leber ꝛc. eines neugeschlachteten Thieres und ißt sie roh. Ein freundlicher Zug ihres Characters ist die Gastfreundschaft und die löbliche Sitte, nie einen Menschen, der bei ihnen Schutz gesucht hat, irgend Jemanden preis zu geben; daher ihre Wohnsitze ein allgemeines Asyl für ganz Syrien werden. Uebrigens sind sie höchst unwissend, und selbst die Scheiks (vornehmer Adel) können nicht alle lesen und schreiben, doch unterhalten sie Bücher über die Geschichte ihres Volks. Sie stehen unter erblichen Emirn oder Fürsten, so wie diese wieder unter einem Großemir, und bezahlen jährlich eine bestimmte Summe Schutzgeldes an die Türken. Die Gewalt dieser Fürsten jedoch wird nicht nur durch die Scheiks, sondern auch durch das Volk selbst beschränkt, welches sich zu gewissen Zeiten versammelt und Vorschläge und Einrichtungen macht, die der Emir beachten muß.

Die Bewohner Arabiens.

Die große Halbinsel Arabien ist, was das Innere betrifft, noch sehr wenig bekannt. So wie zu den Zeiten Abrahams, so leben noch heut zu Tage hier die Völker, und wohl nirgends auf der Erde haben Land und Leute sich im Laufe der Jahrhunderte so wenig geändert, als in Arabien. An den Küsten des Meeres, und da, wo Wasser und fruchtbarer Boden vorhanden, ist das Land überaus fruchtbar und ergiebig und bietet den Bewohnern Unterhalt und Nahrung in Fülle, aber da, wo die glühende Wüste, wasserleer und pflanzenlos, in unabsehbarer Weite sich ausbreitet, leben die Söhne der Wüste (Beduinen), unter den Strahlen der sengenden Sonne, in erzväterlicher Einfachheit.

Die Araber sind entweder Hirten (Beduinen) oder Ackerbauer (Felahinen) oder Städtebewohner. Die Hirten, Beduinen, oder Wüstenbewohner sind von allen andern Völkern durch ihre Wüste abgeschnitten und verkehren nur mit denselben, wenn ihr Vortheil darauf beruht. Sie schweifen frei und unabhängig umher, und sind stolz darauf, daß sie, die immer in ihren Gränzen sich hielten, von allen Völkern Asiens das einzigste sind, das nicht unterjocht worden ist, und Bedrückung nicht kennen gelernt hat. Vor Annahme der mahomedanischen Religion waren sie dem Sternendienste ergeben und betrachteten die sieben Planeten als Untergötter des größten allmächtigen Gottes. Sie glaubten an gute und böse Geister, an Wahrsager und Zeichendeuter, an Gespenster, Träume, Offenbarung, Bezauberung, Elfen und Engel, an Seelenwanderung und an den ewigen Fortbestand der Welt. Die Milchstraße hielten sie für den Weg zum Himmel, und die Sterne des kleinen Bären für die Thore dazu. Die Blutrache war durch die Religion geboten, und allgemeine Beschimpfung und Verachtung traf den, der sie nicht vollzog. Wurden Verwandte und Freunde beschimpft,

die Harems verletzt, trat Rache ein, und langdauernde Entzweiungen zwischen einzelnen Stämmen und Familien waren die unausbleiblichen Folgen davon. Den Rittern Arabiens war das Ehrgefühl höchstes Gesetz, und Lanze und Schwerdt, Geliebte und Pferd, waren das Heiligste, das sie anfachte zu Thatendurst und Thatenruhm, das sie anfeuerte zur Ausübung der Gastfreundschaft, der Liebe und des Edelmuths. Aus dieser ächt arabischen Sitte mögen auch wohl die späteren europäischen irrenden Liebesritter, Romanzen und Romane herzuleiten sein. So war es früher. Die jetzigen Hirtenaraber haben viel von dem ritterlichen Sinne ihrer Vorfahren verloren, obgleich sie die Sitten und Gebräuche größtentheils beibehalten haben. Berggren sagt: Der ächte Beduine bietet in seinem Aeußern ein Bild der Wüste dar. Seine Statur ist klein, dürr, mager, sein Blick düster, sein Haar kraus, sein Bart kurz und rabenschwarz, seine Augen sprühen Feuer und sind klein, seine Haut ist braun, seine Sprache heftig und durch die Gurgel herausgestoßen, seine Geberden sind wild, lebendig und Schlauheit verrathend. Seine Wohnung ist theils das Himmels-, theils sein eigenes Zelt, und unter beiden ist er auf gleiche Weise frei und unabhängig. So wie er an jenem die Sterne beobachtet, und nach deren Lauf das Zeitmaaß und seine Schicksale bestimmt, so führt er um dieses seine Heerden und seinen Harem. Das Zelt ist immer von einem Gewebe von schwarzem Ziegenhaar. Die Form des Zeltes ist entweder rund oder oval. Das Innere des Zeltes ist in zwei Hälften getheilt, wovon die eine von den Weibern, die andere von den Männern bewohnt wird. Sobald ein Fremdling nach einem Orte kommt, wo Beduinen sich aufhalten, geht er mit seinem Salami alejkum (Friede sei mit dir) in das erste beste Zelt, und wird stets, selbst wenn der Eigenthümer abwesend ist, gastfrei empfangen und auf arabische Weise mit Kaffee, Lebben, Kameelmilch, Waizengrütze, trockenen Datteln, Dips, Honig oder geschmolzener Butter

bewirthet. Den Gebrauch der Löffel, Gabeln oder Messer kennt man hier nicht, sondern man bedient sich der Finger, außer bei Milch- und ähnlichen flüssigen Speisen, wo man eine Art Löffel aus dem Brodkuchen hineintaucht. Die Fleischspeisen werden entweder, ehe sie gekocht werden, mit dem Dolche zerhackt, oder nachher mit den Fingern aus einander gerissen. Es wird als eine große Artigkeit betrachtet, wenn dies der Wirth für einen Fremdling, der bei ihm als Gast ist, verrichtet. Ehe man sich zu Tische setzt, geht der Wirth um denselben mit einer Wasserschale herum, um den Gästen die rechte Hand zu waschen; darauf setzt er sich in einen Winkel des Zeltes, ruft beständig: Kol, Kol (iß, iß), macht, nachdem sich die Gäste gesättigt haben, aufs Neue mit der Wasserschale die Runde, und erst dann ißt er selbst. Die Frauen der Beduinen sind meist häßlich, und selten trifft man eine, welche erträglich aussieht, die meisten tragen schmutzige Lumpen, und scheinen sich seit ihrer Geburt nicht gewaschen zu haben. Lippen, Kinn, Arme und Hals tättuiren sie und färben das Innere der Hand und die Nägel der Hände und Füße mit Henna roth. Dazu kommen, als Schmuck, blaue Glaskorallen um Arme und Beine, ein grober Ring im Nasenknorpel, Silberklumpen in den Ohren, ein Stirnband von silbernen Münzen, seidene Bänder und Goldmünzen in das Haar geflochten. Die Augäpfel werden geschwärzt und die Brüste bis zu den Achseln empor gepreßt, damit man sie den Kindern, welche in einem ledernen Sacke auf dem Rücken hängen, über die Schultern reichen kann. Die Beduinen lassen sich alle beschneiden und beobachten zum Theil auch die Fastenzeit, Reinigung und Betstunden, sind aber dabei falsch, abgefeimt und diebisch, und halten Rauben und Plündern für ein erlaubtes Gewerbe. Sie stehen eigentlich unter keiner Regierung, und selbst ihre Emire haben wenig Gewalt, denn die Blutrache kann sich auch auf sie erstrecken. Die Weiber werden von den Männern despotisch regiert, denn sie werden be-

kanntlich, nach Mohameds Religion, wenig geachtet, indem sie von Gesetze ausgeschlossen sind. Man hat keine Schulen, und selbst die Scheiks können häufig weder lesen noch schreiben. Priester (Mollahs) werden nicht gebraucht, und eben so wenig Kirchen (Moscheen), denn die Familienväter besorgen in dieser Hinsicht das Nothwendige. Der Beduine bleibt sich immer gleich; man sieht ihn fast nie lachen; er ist eben so gleichgültig gegen Freude und Glück, als gegen Leid und Widerwärtigkeit. Die zahlreichsten und mächtigsten Wüstenaraber waren früher die Wahabiten. Sie sind in religiöser Hinsicht, wenn man Mohameds Religion mit der christlichen vergleichen will, ungefähr das, was die Protestanten unter den Christen sind. Ihr Stifter, Abd-el-Wahab, geb. 1720, lehrte, daß die mündlichen Ueberlieferungen zum Koran abgeschafft werden müßten, daß die Himmelfahrt Mohameds eine Sage sei, und der Prophet Mohamed nur als weiser frommer Mensch betrachtet werden müsse. Er nahm bloß zum Glaubensbekenntnisse die Worte an: Es ist kein Gott, außer Gott. Er eiferte gegen die abgöttische Verehrung Mohameds, gegen die Weichlichkeit und den Prunk der Muselmänner und den Prunk ihrer Moscheen, und verbot selbst den Gebrauch des Kaffees und des Tabacks. Seine Anhänger breiteten sich über das ganze Nedsched aus, beunruhigten in vielen Raubzügen Syrien, die Gegend von Bagdad, und bemächtigten sich selbst der heiligen Städte Mekka und Medina, wo sie vieles zerstörten und unermeßliche Reichthümer mit fortschleppten. Mehemed Ali und seinem Sohn Ibrahim gelang es endlich, die Wahabiten mehrmals zu schlagen, ihnen die heiligen Städte wieder zu entreißen, und selbst ihre Hauptstadt Drehyeh zu erobern und zu zerstören. Jetzt sind sie äußerst geschwächt, leben zerstreut, aber als vertilgt sind sie nicht zu betrachten. In Beziehung auf Sitten und Gebräuche gleichen sie, wie in allen andern Stücken, den Beduinen Die seßhaften Araber in den Städten halten sich, wenn ihre Umstände es erlauben,

mehre Sclaven, welche in der Regel Neger sind. Die Sclavinnen in den Harems kommen sämmtlich aus Habesch. Erhält eine Sclavin von ihrem Herrn ein Kind, ist er verpflichtet, sie zu heirathen. Viele Einwohner der Städte am rothen Meer halten sich keine andere Frauen, als Habessinierinnen, theils weil diese wohlfeiler, theils weil sie denksamer sind, als die arabischen Weiber. Unverheirathete Männer findet man selten, und wenn Fremde sich längere Zeit in den Städten aufhalten, kaufen sie sich eine Sclavin, welche sie bei ihrer Abreise wieder verkaufen.



Völkerkunde

oder

Lebensweise, Sitten und Gebräuche

der verschiedenen Völker.

Afrika.

Afrika (Unkolt) wurde früher von den Griechen Lybien (Löwenland) genannt. Der ganze Erdtheil ist, mit Ausnahme der Landenge von Suez im Osten, von Meeren umflossen, und wenn die Küsten dem Schiffer gastliche Häfen gewährten, so würde Afrika sich mit allen Erdtheilen in Verbindung setzen können.

Die drei Meere, welche den Kontinent umfluthen, sind der Indische Ocean im Osten und Süden, der Atlantische im Westen und das Mittelmeer im Norden. Der größte Theil von Afrika liegt in der heißen Zone zwischen den beiden Wendekreisen, nur ein kleiner Theil befindet sich in der gemäßigten Zone. Wegen der Lage und Beschaffenheit des Landes ist es hier viel heißer, als in den andern Tropenländern unter gleicher Breite. Die Länder der heißen Zone haben nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse. Beinahe 8 Monate des Jahres hindurch genießt man in Afrika schönes Wetter bei einem reinen, wolkenlosen Himmel, von dessen intenser Bläue, welche dem Indigo gleich ist, der unter ihm gedeiht, sich der im hohen Norden wohnende Europäer keinen Begriff machen kann. Morgen- und Abenddämmerung ist hier unbekannt; wie die Jahreszeiten schroff wechseln, so auch Tag und Nacht. Schnell steigt die Sonne des Morgens über den Rand der Wüste oder des Meeres senkrecht empor, so daß das Auge den hellen Glanz des

leuchtenden Taggestirnes kaum zu ertragen vermag, und ebenso steigt sie auch wieder in die Ebene hinab. Nach 8 Monaten tritt endlich die Regenzeit ein. Heftige Donnerschläge und Stürme verkünden die Erquickung der Natur. Alles erwacht zum neuen Leben; die Wüste wird grün, und Seen und Sümpfe bilden sich vor uns und um uns. Faule Dünste, welche der Entwickelung giftiger Insectenwolken so günstig sind, steigen nun in Masse aus den Niederungen auf. Die dort befindlichen Fremden, die Europäer, fühlen dann den Keim des verderblichen Tropenfiebers, den Keim des Todes in sich, dem sie auch nur selten entgehen. Auch die trockene Jahreszeit trägt zur Entwickelung dieses Fiebers bei, wenn der Fremde sich des Nachts gegen die Kälte der Luft, die oft plötzlich eintritt, nicht sorgfältig verwahrt. Zwischen den beiden Wendekreisen wehen die Passat- oder beständigen Winde, in der nördlichen Hälfte Nordost, in der südlichen Südost. Furchtbar und gefährlich für die Reisenden durch die Wüste ist der Sandwind. Wenn unter dem sengenden Sonnenstrahle die letzte Spur des Pflanzenlebens in Staub zerfallen ist, berührt den Boden einer der entgegengesetzten Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht. Die Wüste nimmt nun gleichsam die Natur des Meeres an; der Sand wird beweglich und erfüllt die Luft, welche nach Beschaffenheit des Sandes bald röthlich, bald gelblich oder bläulich erscheint. Sandhosen tanzen daher und werden den Karavanen gefährlich, indem sie theils erstickend heiße Luftströme herbeiführen und theils mit Blindheit endigende Augenentzündung verursachen. Wenn auch achtbare Reisende es in Abrede stellen, daß ganze Karavanen vom Sande verschüttet worden seien, so ist doch wol nicht zu bezweifeln, daß Mancher, vom Sandwinde erstickt, in der Wüste der Auferstehung harret. Bei solchen Sandwinden steigt das Thermometer nicht selten auf 40 Grad Reaumur. Dieser giftige Wind wird hier Harmattan genannt. Ungeachtet großer, an einander hängender

Kettengebirge hat das Land dennoch mehr Ebenen, als die übrigen Erdtheile. Sehr große, oft 8 bis 9 Tagereisen lange Sandwüsten durchziehen Afrika in verschiedenen Richtungen. Damit aber diese Wüsten zu durchreisen sind, hat die Vorsehung dieselben mit Oasen (fruchtbare Strecken mit frischen Quellen) ziemlich zahlreich versehen. Diese Wüsten und einige kleine Strecken mehr abgerechnet, prangt das Land im Vegetationskleide der reichsten und üppigsten Tropennatur.

Die Bewohner Afrika's theilen sich in Eingeborne und Fremde, die Eingebornen in Neger und Nichtneger.

Die Eingewanderten, welche man in Afrika trifft, sind: Araber, Mauren, Türken, Mammelucken, Juden und Europäer.

Die Staatsverfassung ist in allen afrikanischen Ländern durchaus despotisch. Auf welcher Stufe der Bildung viele afrikanische Majestäten stehen, geht aus Folgendem hervor. Einige treten, nachdem sie ihr Mittagsmahl verzehrt haben, aus ihrer Hütte hervor, und erlauben auch den andern Völkern der Erde, zu essen; einige schreiben der Sonne täglich ihren Lauf vor, hüten sich aber, derselben einen rückgängigen zu befehlen; noch andere wähnen, Gott beinahe gleich zu sein. Daß an Civilisation solcher Staaten, wenn nichts Außerordentliches passirt, noch nicht so bald zu denken, ist begreiflich. Doch im Süden und Norden Afrika's ist durch Engländer und Franzosen der Anfang schon dazu gemacht.

Die Mehrzahl der Negervölker Afrika's ist dem natürlichen Glauben an einen Gott zugethan, aber größtentheils noch Fetischverehrer. Dies ist auch nicht anders denkbar, da sie auf einer so niederen Stufe der Kultur stehen. Lehrt doch sowol die heilige als profane Geschichte, daß der Mensch sich seinen Gott von jeher verschieden dachte und vorstellte, je nachdem die Stufe der Bildung war, worauf er sich befand; so denn natürlich auch dieses Volk. Jeder Neger hat seinen Fetisch, aber auch alle haben einen Gott, der nach ihrem Ausdruck die

Schwarzen wie die Weißen erschaffen hat, erhält und richtet. Außer diesen Fetischdienern giebt es hier viele Muhamedaner, welche nicht weniger Fetischverehrer sind, wenn sie es auch heimlicher thun. Sie bewohnen hauptsächlich Aegypten, Nordafrika, Nubien und Kordofan, und zeichnen sich durch die gräulichste aller menschlichen Unarten, durch Verfolgung Andersdenkender, aus, die den Negervölkern und Heiden völlig fremd ist.

Anm. Fetischismus ist die göttliche Verehrung belebter oder unbelebter Wesen, natürlicher oder künstlicher Körper. Die Fetische lassen sich daher in 2 Classen, in Naturschöpfungen und Menschenwerke, theilen. So beteten die alten Deutschen, die Perser, die Araber, die Bewohner des Kaukasus u. A. die Elemente und Berge an; die Hindu, Kamtschadalen, Parther Flüsse und Quellen, die Jakuten und Slaven Wälder, Bäume, Sträucher rc.; die Aegypter u. A. Thiere; noch andere Völker beten Steine, Häute, Federn, Knochen rc. an. Jeder Mensch hat eine Ahnung des Göttlichen, und der rohe Mensch sucht dasselbe, da er nichts Höheres kennt, in der ihn umgebenden Natur und macht oft, um nur eine Gottheit zu haben, das Erste Beste zu derselben.

Dem Christenthume hat es bisher nicht recht gelingen wollen, sich in diesem Welttheile einheimisch zu machen. Einst blühete freilich im römischen Afrika und Aegypten die Kirche Christi, allein sie kam ganz herab. In neuerer Zeit haben sich wieder in Afrika Christen aller Confessionen als Kolonisten angesiedelt, wovon wir hoffen, daß ihr Glaube eine Leuchte sein werde denen, die bei ihnen und um sie noch im Dunkeln wandeln; auf dem Kap der guten Hoffnung wirken Missionäre für die Verbreitung des Christenthums; und auch im nördlichen, von den Franzosen eroberten Afrika ist schon das Kreuz, des Glaubens Zeichen, aufgerichtet. Vertrauen wir denn dem Herrn aller Herren, daß er immer mehr und mehr auch in diesem Welttheile seine Kinder hinführen wird zum Glauben an den, in dessen Namen sich Aller Kniee beugen sollen!

Einwohner von Habesch.

Habesch, Abyssinien, ist das alte Aethiopien, ein großer afrikanischer Landstrich, der vom rothen Meer, von Nubien, Adel, Ajan und Nigritien begränzt wird. Das Land ist sehr gebirgig und man könnte es Afrika's Schweiz nennen. Der größere Theil des Landes ist noch ziemlich unbekannt. Habesch gehört zu den reichsten Ländern der Erde; die Natur hat es mit Thieren, Pflanzen und Mineralien in größter Fülle ausgestattet; der Segen ist so groß, daß das fruchtbare Land jährlich 3 Ernten liefert. Es befinden sich daselbst folgende Völker:

Habessinier.

Die Habessinier sind mittler Größe, haben große Augen mit angenehmem Blicke, hervortretende Backenknochen und Kinnladen und dunkelbraune Hautfarbe. Sie wohnen in Städten und Dörfern, und sind sehr gelehrig, aber auch unter dem Druck langer Anarchie sehr falsch und verrätherisch geworden. Ihre Kultur ist sehr gering, und sie verstehen nur Baumwolle zu weben, Leder zu gerben und Lanzen, Messer und Waffen zu verfertigen. Vornehme tragen eine Schärpe um den Leib, Sandalen an den Füßen und ein weit hinuntergehendes baumwollenes Oberkleid; Arme kleiden sich in Felle. Kinder sind unbekleidet. Bei beiden Geschlechtern ist der Haarputz eine Hauptangelegenheit. Jeden Abend wird das Haar mit Butter eingeschmiert, und darauf des Morgens gekräuselt und frisirt. Daß am Tage dann die Butter stinkend von den Wangen herunterträufelt, ist begreiflich. Heirathen werden sehr jung geschlossen; das weibliche Geschlecht heirathet mit dem 10ten oder 12ten, das männliche mit dem 14ten Jahre. Wird die Ehe kirchlich eingesegnet, so gilt sie für unauflöslich: dies geschieht aber in der Regel nicht, und die Polygamie ist sogar unter den höhern Ständen herrschend. Will der

Habessinier ein Mädchen heirathen, so macht er die Sache mit den Eltern des Mädchens ab, welches um ihre Meinung nicht gefragt wird. Die Mitgift besteht in Gold, Vieh und Gewehren; ist dieses alles in Ordnung, dann kommen die Freunde zusammen, und man erklärt die Ehe für geschlossen. Es wird nun ein Mahl gegeben, nach welchem einige Freunde die Braut auf ihren Schultern in das Haus des Mannes tragen. Ihre Nahrungsmittel sind, selbst bei den Vornehmen, sehr einfach. Man trägt die Speisen in einem schwarzen Geschirr auf, setzt sich dabei auf geflochtene Matten nieder, und hat weder Servietten noch Teller. Runde Kuchen von feinerem und gröberem Mehl, ihr tägliches Brot, vertreten die Stelle von beiden. Ihre Speisen sind gewöhnlich stark mit Butter und Gewürzen zubereitet, und als Leckerbissen gilt ein Stück rohes Rindfleisch mit vielem Pfeffer und Salz, wobei sich einige noch einer Sauce bedienen sollen, die mit einigen Zusätzen aus den Exkrementen der Eingeweide des geschlachteten Ochsen gemacht wird. Auch wird von Einigen erzählt, daß sie sogar aus einem noch lebenden Rindvieh zuweilen ein Stück Fleisch ausschneiden und es als Leckerbissen verzehren. Honig scheint übrigens die allgemeine Speise, und eine Art Meth und säuerliches Bier das allgemeine Getränk zu sein. Bei einem Gastmahl wird der berauschende Meth zuerst aus Krügen getrunken, nach Beschluß der Mahlzeit aber trinkt man ihn aus einem großen Ochsenhorn. Man will wissen, daß Vornehme sich von ihren Pagen auf die Weise füttern lassen, daß dieselben ihnen das Fleisch zerschneiden und in großen Stücken in den Mund stecken müssen. Bei großen Gastmahlen sollen, nach Löhr's Bericht, die Damen große Stücke Fleisch zusammenrollen und ihrem Nachbaren, der zwischen ihnen sitzt, in den Mund stecken. So lange der Herr nicht satt ist, wendet er sich wechselsweise mit weit geöffnetem Munde von einer Nachbarin zur andern, um von ihnen seinen Magen füllen zu lassen. Ist der

Herr gesättigt, so gebietet ihm die Pflicht, auch seinen Damen ein kleines Röllchen in den Mund zu stecken.

Ihre Wohnungen sind größtentheils elende, leichte Hütten, aus Holz, Lehm, Rohr und Stroh rund oder viereckig mit einem kegelförmigen Dache erbaut, und zwar so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Die Häuser der Vornehmen sind geräumig und reinlich, und öfters mit kostbaren Fußteppichen und schönen Sopha's versehen, aber alle nur Ein Stockwerk hoch.

Die Habessinier sind Monophysiten, d. h. solche Christen, die in Christo nur die göttliche Natur annehmen und sein Menschsein leugnen, indem sie behaupten: Christus habe nur einen Scheinkörper angenommen, der daher auch eines wirklichen Leidens nicht fähig gewesen sei. Sie zählen in Afrika und dem Oriente viele Anhänger, die unter dem Namen Eutychianer, Jacobiten u. s. w. vorkommen. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln, von Cedern umgeben, in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hängen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den griechischen, Jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thür abgelegt und jede Unreinigkeit muß vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß absteigen, und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen, und Austheilen des Abendmahls. Von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Streng hält man an der Ausübung des Religionskultus im Aeußern; man hält die Schale, aus welcher der labende Inhalt verschüttet ist, um so fester. Die Feier der Feste, Haltung der Fasttage, Hersagung der Gebete, Besuchung der Kirchen, Verehrung der Heiligen u. dgl. werden mit Strenge beobachtet. Vom Geiste des Christenthums sind kaum Spuren vorhanden. Das Kreuz, das auch der gemeinste Habessinier auf Stirn und Hand eingeätzt trägt, ist nebst dem Rosenkranz das einzige Zeichen christlichen Ursprungs. Die meist sehr unwissenden Geist-

lichen sind verheirathet und werden an dem Kreuze erkannt, das sie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küssen darbieten. Der erste Geistliche, der von dem Patriarchen zu Kairo eingesetzt wird, führt den Titel Abuna (unser Vater). Der Abuna ordinirt durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Weihe und dem Ertrage einiger Ländereien.

Von der Bibel haben sie eine vollständige Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, worin aber die Apokryphen unter die übrigen Bücher vertheilt sind und sich auch noch andere Apokrypha finden. Mehre jüdische Gebräuche, unter andern die Beschneidung, sind beibehalten. Aus religiösen Grundsätzen essen sie kein Schweinfleisch und feiern den Sabbath neben dem Sonntage. Erwachsene werden bei der Taufe ganz untergetaucht, Kinder nur besprengt. Beim Abendmahl, welches Niemand vor dem 25sten Jahre empfangen kann, bedienen sie sich des gesäuerten (am Charfreitage des ungesäuerten) Brots, und der Wein wird den Communikanten in einem Löffel gereicht. Die Fasten sind hier vielfach und strenge; jeder Mittwoch und Freitag sind Fasttage, wo bis Sonnenuntergang gar nichts genossen wird. Der Kaiser (Negus) Tsa Quarlu, aus der seit 1268 regierenden Dynastie Salomon, übt auch in kirchlichen Angelegenheiten eine unumschränkte Gewalt aus. Er hatte, obwohl die Habessinier streng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Vielweiberei. Die Gerechtigkeitspflege ist elend. Einen Verbrecher aufzufinden, bleibt dem Kläger überlassen, denn die Obrigkeit bekümmert sich nicht darum. Der Mörder wird den Verwandten des Gemordeten zur freien Disposition übergeben, und, von diesen gewöhnlich auf den Marktplatz geführt, mit Lanzen und Dolchen niedergebohrt; nur selten gestattet man ihm, sich loszukaufen.

Ist Jemand gestorben, wird er gewaschen, geräuchert und in Kleider eingewickelt. Vornehme bedeckt man mit einer Ochsenhaut und läßt sie eiligst von Priestern fort-

tragen. Am Grabe wird aus dem Evangelio Johannis ein Abschnitt vorgelesen, der Leichnam geräuchert, mit Weihwasser besprengt und ins Grab geworfen. Hat Jemand Trauer, läßt er sich das Haupthaar abscheren, und stirbt der König, geschieht es von allen Unterthanen. Bei allen Leichen wird ein jämmerliches Geheul erhoben. Die Weiber rühren die Trommel, man zerkratzt sich zum Zeichen der Trauer des Gesicht, hauptsächlich in den Schläfen, wo man mit dem Nagel ein Stück Haut abkratzt. Die Leichenbegleiter essen 3 Tage nach der Beerdigung nirgends anders, als im Trauerhause.

Die Schangalla.

Schangalla bedeutet die Schwarzen im Niederlande. An Gestalt sollen sie den Affen sehr nahe kommen. Sie sind dunkelschwarz, haben wollige Haare, aufgestülpte Nasen, aufgeworfene Lippen, hervorstehende Backenknochen, kleine Augen und einen großen Mund. Dies Volk lebt größtentheils in sumpfigen Wäldern von Jagd und Fischerei. Viehzucht und Ackerbau kennt es nicht. Ihre Wohnungen bestehen aus zusammengebundenen Baumzweigen, die man mit Thierhäuten behängt. Sie nähren sich von dem Fleisch der Elephanten, Nashörner, Strauße und Flußpferde; essen aber auch Fische, Schlangen, Heuschrecken, Eidechsen und Krokodille. Einige sind Muhamedaner, aber die Meisten verehren Schlangen, den Mond, die Planeten und Bäume. Sie haben Zauberer und Wahrsager und kommen in ihrem Fetischdienst zum großen Theil mit den Negern überein. Die Habessinier führen beständig Krieg mit ihnen, und machen Viele zu Gefangenen, die sie als Sclaven mit sich führen. Was nicht als Sclave mitgeführt wird, gleichviel ob Mann, Weib oder Kind, wird niedergemetzelt. Solche Kämpfe sind mitunter sehr blutig, da es sich bei den bedroheten Schangalla's um Freiheit, Familie und Leben handelt. Unverheirathete gehen ganz nackt, und

Verheirathete haben um die Mitte des Leibes eine kleine Bedeckung. Die Heirathen werden sehr frühe geschlossen. Ein neugebornes Kind wird in ein Stück Zeug aus Baumrinde gewickelt, und am Baum aufgehängt, damit es nicht von Schlangen und den großen Ameisen aufgefressen werde. Nach Verlauf einiger Zeit nimmt die Mutter es auf dem Rücken überall mit sich herum, und reicht ihm die Brust über die Schulter hin.

Die Galla,

welche theils in Habesch, theils an der Südseite desselben wohnen, sind Heiden, und erbitterte Feinde der Habessinier. Sie sind raubsüchtig und blutdürstig und morden Alles, was ihnen in ihren Kriegen und bei ihren Ueberfällen vorkommt. Ungemein abgehärtet, können sie Hunger und Mangel sehr leicht ertragen. Es darf sich kein Jüngling das Haupt scheren, bevor er nicht im Kriege einen Feind, oder aber auf der Jagd ein wildes Thier erlegt hat. Ihre Waffen sind hölzerne Lanzen, deren Spitzen im Feuer gehärtet sind. Sie leben bloß von ihren Rindviehheerden, die sie in Kriegs- sowol als Friedenszeiten vor sich her treiben, und von deren Fleisch und Milch sie sich nähren; Brot genießen sie nicht.

Sie sind von mittler Größe, brauner Farbe, theils mit langem, theils mit krausem Haar, welches sie mit Fett oder Butter einschmieren.

Obgleich sie dem größten Theile nach Heiden und Fetischdiener sind, so findet man doch viele Gebräuche unter ihnen, die vom Muhamedanismus zeugen. Gewisse Steine und Sterne, der Mond, vorzüglich der Neumond, sind Gegenstände ihrer Verehrung. Sie glauben durchgängig an ein zweites Leben nach dem Tode, und zwar so, daß sie mit ihrem Körper, sowie er auf der Erde war, wieder auferstehen und ein neues Leben, in einem weit vollkommneren Zustande (wo, das wissen sie nicht), wieder anfangen und nicht mehr sterben werden.

Von künftiger Strafe haben sie keine Begriffe, aber ihre Belohnung wird in einem behaglichen Zustande weiser Ruhe und Zufriedenheit mit ihren guten Freunden und ihrer Familie bestehen.

Sie verheirathen sich öfters mit Habessinierinnen, aber die aus solchen Ehen erzeugten Kinder gelangen nie zu einem öffentlichen Amte. Vielweiberei ist zwar erlaubt, doch macht man selten Gebrauch davon. Bleibt die Ehe aber kinderlos, oder kommen nur wenige Kinder, so hat man Fälle, daß die erste Frau ihrem Mann noch eine zweite Frau zuführt. Der älteste Sohn ist des Vaters alleiniger Erbe, dagegen aber auch heilig verpflichtet, denselben in seinen alten Tagen zu verpflegen. Stirbt ein älterer Bruder, so ist der jüngere Bruder verbunden, dessen nachgelassene Wittwe zu heirathen, wenn dieselbe noch zur Kindererzeugung fähig ist. Schlachten die Galla eine Kuh, so beschmieren sie sich mit dem frischen Blute derselben, und hängen sich die Kaldaunen und Eingeweide, welche sie nachdem an die Weiber geben, um den Hals. Auch kommt es vor, daß sie sich die Eingeweide in die Haare flechten, oder sie wie einen Gürtel um den Leib winden und bis zum Verfaulen tragen. Die Galla gehen fast ganz nackt, nur mit einem Ziegenfelle bedeckt, oder mit einem Stück Leder umgürtet. Kopf und Leib salbt man mit Butter oder Fett, welches am Körper herabtrieft.

Bewohner Nubiens.

Nubien wird im Westen von der Sahara und Nigritien, im Norden von Aegypten, im Osten von der Küste Abex und im Süden von Habessinien begränzt. Der Boden ist von dem in Habessinien ganz verschieden; das Hochgebirge hat aufgehört, nur einzelne Bergketten von unbedeutender Höhe ziehen sich von beiden Seiten

des Nils, besonders aber zwischen diesem und dem rothen Meere, hin durch das Land, und der Nil selbst fließt in einem bisweilen zwei Stunden breiten Thale. Zwischen den Gebirgen, die im Süden als Vorgebirge des waldreichen Habesch noch wenigstens mit Gebüsch bedeckt sind, von da an gegen Norden aber völlig kahl werden, ziehen sich wasserlose Sandwüsten hin, unter denen besonders die große Strecke zwischen den beiden Krümmungen des Nils, ganz der eigentlichen Sahara gleich, zu bemerken ist. Wenig Stellen sind in der Wüste und den Gebirgen, wo hinlängliche Fruchtbarkeit ist, um den Boden mit Pflanzen zu bedecken, aber sehr fruchtbar ist das Nilthal, wenigstens in den meisten Gegenden und die Nilinseln. Im Nilthale allein finden sich Städte und Dörfer; die Wüste durchschwärmen nur räuberische Nomadenstämme. Die Einwohner sind von drei verschiedenen Hauptstämmen: Barabras, Neger und Araber.

Die Barabra (Dongolawi, Nuba) gehören zum großen Stamme der Berbern in Nordafrika. Sie sind broncefarbig, schön gebaut, mit lockigem Haar und dicken Lippen, haben etwas Negerhaftes und bewohnen Städte und Dörfer. Gedrückt von seinem ägyptischen Zwingherrn, Mehemet Ali, schmachtet der Barabra, trotz seines Fleißes und seiner doppelten Ernte, im äußersten Elende. Häufig besteht seine Nahrung bloß in Wasser, gekochten Bohnenblättern, gesäuerter Milch und Durrhabrot. Fleisch wird nur beim Tode einer wohlhabenden Person genossen, wenn die Verwandten ihr zu Ehren eine Kuh schlachten können. Ein großes, von Fett und Schmutz durchdrungenes, baumwollenes Tuch, über die Schultern und Lenden geworfen, bildet den ganzen Anzug der Männer; ihre von Butter triefenden Haare hängen ihnen in kleine Zöpfe gewickelt auf den Nacken; sie tragen Sandalen, bei denen Sohlen und Riemwerke nur aus einem Stück Leder bestehen. Jeder hat am linken Oberarm ein kurzes Messer angebunden, nebst einigen in Leder eingenähten Zauberformeln als Amulette.

Der Anzug der Weiber beschränkt sich ebenfalls auf ein weißliches Baumwollentuch, Milai genannt; es hat einen breiten rothen Streif, einen Endsaum und wird von ihnen selbst verfertigt. Außerdem schmücken sie sich auch mit dicken silbernen Ringen in Nasen und Ohren. Goldene Nasenringe sind selten, und werden nur bei Vornehmeren angetroffen. Die Wohlhabenden tragen aber an Armen und Beinen silberne Spangen. Die Seiten des Kopfes und den Hals verzieren sie mit Glasperlen und unförmlichen Kugeln von Bernstein. Galante Schönheiten färben sich das Innere der Hand und die Nägel mit Hennablättern roth, Augenlieder und Lippen aber werden mit Antimonium schwarz gefärbt. Bis zu ihrer Verheirathung tragen die Mädchen einen Gürtel um die Lenden, an welchem unzählige Lederstreifen herabhängen. Die Knaben gehen bis ins zehnte Jahr unbekleidet. Die Jungfrauen sind schön, von interessanter Gesichts- und Körperform, aber das Elend der Frauen macht, daß sie sehr bald altern. Das Mädchen wird im 10ten oder 11ten Jahre verheirathet und von der Mutter verkauft. Auf Zuneigung kommt es beim Heirathen nicht an. Früher kostete ein Mädchen 12 bis 15 Dukaten, in neuerer Zeit sind sie aber wohlfeiler geworden, und man erhält ein schönes Mädchen für 6 bis 8 Dukaten. Die Sittenlosigkeit der geschiedenen Frauen ist so groß, daß sie sich den gröbsten Ausschweifungen hingeben. Die Trennung der Ehe wird ohne alle Formalität, wie die Ehe selbst, vollzogen. Das Weib kehrt zur Mutter zurück, nimmt die Kinder mit, welche sie nun bis ins siebente Jahr erzieht; nach dieser Zeit nimmt der Vater die Söhne, und die Töchter bleiben Eigenthum der Mutter. Sie kann auch sogleich nach der Ehescheidung wieder eine Ehe schließen. In diesem Falle ist der Heirathspreis etwa um ein Drittel geringer, als bei der ersten Verehelichung. Schließt ein Ehepaar wieder Frieden, so muß der Mann dem Weibe zwei Stück Baumwollenzeug von 8 Speciesthalern geben.

Die Wohnungen sind äußerst armselig. Früher wurden sie aus rohen Backsteinen oder Quadern aufgeführt, jetzt werden sie aus Stroh erbaut. Mit dem Wohlstande nimmt Bevölkerung und Alles ab. Wo vor 50 Jahren 1000 Wasserräder zur Bewässerung des Landes aus dem Nil im Gange waren, finden sich jetzt kaum 300.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Barabra ist der Ackerbau. Diese ganze Landwirthschaft aber beschränkt sich darauf, das geebnete Erdreich mit der Haue etwas aufzugraben, in regelmäßige Vierecke abzutheilen, und zu beiden Seiten desselben ein Gosse (Rinne) zu machen, um sie durch die Schöpfräder mit Wasser zu füllen. Es wird jährlich zweimal geerntet, jedoch nicht auf dem nämlichen Felde. Die erste Ernte wird im September gleich nach dem Abfall der Ueberschwemmung gesäet und im Januar geschnitten, die andere folgt gleich darauf, und gelangt im Mai zur Reife. Man säet Mais, Durrha und Doghem; auch Weizen und Gerste. Der jährliche Ertrag der Ernte muß theils in Geld, theils in den Erzeugnissen selbst versteuert werden und diese Versteuerung ist so drückend, daß kaum so viel übrig bleibt für den Erzeuger, um, wenn ihn weder Viehseuche noch Mißwachs trifft, mit den Seinen zu leben. Die Regierungsform anlangend, so kennt man gar keine andere, als die despotische; die ganze Verwaltung ist in den Händen türkischer Militairbeamten, welche zugleich die Justiz auf gut türkisch, d. h. nach Gutdünken, verwalten.

Der Mahomedanismus herrscht, wie unter den Arabern und Negern in Sennaar, so auch unter den Barabra, wiewohl sie eine Menge heidnischer Gebräuche haben, die wieder mehr an das, was einst war, als an Mahomed erinnern. Auch Spuren des hier schnell vorübergestreiften Christenthums finden sich vor. Das Christenthum war einst in ganz Nubien herrschend und in Dongola (Provinz in der Mitte von Nubien) regierten christliche Könige. Als jedoch im 13ten Jahrhundert die Sultane Aegyptens mächtig wurden, und Nubien unterjocht

worden war, breitete sich der Islam aus, und die christliche Kirche, von der civilisirten Welt abgeschnitten, ohne äußere Hülfe, ohne innere Kraft, verschwand wieder. Noch im 14ten Jahrhundert gab es christliche Kirchen; jetzt liegen sie in Ruinen! Fast in jedem Dorfe ist ein Kinderlehrer (Fakir), der lesen und schreiben kann, auch in den Religionsgebräuchen bewandert ist. Er treibt keinen Ackerbau, sondern lebt von den freien Gaben der Nachbarn; dagegen muß er die männliche Jugend im Lesen und Schreiben unterrichten, wie auch im Beten. Eine Sportel ist das Zauberformelschreiben, deren Ansehen in der Blüthe steht; man hängt sie sogar Pferden an. Die Barabra sind des Druckes, welchen sie leiden, und des Elendes ungeachtet, das sie zu ertragen haben, immer guter Laune, singen und tanzen, so oft sich ihnen Gelegenheit bietet, und vergessen Unglück und Schmerz, Leid und Kummer, wenn sie nur Bursa zu trinken haben. Wenn man Kranke von ihrem Uebel befreien will, sucht man dies durch Tanz zu erreichen. Solche Tänze sind von denen, welche bei einer Hochzeit angestellt werden, nicht verschieden, nur finden sie bei Tage Statt, und der zu heilende Kranke befindet sich, mit schönen Kleidern angethan, in der Mitte.

Bei Todesfällen sind folgende Gebräuche üblich. Sobald Jemand gestorben, läuft eine der Verwandten desselben unter lautem Geschrei auf den nächsten freien Platz, wo sie sich mit Staub und Schmutz bestreut. Darauf kommen sogleich alle Weiber des Dorfes zusammen, und fangen an kläglich zu heulen. Den Todten wäscht man unter der Zeit, und wickelt ihn in ein Tuch. Wenn er kaum kalt geworden ist, trägt man ihn auf einer Bettstelle, unter Begleitung der ganzen Volksmenge, auf den Todtenacker am Rande der Wüste, und legt Steine auf das Grab.

Ihrem Character nach sind die Barabra leichtsinnig, lustig, sinnlich und sehr selbstsüchtig; sie wissen nicht, was Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit ist, und sind undienst-

fertig und Feinde von anhaltender Arbeit; dagegen haben sie aber das Gute, daß sie nicht diebisch und rachsüchtig sind.

Die Neger in Sennaar.

Das Land Sennaar bildet den südlichen Theil von Nubien; es ist ein Negerstaat. Die Hauptstadt Sennaar bildet im Innern einen Halbkreis und hat einen Umkreis von drei Viertel Stunden. Die Häuser sind auf Schutthaufen erbaut, welche aus ungeheuren Trümmern uralter Bauten bestehen. Sie sind theils rund und mit Stroh gedeckt, theils Lehmgebäude, mit einem platten Dache, aber im elendesten Zustande.

Die Bewohner Sennaar's sind den Schangalla's nicht unähnlich und ganz gewiß stammen sie aus den südwestlichen Ländern. Sie haben einen kupferfarbigen Teint, sind groß und stark, die Kinder beider Geschlechter von 12 bis 15 Jahren im Allgemeinen hübsch, die Weiber sehr schön, und ihr Gang sowohl, als ihre Haltung haben etwas Edles. Schade, daß der Körper der meisten von ihnen mit Geschwüren bedeckt ist, denn sie haben schöne Augen und angenehme Gesichtsbildung. Wegen des ungesunden Klima's und der im hohen Grade ausschweifenden Lebensweise werden die Bewohner von Sennaar nicht alt. Nur die außerordentliche Fruchtbarkeit der Weiber nebst dem starken Zufluß von Negern aus andern Districten erhalten die Bevölkerung noch auf ziemlicher Höhe. Das Hauptnahrungsmittel ist Durrhabrot und für die Aermern Mehl und Brot von einer geringern Art Durrha. Sie sind mäßig im Genuß der Speisen, lieben aber gegohrne Getränke sehr. Man röstet nämlich die Durrhakörner, überschüttet sie mit kaltem Wasser und trinkt das Gebräue nach 24 Stunden. Ihre Kleidung ist einfach, bestehend in blauen Sudanhemden und malerisch übergeworfenen Tüchern. Die Tracht ist im Allgemeinen noch dieselbe, welche man auf den Monumenten abgebildet sieht. Sie tragen Sandalen

aus rothem Leder. Auffallend ist es, daß man hier Friseure findet, welche ein eignes Handwerk aus der Kunst, die Haare zu flechten, machen. Bestimmt ist dieses die älteste Zunft auf der Erde, welche sich in ununterbrochener Reihenfolge nachweisen läßt. Drei bis vier Tage Arbeit wird für einen einzigen Kopf erfordert. Freilich hat eine solche Frisur den Vortheil, ein ganzes Jahr lang in gutem Zustande zu sein. Ein Strumpfband aus Leder ohne Strümpfe, ein Kollier, an dem vorn eine tüchtige Tracht Amulette hängt, vollenden den Putz einer Dame in Sennaar. Obwol beinahe unbekleidet, machen hier doch die Frauen ihre Toilette. Sowohl die Beschneidung der Männer, als der Weiber ist im Gebrauch. Will ein Mann heirathen, so durchsprengt er zu Pferde das Dorf oder die Stadt, ihm folgen mehre Verwandte und alle seine Diener und Sclaven. Sie singen, lärmen, bleiben von Zeit zu Zeit stehen, um Tänze aufzuführen, wobei sie Füße und Hände in die heftigste Bewegung setzen, indem sie immer singen. Erst sieben Tage nach der Heirath darf der Mann im vertrauten Umgange mit seiner Frau leben. Bis dahin lebt der Mann in Zechgelagen unter Freunden und Verwandten und die Frau wird bewacht. Nach Verlauf dieser Zeit erhalten die Wächter der Frau ein Geschenk und werden verabschiedet. Die Sennaarer sind falsch, eigensüchtig, sehr abergläubisch, dennoch aber sehr lau in Beobachtung des Islam, den sie bekennen. Sie haben keine Achtung gegen die Frauen und verkaufen ohne Anstand die Mütter ihrer Kinder in die Sclaverei. Sie sind von der Verhängnißlehre so durchdrungen, daß sie ihr Leben ohne Klage mit der größten Verläugnung hingeben. Wird Jemand krank, so sucht man ihn durch furchtbares Geheul zu heilen; Fakirs und Zauberer werden herbeigeholt, und allenfalls Weiber gedungen, den Lärm zu vergrößern. Das Land hat einen eigenen Sultan, doch muß derselbe Mehemed Ali Tribut bezahlen.

Die arabischen Wanderstämme.

Diese Beduinen-Araber sprechen ausschließlich die arabische Sprache und sind auf ihre Abkunft aus Hedjas stolz, so daß viele von ihnen nicht einmal die Mundart der ihnen benachbarten Barabra verstehen, mit denen sie in keine ehelichen Verbindungen treten. Das Haar der Araber ist nicht gelockt, und sie flechten dasselbe in 8 bis 10 Zöpfe, die von der Stirn über den Scheitel nach dem Nacken hängen. Einige der Weiber tragen einen dicken Haarzopf, den sie mit Korallenschnüren durchflechten und über die Stirne legen, was sehr gut aussehen soll. Sie sind die am wenigsten gefärbten Bewohner Nubiens. Ihre Kleidung ist der der Barabra ähnlich. Die Weiber der Araber dieser Gegend sind wegen ihrer Schönheit berühmt, aber von lockeren Sitten. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist Viehzucht. Nach dem Anfange der Regenzeit zerstreuen sie sich mit ihren Heerden auf den Weideplätzen um die Brunnen in der Wüstensteppe, wo sie 6 bis 8 Monate verweilen. Nimmt gegen Ende des Februar das Wasser und das Futter in dieser Gegend ab, so ziehen sie mit ihrem Vieh einigen Hauptbrunnen, oder dem Nile näher. Ihre Zelte, unter welchen sie wohnen, verfertigen sie selbst, und das Zeug, womit sie dieselben überspannen, ist aus Kameel- oder Ziegenhaaren. Ihre Neigung ist Krieg und Raub, ihre Waffe ein gerades Schwert. Die einzelnen Stämme besitzen einige Pferde, welche sie besonders in den heißen Monaten Mai und Juni zur Jagd des Wildes in den Wüstensteppen gebrauchen, wo sie Strauße und Antilopen verfolgen.

Aegypten.

Aegypten macht die nordöstlichste Ecke von Afrika aus. Es erfreut sich eines schönen, regelmäßigen, aber höchst einförmigen Klima's. Die Monate der Ueberschwemmung, von Juli bis December, entsprechen unserm

Winter, und sind, wenigstens die letzten derselben, nebelig und kühl, doch ist der Frost etwas Unerhörtes. Mit dem Zurücktritt des Wassers beginnt der Frühling, alle Aecker werden bestellt, und das Land prangt überall mit Früchten und Blüthen, die Nächte sind dann wohl noch kühl, aber die Tage heiß, so ist es vom December bis März; die nächstfolgenden Monate bis Mai sind die ungesundesten; vom Mai bis wieder zur Ueberschwemmung ist die Luft zwar heiß, aber gesund. Vermöge seiner Lage und seiner Eingeschlossenheit ist Oberägypten bedeutend heißer, als die Gegenden am Meere; dort ist oft der Sand so durchglüht, daß man ihn nicht betreten darf. Eine große Wohlthat für das Land ist der wenigstens 8 Monate herrschende kühlende und die Schifffahrt stromaufwärts begünstigende Nordwind.

Doch giebt es hier auch schädliche Winde, welche wir zu bemerken nicht unterlassen können. Zunächst erwähnen wir des Harmattan, der, in der erhitzten Wüste sich erzeugend, mit glühendem Hauche vom Aequator her nach den kühleren Gegenden weht, und in Italien als Sirocco und in dem südlichen Spanien als Solano verhaucht. Ist man diesem Winde ausgesetzt, so werden Augen, Mund und Gaumen sehr bald trocken und in 7 Tagen schält sich die Haut von Händen und andern entblößten Theilen des Körpers; das Gras welkt und wird dürr, wie Heu, die Zweige der Bäume trauern und die Blätter schrumpfen zusammen. Gewöhnlich dauert dieser Wind 3 bis 5 Tage. Dem Harmatten sehr ähnlich ist der Chamsin, ein Süd-Südwestwind, welcher aus den Wüsten über Aegypten weht. Der in Aegypten sonst so reine und klare Himmel wird dann trübe, und die Sonne sieht wie eine violette Scheibe aus. Die graue, unerträglich heiße Luft scheint mit einem äußerst feinen, Alles durchdringenden Staube angefüllt, und ist so trocken, daß die Pflanzen schnell verweiken, die Bäume die Blätter verlieren. Die Lunge, von der zu sehr verdünnten Luft nicht mehr ausgefüllt, zieht sich zusammen, und

wird gepreßt, der Athem wird kurz und schwer, die Haut trocken. Innere Glut zehrt am Körper. Sind Reisende so unglücklich, vom Chamsin ohne Obdach getroffen zu werden, so sind sie sehr übel daran, denn bei den Windstößen vermehrt sich oft die Hitze so sehr, daß die Lunge in convulsivische Bewegungen geräth, der Umlauf des Blutes gehemmt wird und plötzlicher Tod erfolgt.

Der einzige Fluß des Landes und die einzige Quelle seiner Fruchtbarkeit ist der Nil. Dieser tritt nämlich jedes Jahr zur bestimmten Zeit aus seinen Ufern und überschwemmt das ganze Nilthal. Diese Ueberschwemmung tritt regelmäßig in der Mitte Aegyptens, Anfangs Juli, ein, und wird veranlaßt durch das Schmelzen des Gebirgsschnees und den Aequinoctial-Regen, welche in den oberhalb Aegypten gelegenen Ländern fallen. Zwischen dem 20sten bis 30sten September erhält der Fluß seine höchste Höhe, worauf er sich etwa 14 Tage hält, während welcher nur Städte und Dörfer als Inseln aus dem ungeheuern See hervorragen. Sobald der Strom zu wachsen anfängt, hat er noch das reinste Gebirgswasser, welches dann zuerst grün und später von den erdigen Theilen röthlich wird. Hundert Theile Nilwasser enthalten dann 11 Theile Wasser, 9 Theile Kohlenstoff, 6 Theile Eisenoxyd, 4 Theile Kiesel, 4 Theile Magnesia, 18 Theile Kalk und 48 Theile Thon. Tritt das Wasser darauf nach Verlauf einiger Wochen wieder in seine Ufer zurück, so verbleibt dem überschwemmten Lande ein so fruchtbarer Bodensatz, den der beste Dünger nicht zu ersetzen vermag. Dieser Strom ist um so wohlthätiger für das Land, weil er gerade in den Sommermonaten, wenn es dort am heißesten ist und gar nicht regnet, am höchsten steht, und in der Jahreszeit, in welcher ohne ihn Alles verschmachten müßte, den Boden tränkt, und der Luft Feuchtigkeit mittheilt.

Bewohner Aegyptens.

Die Kopten.

Es finden sich von den frühesten Zeiten her in Aegypten zwei Menschenrassen, die negerartige, aus welcher das gemeine Volk bestand, und die edlere Rasse der Priester- und Kriegerkaste. Abkömmlinge der ersteren nun sind die Kopten, die alten Eigenthümer des Bodens, aber jetzt des Erbes ihrer Väter bis auf wenige Dörfer in Oberägypten beraubt und in ungefähr 30,000 Familien im ganzen Lande zerstreut. Ihre schwarzgelbe Haut, ihr aufgedunsenes Gesicht, ihre hervorquellenden Augen, ihre dicken Lippen, ihr wolliges Haar läßt sie als Abkömmlinge von Negern erkennen. Sie sind unter dem Namen: Schreiber die erblichen Notare und Finanzbeamten des Landes. Einig unter sich, beweisen sie sich feindselig gegen Alle, von denen sie nicht gerade abhängen; verloren ist der Fremde, der sich nicht vor ihnen hütet oder sie im Fall der Noth nicht mit der größten Vorsicht behandelt. Falschheit, Treulosigkeit, Hang zur heimlichen Angeberei, zum Spioniren und zur Bestechlichkeit bilden die Grundlage ihres Characters, der eine traurige Folge ihrer gedrückten Lage und der Nothwendigkeit, sich zu verstellen und zu kriechen, ist.

Ihrer Religion nach sind die Kopten monophysitische Christen (s. Habessinien). Die Kinder werden nur in der Kirche und nie vor dem 40sten Tage nach der Geburt, oft erst im 7ten Jahre getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe auch den Abendmahlswein. Beim Abendmahl bedienen sie sich des gesäuerten Brots, welches gebrochen wird, und den Wein genießen sie mit Löffeln. Die unter den Kopten gebräuchliche Beschneidung ist keine religiöse Ceremonie, wie bei den Juden (weshalb sie auch nicht von den Priestern verrichtet wird), sondern ist nur eine Gewohnheit des Landes, welche entweder das Klima veranlaßt oder das Beispiel der Tür-

ken eingeführt hat. Ihren Gottesdienst begehen sie in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag und besteht fast nur in Gebet, Gesang und Vorlesen der Schrift. Die koptischen Priester, Kassis genannt, predigen nie, und nur der Patriarch, der nicht bloß Geistlicher, sondern auch Oberrichter seines Volkes ist, und mit orientalischer Devotion verehrt wird, hält jährlich einen eigenen Vortrag an das Volk. Eine Vorbereitung auf das Lehramt findet nicht Statt; jeder Laie, wenn er nur im Stande ist, die Liturgie abzulesen, ist zum geistlichen Amte fähig, sobald er zum Priester geweiht ist. Die Messe wird nach Mitternacht gefeiert, und der Gottesdienst dauert bis zum Anbruch des Tages, aber nur Wenige finden sich dazu ein, und es wird in den Kirchen geraucht, getrunken und geplaudert

Hinsichtlich der Tracht, Wohnung, Lebensweise u. s. w. kommen die Kopten mit den übrigen Bewohnern Aegyptens überein.

Die Mammelucken.

Die Mammelucken, d. h. Sclaven, waren von 1254 bis 1811, mit kurzen Unterbrechungen nur, die eigentlichen Herren Aegyptens. Doch Mehemed Ali, der sich 1805 aus eigner Machtvollkommenheit zum Pascha von Aegypten erklärt hatte, in welcher Würde er von der hohen Pforte bestätigt wurde, brachte ihnen durch eine schändliche List 1811 eine furchtbare Niederlage bei. Er ließ nämlich alle Mammelucken zu einer gemeinschaftlichen Berathung in die Citadelle von Kairo berufen; als sie beisammen waren, wurden alle Thüren und Thore verschlossen, die Leibwache Mehemeds fiel über sie her und ermordete alle. Die Abwesenden flohen, sobald ihnen diese Schreckensbotschaft zu Ohren kam, nach Nubien, und als man sie auch hier aufsuchte, in das Innere Sudans. Die Religion der Mammelucken ist der Islam. Sie sind berühmt als gewandte Reiter.

In Hinsicht der Lebensweise, Kleidung, Sitten und Gebräuche stimmen sie genau mit den Türken überein.

Die Araber,

welche die Mehrzahl der Bewohner Aegyptens ausmachen, zerfallen in Beduinen, welche unter Zelten in der Wüste hausen, und Ansässige. Die Beduinen halten sich für die Edelsten, sie zerfallen in viele Stämme, welche in ewigen Fehden mit einander leben. Sie haben Heerden, pachten und bebauen auch wol zuweilen etwas Ackerland am Rande der Wüste; sie sind Räuber und Kaufleute und vermiethen sich und ihre Kameele häufig den Karawanen zum Transport ihrer Waaren; die Aegypten zunächst wohnenden zahlen auch wol dem Pascha einen geringen Tribut. Die ansässigen Araber, von den Beduinen verachtet, sind theils Handwerker, theils Ackerbauer, Fellahs. Diese letzteren, früher frei, unterrichtet, gesittet und jeder Kultur zugänglich, sind jetzt ein elendes Volk, unwissend, abergläubisch, unendlich tief herabgesunken und entwürdigt. In jeder Art von Spitzbüberei Meister, stehlen sie mit den Füßen, wenn man ihnen auf die Hände sieht, und wissen augenblicklich die Gegenstände, deren sie sich bemächtigt haben, im Sande zu vergraben. Sie besitzen übrigens viele geistige Fähigkeiten, und nur die fortdauernde Bedrückung ihrer despotischen Regierung, die Unsicherheit und jetzt sogar der Mangel alles Eigenthums, hat sie herabgedrückt. Mehemed Ali nämlich hat allen urbaren Boden des Landes für Staatseigenthum erklärt, so, daß diesem Systeme gemäß, aller tragbare Boden Eigenthum des Pascha ohne alle Ablösung, der Fellah aber zum leibeigenen Sclaven geworden ist, der sich von denen in den Plantagen der Kolonialländer nur dadurch unterscheidet, daß er für seinen Unterhalt selbst sorgen muß. Jeder Fellahfamilie wird nun jährlich der zu bebauende Boden, mit dem Bedeuten, was darauf gebaut werden soll, angewiesen,

und streng darauf gehalten, daß diese Anweisung befolgt und das Grundstück gut bebaut werde. Sind in einem Bezirk mehr Fellahs, als der Ackergrund erfordert, so werden die überflüssigen Hände dahin versetzt, wo das Land ihrer bedarf. Jährlich sucht der Pascha durch Anlegung neuer Kanäle und Dämme neues Land zu gewinnen, und jährlich werden viele Hundert Familien ihrer Heimath entrissen, um den neugewonnenen Boden zu bebauen. Jeder Nazir oder Bei berichtet alljährlich über die Quantität und Qualität des vertheilten Bodens, über die Ernte und ihren Ertrag an den Staatsrath, welcher nun nach Maßgabe dieser Berichte den Miri oder die Grundsteuer bestimmt, für welchen alle Landeserzeugnisse abgeliefert werden müssen. Die Ernte wird nun eingebracht, und nachdem jeder Familie die allerunentbehrlichste Quantität Lebensmittel gelassen worden, muß der ganze Ertrag in die Magazine des Pascha's abgeliefert werden. Dieser Ertrag wird nun nach einem von der Regierung festzusetzenden Preise angenommen, berechnet, die Grundsteuer, die Saat und andere gethane Vorschüsse abgezogen, und der natürlich nur sehr unbedeutende Rest dem Fellah in baarem Geld oder Schatzanweisungen ausgezahlt. So ist der Bauer Aegyptens nur eine bloße Säe- und Erntemaschine; er bearbeitet nur sein Feld, weil er die Bastonade fürchtet. Daher ist es denn auch nicht selten, daß ganze Dorfschaften, um dem Druck zu entgehen, sich zu ihren Brüdern in die Wüste flüchten. Eine unausbleibliche Folge dieses Systems ist der gänzliche Verfall aller Moralität und eine Entmuthigung des ganzen Volks, das zwar schon mehr als einmal das unerträgliche Joch zu zerbrechen bemüht war, aber dadurch nur in härtere Fesseln sich schlug.

Die Türken,

als die gegenwärtigen Herren Aegyptens, nehmen unter der Bevölkerung den ersten Rang ein. Sie sind gleich-

sam der Adel des Landes, ausgezeichnet durch Reichthum und Ansehen, befinden sich in ihren Händen fast alle Zweige der öffentlichen Gewalt. Hartnäckig in ihren Meinungen, reizbar gegen Widerspruch, sind die Türken Aegyptens zwar nicht ohne Einsicht, aber ihre Trägheit, ihre weibische Lebensweise, macht sie unfähig zu anhaltender geistiger Anstrengung, und wenn sie gegenwärtig auch die wissenschaftliche Ueberlegenheit der Europäer erkannt und eingesehen haben, so ist die wahre Empfänglichkeit und Bildsamkeit für höhere europäische Kultur, die man den heutigen Aegyptern nachrühmt, doch mehr bei den Arabern und dem aufwachsenden, strenger erzogenen, türkischen Geschlechte zu suchen.

Die Nahrungsmittel der Aegypter, die, wie alle Morgenländer überhaupt, sehr mäßig leben, sind sehr einfach. Ein schlechtes Brot von Durrha, über getrocknetem Miste gebacken, und rohe Zwiebeln sind Jahr aus, Jahr ein des Landmanns Kost; glücklich ist, wer zuweilen etwas saure Milch, Käse, Honig und Datteln zu einiger Abwechselung haben kann. Der größte Theil des Volks genießt des Jahres nur an den beiden höchsten Festtagen Fleisch. Bei den Reichen ersetzen große und schwer belastete Schüsseln die Mannigfaltigkeit der Gerichte. Das Hauptgericht ist immer Pillau (Seite 88) und Ragouts, Karbonaden von Hammelfleisch, Tauben und anderes Geflügel. Stühle, Teller, Servietten, Löffel, Messer und Gläser kennt man nicht; die Stelle des Tischtuchs vertritt bei Vornehmen ein Teppich, bei Geringern ein großes auf die Erde gebreitetes Leder. Man hockt auf die Fersen nieder, reißt das Fleisch, das jedoch schon in Stücke zerlegt auf den Tisch kommt, mit den Nägeln ab und wischt sich die Finger am Brote ab. Der Wirth muß von Allem zuerst kosten. Das gewöhnliche Getränk ist Nilwasser. Kaffee ohne Milch und Zucker wird in Menge getrunken. Der aus Wasser, Zucker und dürrem Obste bereitete Scherbet wird von Vornehmen sehr häufig getrunken.

Die Wohnungen der Aegypter sind von eigner Bauart, und haben besonders für das Auge des Europäers etwas Ruinenartiges. Diese Häuser ohne Dach, deren platte Decken, mit Brustwehren umgeben, der Abendaufenthalt wie der Morgenspaziergang der Bevölkerung sind, die vergitterten Fenster, deren nur wenige auf die Gasse gehen, die schwankenden Palmengipfel über den Häusern und die schlanken Minarets, die sie ebenfalls zierlich überragen, alles macht einen besondern Eindruck. Nach den Vermögensumständen des Besitzers sind in den innern Gemächern Matten oder Teppiche von verschiedener Kostbarkeit ausgebreitet; weiche Matratzen mit Lehnpolstern umgeben die Wände, und alles ist möglichst bequem eingerichtet. Das Wohnzimmer wird nicht selten durch in demselben angebrachte Springbrunnen kühl erhalten. Tische, Sessel und dergleichen sieht man nicht; in Ermangelung der Ersteren legt man beim Schreiben ein Brett auf das linke Knie. Als Tisch ist höchstens ein Fuß hoher Schemel mit runder kupferner Platte vorhanden, um welchen man mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern sitzt. Die Betten bestehen bloß aus einer Matratze von Baumwolle, über welche ein leinenes Tuch genäht ist. Einen Theil der Kleidung, besonders die Kopfbedeckung, behalten beide Geschlechter des Nachts über am Leibe. In der Wohnung der Fellahs und der armen Städter herrscht die größte Unreinlichkeit, begleitet von entsetzlichen Schaaren von Ungeziefer, die dem Europäer gefährliche Hautentzündungen verursachen, gegen deren Stiche aber die harte Haut der Aegypter ziemlich unempfindlich ist.

Die ägyptische Tracht ist ganz morgenländisch. Der Beduine hat ein bis auf das Knie reichendes Hemd, ein Stück wollenes oder baumwollenes Zeug darüber und ein Tuch turbanähnlich um den Kopf gewunden. Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich nur durch die Farbe des Zeugs und eine andere Art des Kopfputzes. Ein Hemd von blauer Leinwand und ein grober Mantel ist des Landmanns ganze Bekleidung, und die wenigsten haben Bein-

kleider. Statt der Strümpfe, die man in Aegypten nicht kennt, umwickelt man auf Reisen die Beine mit wollenen Tüchern, und zieht dann Stiefel darüber. Der reiche Kaharier trägt ein feines Hemd, wie unsere Frauenzimmer, und darunter Beinkleider von Leinwand; an den Füßen leinene Socken und Pantoffeln von dünnem Leder. Die verschiedenen Stände Aegyptens unterscheiden sich vorzüglich durch Form, Größe und Umwindung der Kopftracht. Der Bart wird auch hier mannigfaltig gemodelt, parfümirt und nebst den Augenbraunen schwarz gefärbt. Selten hat der Europäer Gelegenheit, eine Aegypterin vom Stande kennen zu lernen. Wenn die vornehme Aegypterin Besuche giebt, zeigt sie die größte Pracht und läßt sich durch ihre Sclavin eine ganze Garderobe nachtragen, damit sie sich bei der Freundin wohl 6 bis 8 Mal umkleiden könnte. Die Finger sind mit kostbaren Ringen geschmückt; die Augenlieder, Augenbraunen und Augenwimpern sind schwarz, Hände und Füße aber entweder ganz oder doch an den Nägeln auroragelb gefärbt.

Die Frauen der niedern Klassen tragen ein Kopftuch, ein langes, blaues Hemd, und in der Regel auch weite Beinkleider; in den Haaren und Ohren sind kleine Schellen, in der Nase bleierne Ringe befestigt. Beim Ausgehen ist auch die gemeinste Aegypterin in die Falten ihres langen, vom Kopf bis auf die Füße herabgehenden Schleiers gehüllt, der an der Stelle der Augen zwei Oeffnungen hat. Die arabischen und koptischen Weiber tättuiren sich, und es ist fast kein Theil des Angesichts oder übrigen Körpers ohne diesen widrigen Schmuck. Auch die Sitte, die Nasenknorpel zu durchstechen, um Ringe einzuziehen, findet man hier und da bei den Aegypterinnen.

Jeder Moslem kann, wie wir schon wissen, vier rechtmäßige Frauen heirathen und sich noch so viel Sclavinnen halten, als ihm beliebt. Die erstern nehmen die Türken Aegyptens nur aus ihrer Mitte, oder verbinden sich auch mit den Familien der noch vorhandenen Mammelucken;

die letztern liefert der Sclavenmarkt zu Kairo, wo eine kleine 10jährige Negerin 6 bis 800 Piaster, eine Georgierin von 10 bis 15 Jahren aber 6000 und noch mehr Piaster kostet. Die rechtmäßigen Weiber sind im Serail zu keiner Arbeit verbunden, sie sind da, um zu befehlen und sich bedienen zu lassen; jedes hat seine eigne Einrichtung, seine Sclavinnen und seine besondere Wohnung, aus einem Saal, einer Küche u. s. w. bestehend. Die Geschäfte der Nebenweiber beziehen sich alle ausschließlich auf das Vergnügen ihres Herrn. Manche sind musikalisch, andere Tänzerinnen, wieder andere bereiten Scherbet oder Kaffee. Schwere und ermüdende Arbeiten aber werden in dem Innern des Harems von schwarzen Sclavinnen verrichtet, die auch die Ammendienste versehen müssen. Bis zum 7ten Jahre bleiben die Knaben im Harem, nachher werden sie einem Mufti anvertraut. der sie im Lesen und in der Religion unterrichtet. Der jetzige Pascha hat jedoch auch mehre Schulen verschiedener Art errichtet, und bezahlt, vielleicht das einzige Beispiel auf Erden, nicht bloß die angestellten Lehrer, sondern auch die Zöglinge dieser Anstalten dafür, daß sie selbige besuchen. Obwol eingeschlossen, beschränkt und in völliger Sclaverei, verstehen doch auch die ägyptischen Damen die Kunst, die Zügel des Hausregiments zu führen, im hohen Grade, und wenn sich auch die Weiber des Harems oft gegenseitig intriguiren, so wissen sie sich doch eine Gewalt über den Mann zu verschaffen, die der der gewandtesten Europäerin sehr nahe kommt, so daß es in der That ein großer Irrthum ist, wenn man sich unter dem Orientalen einen Hausherrn denkt, der es mehr ist, als wir. Die Eifersucht der Aegypter geht bis zur Ausschweifung. Man erkundige sich ja nicht nach seinen Weibern, und wage es noch weniger, ein Weib, das man zufällig sieht, wegen seiner Wohlgestalt im Angesicht seines Mannes zu loben; die innigste Freundschaft würde sich in Kälte, ja wol gar in blutigen Haß verwandeln.

Die Bäder sind auch hier, wie überhaupt im Morgenlande, stark im Gebrauch. Nächst den Bädern werden die Kaffeehäuser am häufigsten besucht. In jedem Kaffeehause findet man einen Erzähler vor, dessen Mährchen man die gespannteste Aufmerksamkeit schenkt.

Der Feste und Feierlichkeiten giebt es in Aegypten wenige. Der Gang des Lebens ist ruhig und einförmig. Man steht früh auf, geht in die Moschee, dann in die Kaffeehäuser und spät erst an seine Geschäfte, die man bald möglichst endet, um in träger Ruhe unter dem erstickenden Dampf der Tabackswolke den Tag in einem Kaffeehause, wo der beste Mährchenerzähler zu hören und die geschicktesten Tänzerinnen zu sehen sind, würdig zu beschließen. Muhameds Geburtstag ist das religiöse Hauptfest. Man illuminirt die Stadt, fromme Gesänge ertönen ringsum, und die Straßen werden der Schauplatz öffentlicher Vergnügungen. Nach Carnes Reisen im Oriente ist die Nacht vor dem Durchstich des Nils bei Kairo das einzige wahre Volksfest, wo die Türken und selbst die bedrückten Araber ihr ernstes Aeußere ablegen. Kanonenschüsse bezeichnen den Augenblick, in welchem, in Gegenwart des ersten Ministers des Pascha, der mit seinen Wachen an einer gegenüberliegenden Stelle sich befindet, durch eine Menge Araber der Damm an der von der Regierung bezeichneten Stelle durchstochen wird. Wie ein Wasserfall strömt die Fluth hervor und der Minister wirft nach altem Brauch eine beträchtliche Summe Geldes in das Bette des Kanals, durch den der Nil abfließt. Des steigenden Wassers ungeachtet, fischt das Volk so lange als möglich nach den Geldstücken, wobei jährlich einige Personen ums Leben kommen. Zu den sehr bekannten Gaukeleien gehört die alte Kunst der Aegypter, Schlangen zu beschwören, eine Kunst, die darin besteht, daß sie sehr giftige Schlangen angreifen, vielfältig berühren, in einem Sacke voll Vipern so herumwühlen, als wäre es ein Sack voll Nüsse, diesen Thieren wol gar den Schlund öffnen, ohne von ihnen beschädigt zu werden.

Manche Gaukler essen die Schlangen sogar lebendig und zerreißen sie vor den Augen des ganzen Volks mit den Zähnen. Die Schlange steht immer noch, wie in ältern Zeiten, bei den Aegyptern in Ansehen, und es giebt Schlangen, zu welchen man ordentliche Wallfahrten anstellt.

Bewohner der Berberei und Raubstaaten.

Unter dem Namen Berberei versteht man gewöhnlich die ganze Nordküste Afrika's bis nach Aegypten hin. Sie wird in mehre Staaten eingetheilt, von denen jetzt besonders folgende vier Reiche bestehen: Algier, Tunis, Tripolis mit Barka, Marokko mit Feß.

Ein Gemisch verschiedener Menschenarten bewohnt den gesegneten Boden dieser Reiche und zeigt ein buntes, lebendiges Bild der Menschheit, das dem Menschenbeobachter wichtig ist. Der jetzige Zustand ist zwar noch nichts weniger als erfreulich, allein diese Völker sind fruchtbarem Boden gleich: die Keime des Lebens und der Größe ruhen in der Brache der Zeit, ihre Zukunft aber in der Hand der Vorsehung! Der Gährungsproceß hat bereits begonnen, und es ist uns vergönnt, zu den Bewohnern der Berberei eine edle Menschenklasse zu zählen, mit welcher Künste und Wissenschaften und der dem Mutterlande eigne Geist der Humanität einwandern wird. Algier ist nun wieder ein christlicher Staat, die übrigen dürften es werden, oder doch zu einem Erwachen kommen.

Die Berbern

sind die ältesten Einwanderer, und von ihnen hat das Land seinen Namen. Ihre Heimath sind die innern Gebirgsgegenden. Von fremden Eroberern verdrängt, suchten sie nämlich in diesen Gebirgen ihre Freiheit und

ihre Unabhängigkeit zu bewahren, was ihnen auch zum Theil gelungen ist. Sie hegen einen glühenden Haß gegen ihre Verdränger und vermischen sich weder durch Heirath, noch durch sonstige Bande mit ihnen. Sie sind ein großer, nerviger, dunkelgefärbter und hagerer Menschenstamm, der Hunger und Durst, Hitze und Kälte mit gleicher Leichtigkeit erträgt. Ihre Kost ist Brot und Oliven, ihr Getränk Wasser, ihr Bett der Erdboden. Sie tragen weder Hemd, noch Hose, noch einen Kaftan, nnr ein lumpiger Haik ist oft ihre einzige Bedeckung. Knaben und Mädchen gehen nackt.

Den Vorderkopf scheeren sie und lassen vom Hinterkopfe die Haare herabhängen. Sie sind sehr eifrige Muhamedaner, wissen aber nichts vom Koran; essen Schweinefleisch, und trinken Wein, und werden von Christen und Juden, wenn diese durch ihr Gebiet reisen, sehr gefürchtet. An den Gräbern der Heiligen, deren jeder Stamm aufzuweisen hat, wohnen Marabuts oder Priester, welche im Namen der Stämme Frieden schließen, Abgesandte senden, das Volk zur Andacht versammeln, und überhaupt großen Einfluß haben. Diese Priester sind indeß von besserer Art, als die, welche unter den Mauren auftreten; so wie auch die Berbern selbst zwar wilder, aber nicht so moralisch verderbt sind, als die Mauren. Ein großer Theil der Männer beschäftigt sich mit der Jagd, und die Weiber liegen dem Ackerbau und der Weberei ob. Ein Hauptzug ihres Characters ist unbezähmbare Liebe zur Freiheit, die sie mit dem kühnsten Muthe vertheidigen. Werden sie in ihren Gebirgspässen besiegt, so zerstreuen sie sich schnell und überlassen nur leere Hütten den getäuschten Siegern.

Die Kabylen

haben ihren Hauptsitz im Reiche Algier, wo sie auf den Bergen in kleinen Dörfern wohnen, deren Gebäude Lehmhütten sind. Sie sind wahrscheinlich mit den Berbern

ein und dasselbe Volk. Es sind wilde, rauhe Menschen; Schmutz und Lumpen vermehren ihr fürchterliches Ansehen. Sie sind unempfindlich gegen Frost und Hitze. Der Kopf ist, bis auf einen Schopf in der Mitte, geschoren. Grobes Brot, Oliven und allenfalls Wurzeln sind die einzige Kost, und Wasser das einzige Getränk; dabei sind sie abgehärtet genug, um selbst im Regen unter freiem Himmel zu schlafen. Sehr eifrig in ihrem Muhamedanismus machen sie sich ein Verdienst daraus, einen Juden oder Christen zu tödten. Die auf den Bergen der Provinz Titteri wohnenden Kabylen erkennen die Oberherrschaft Algier's nicht an. Ueberhaupt wimmelt es in den Gebirgen der Raubstaaten von kräftigen Naturvölkern, die unter allen Wechseln der Zeit ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. Sie bauen ihr Land auf den freien Bergen, weiden ihre Heerden und jagen die reißenden Thiere. Wir kennen sie nur nach der Aussage einiger Reisenden, die bald von dunkeln, bald von hellen Stämmen mit blauen Augen erzählen. So viel ist gewiß, daß diese Bergvölker seit den ältesten Zeiten ihre Wohnsitze behaupten; und wenn sie auch andere Völker unter sich aufnahmen, sie selbst doch nie ihren Nacken unter das Joch beugten.

Die Mauren.

Die Mauren machen die Mehrzahl der Einwohner aus. Man theilt sie in Beduinen-Mauren, die die Wüste bewohnen, und in solche, die sich in Städten und Dörfern aufhalten; von letztern ist hier die Rede. Die Mauren werden gewöhnlich Mohren genannt, sind jedoch nichts weniger, als schwarz. Sie sind theils dunkler, theils heller gefärbt, und die Mauren in Algier sollen fast so weiß sein, als die südlichen Europäer. Der Gliederbau der Mauren ist muskulös und geschmeidig. Ihre Gesichtsbildung ist ausdrucksvoll, ihr Auge feuerig, ihre Zähne sind weiß. Grausamkeit tritt aber aus den Zügen der Erwachsenen sehr unheimlich hervor. Die Weiber

sind von vorzüglicher Schönheit und die schwarzgeschmückten Augenbraunen erhöhen ihre Reize. Das Bestreben, fett zu werden, ohne welchen Vorzug Schönheit im Morgenlande wenig geachtet wird, vertilgt ihre schönen Züge. Im zwölften Jahre sind sie schon mannbar, altern aber schnell. Die Mauren sind tüchtige Reiter und solche unglaubliche Fußgänger, daß die englischen Schnellläufer es selten mit ihnen aufnehmen können. Des Tages 12 Meilen zu gehen, ist ihnen eine Kleinigkeit, und dies können sie, bei karger Kost, viele Tage aushalten. Des Morgens ißt man eine Suppe aus Gerstenmehl und Wasser, Mittags Weizenbrot mit Feigen, Trauben und Melonen, und des Abends, die Hauptmahlzeit, wird der Kuskus aufgetragen, ein Brei aus Weizenmehl und Wasser, mit Fleisch, hartgekochten Eiern, mit Butter und Safran zugerichtet. Mit kreuzweis zusammengelegten Beinen setzt man sich um die Schüssel, und greift mit den Fingern, die die Stelle der Messer, Löffel und Gabeln vertreten, zu. Um sich zu berauschen, kaut man ein Kraut, Haschischa genannt. Wein trinkt er nicht öffentlich, aber ein Opiumrausch ist ihm ein liebliches Gefühl. Will man von Jemanden sagen, es gehe ihm recht wohl, so heißt es: er lebt von Opium. Der reiche Maure steht in der heißen Jahreszeit zwei Stunden vor Tage auf, um die Kühle des Morgens zu genießen, besucht das Schlafzimmer seiner Kinder, trinkt Kaffee und geht wieder zu Bette. Um 8 Uhr steht er zum zweiten Male auf, besucht seinen Harem, trinkt wieder Kaffee, raucht eine Pfeife, speis't um 10 Uhr und geht wieder zu Bette. Steht er wieder auf, so nimmt er ein Bad, setzt sich in den Saal, vier Sclaven mit gekrümmten Beinen sitzen da und starren ihn an, um jeden seiner Befehle mit Blitzeseile zu vollziehen. Um Sonnenuntergang wird zu Abend gespeis't, geschlafen und dasselbe Leben wiederholt. Um schöner noch, d. h. wohlbeleibter, zu werden, essen die algierischen Damen Hundefleisch. Ungeachtet ihrer Wohlbeleibtheit haben sie indeß selbst

im Auge des Europäers Vorzüge; nämlich eine ungemein zarte Haut, ein Paar lebendige Augen, welche die Natur aus Feuer und Geist gebildet hat, perlweiße Zähne, die sie bis ins Alter zu erhalten wissen, und eine Zärtlichkeit des Gemüths, die eines bessern Schicksals würdig wäre. An ihnen, die bisher auf der ganzen Erde die größte Tyrannei zu tragen hatten, dürften die Franzosen die treuesten Verbündeten unter ihren neuern Unterthanen finden; denn nun wird wol um eines Liebesverständnisses willen der Vater seine Töchter nicht mehr ins Meer werfen dürfen. Bei ihren Heirathen wird Letztere nicht zu Rathe gezogen und ist der Mann mit dem Vater einig, so wird sie unter vielen Ceremonien vermählt, ohne ihren Willen zu befragen. Sie bleibt Sclavin, so lange sie lebt, und obwol der reiche Maure seine Frau durch Pracht und Reichthum fast erdrückt, so ist ihr Leben doch nur das einer Gefangenen. — Die Kleidung der Mauren ist sehr einfach. Man trägt ein Hemd, und darüber einen Kaftan von Tuch, der mit einem Gürtel befestigt wird. Der Haik, d. i. ein großes Stück Zeug, meistens von Wolle, wird über den ganzen Körper geworfen, und dient dem Armen oft statt des Bettes. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist eine rothe Mütze. Selten trägt man Hosen, noch seltener Strümpfe, dagegen trägt Jedermann Saffianpantoffeln, und zwar die Männer gelbe, die Weiber rothe. Die Stände unterscheiden sich durch die Turbane und durch andere Auszeichnungen in der Kleidung. Die Frau trägt im Hause bloß ein Hemd, beim Ausgehen einen Haik darüber. Verheirathete erkennt man am seidenen Schleier über dem Haare. Sie tragen Ringe, sowol unten, als oben in den Ohren, wol an 12 Perlenschnüre um den Hals; oft hängen auch Geldstücke an den Schnüren. Oft sind auch die Füße, Arme und Hände der Wohlhabenden mit kostbaren Ringen geschmückt. Die Mädchen schminken sich roth, punctiren auch wol den Hals mit Spießglas. Hände und Finger werden mit Hennakraut gelb gefärbt, der äußerste Rand

der Augenlieder wird schwarz gemalt. Die Gebäude in den Städten sind im Viereck gebaut, so daß dadurch ein innerer Hofraum eingeschlossen wird. Nach den Straßen zu sieht man keine Fenster, die Dächer sind flach. Die Häuser sind nicht über 2 Stockwerk hoch, im Hintertheile befindet sich der Harem, an der Stelle der Fenster befindet sich ein vergitterter Balkon, auf dem sich die Familie bei Festlichkeiten versammelt. Der Herr, die Söhne und Domestiken wohnen abgesondert. Jeder Hauseigenthümer muß, den Gesetzen gemäß, sein ganzes Haus jährlich ein Mal weiß übertünchen. Es herrscht jedoch auch im Innern desselben eine wunderbare Reinlichkeit und Eleganz; Keiner betritt ein Zimmer, ohne die Pantoffeln auszuziehen. Die öffentlichen Gebäude in Tripolis, sowie die Paläste der Großen, sind aus Stein erbaut; das gemeine Volk wohnt in Häusern aus gestampfter Erde. — Die Regierungsform kann auf keinen andern Namen Anspruch machen, als den einer despotischen. Mit unumschränktem eisernen Scepter werden alle Staaten der Berberei regiert. Leben, Eigenthum, Freiheit und Alles, was das Leben hat, hängt von den unwiderstehlichen Winken des Despoten ab, der jedoch, wie das immer der Fall ist, von seiner Leibwache wieder despotisirt wird. Wie äußerst selten starb ein Dei von Algier eines natürlichen Todes, und daraus kann man sich die Gleichgültigkeit erklären, womit der Exdei seine Staaten den Franzosen überließ. Wir verweilen zuerst einige Augenblicke bei Marokko, welches sogenannte Kaiserthum seit 1670 besteht. Die Geschichte des Hofes von Marokko besteht in einer Reihe von Schandthaten, welche jedoch alle von dem mächtigen Mulei Ismail, der 1727 im 81sten Jahre starb, übertroffen wurden. Leidenschaftliche Willkühr, Mißbrauch der furchtbarsten Gewalt, Wollust, Habsucht und der schmutzigste Geiz sind Hauptcharacterzüge der Regierungen in den Berbereskenstaaten. Man kennt hier keine andere Art zu regieren, als zu rauben, und die einzige Beschäftigung derselben besteht

darin, wie man sich des Vermögens der Unterthanen bemächtigen könne. Menschenleben ist hier das allergeringste Hinderniß der Herrscherlaunen und hat keinen weitern Werth, als insofern es dem Despoten wuchert. Seltsam ist die Erziehung des Kaisers von Marokko. Sobald ein Prinz geboren ist, wird er einem vornehmen Mauren zur Erziehung übergeben. Ist er 12 Jahre alt, so sieht er zum ersten Mal seinen Vater, der ihn nun öffentlich anerkennt und prüft. Besteht er wohl, so hat der Maure sein Glück gemacht, im Gegentheil wird der Erzieher in Stücke gehauen. — Die Regierung von Tunis ist unter Oberherrlichkeit des türkischen Sultans in den Händen eines Bei, der jetzt zu der Bedeutung eines Provinzialstatthalters herabgedrückt ist, während er bis 1835 nur ansehnliche Geschenke zu entrichten hatte, übrigens aber unabhängig dastand. — In dem Staate Tripolis hat sich das ganze System des Lebens und Seins seit Kurzem verändert. Das Volk scheint durch die Regierung dazu angeleitet, den Geschmack an Seeräuberei abzulegen, und auch ohne den Zwang, welchen die Besitznahme von Algier den übrigen Korsaren auflegt, eine vernünftige Lebensweise ergreifen zu wollen. Die Regierung von Tripolis ist schon seit Jahrhunderten von erblichen Bei's aus der Familie Karamanli geführt. Der gegenwärtige Bei ist Sidi Jusuf, ein Mann, der zu den großen Geistern zu gehören scheint, welche bestimmt sind, in das Leben der Moslims neues Leben zu bringen. Er ist als afrikanischer Fürst sehr ausgezeichnet durch seine Mäßigung, die Wahl seiner Minister und strenge Handhabung der Gerechtigkeit, die er nie verletzt, noch, so viel an ihm liegt, verletzen läßt. Er ist sogar nachgiebig, und giebt Vorstellungen Gehör, widerruft Uebereilung, sobald man ihn eines Bessern überzeugt hat.

Die Religion aller Mauren ist der Islam. Sie beobachten die Vorschriften des Propheten sehr genau, sind aber große Fanatiker, daher ihr Christenhaß unüberwindlich. Sie tragen Amulette gegen Krankheit rc.,

wallfahren auch nach Mekka, in welchem Fall sie hohe Ehre empfangen. Ob es gleich den Mauren nicht an natürlichem Verstande fehlt, so sind sie doch in die tiefste Unwissenheit versunken. Koranlesen und Auswendiglernen einiger Sprüche ist die ganze wissenschaftliche Bildung, und wer besonders ersteres gut kann, und noch ein kleines Bischen arabischer Geographie aufbringt, ist ein Talb, und hat auf die höchsten Priester-, Richter- und Staatsämter Anspruch. Die Aerzte heilen äußere Wunden mit Salben und innere Krankheiten mit Amuletten. Die Knaben werden im 6ten oder 7ten Jahre in der Moschee beschnitten, wohin sie zu Pferde durch die Stadt geführt werden. Die Operation verrichtet ein Kadi oder Talb (Priester). Der Maure heirathet früh, ganz nach muhamedanischer Sitte. Leicht werden die Ehen geschlossen, leicht gelös't. Tags nach der Hochzeit wird der jungen Frau die Mitgabe von den Eltern mit Musik zugeschickt. Obgleich Muhamed vier Frauen erlaubt, nimmt der Maure sich doch gewöhnlich nur Eine, von welcher man sich gegen die im Ehevertrag auf diesen Fall festgesetzte Summe scheiden kann. Doch wird nichts gezahlt, wenn die Frau an dem Mißvergnügen des Mannes Schuld ist. Wie vornehm der Maure auch sei, so kauft er doch selbst die Lebensmittel auf dem Markte ein. Das Weib ist nichts, als das willenlose Werkzeug der Lust; es wird gekauft und verlassen, oft ohne seinen Willen. Sie werden auch als eine bloße Waare betrachtet. Sie sind im Durchschnitt sehr wollüstig, eitel und nach Sinnenlust dürstend. Diesem Hange mögen sie denn auch die Sclaverei, worin sie leben, zu verdanken haben. Sie dürfen nie unverschleiert ausgehen und haben immer ein Gefolge. Die des Ehebruchs überführten erwartet der unvermeidliche Tod. Die Gestorbenen werden abgewaschen, mit einem Hemde bekleidet und in Leinwand gehüllt. Auf einer Bahre trägt man die Leiche nach der Moschee, wo die Gebete darüber gesprochen werden, und nach dem Begräbnißplatz

außerhalb der Stadt. Ein großes Gefolge singt das muhamedanische Glaubensbekenntniß; die Weiber, zum Theil gemiethet, heulen und zerkratzen sich das Gesicht. Die Gräber bedeckt man mit Steinen, führt auch wol Gebäude darüber auf, und hält sie hoch in Ehren, so daß sie Verbrechern zur Freistätte dienen.

Der Maure ist eben so wollüstig, wie sein Weib, und die Glut, die seine Adern durchströmt, verbunden mit Mangel an Geisteskultur, reißt ihn zu den unnatürlichsten Ausschweifungen hin. Trotz der abscheulichsten Ausartung, welche Abscheu gegen die Weiber zur Folge zu haben pflegt, ist er eifersüchtig bis zur Wuth. Nirgends auf Erden erscheint der Egoismus so vollendet, wie hier; und der Maure ist bereit, seinem Vortheile eine ganze Welt zu opfern. Nicht nur die entehrendste Behandlung erduldet er, sobald er Nutzen davon hat, sondern er säumt eben so wenig, Blut zu vergießen und die Brust seines Bruders zu durchbohren, sobald es der Eigennutz gebietet. Trägheit, Hang zum Müssiggang, Kriecherei, ränkevolle Schalkheit ist ihm eigen. Habsucht ist die einzige Triebfeder und erstickt alle bessern Gefühle und Neigungen. Dazu ist der Maure mißtrauisch, denn er läßt Niemanden gern in sein Haus, sondern thut, wo möglich, alles auf einem Teppich vor der Hausthür ab. Tief in religiöse und politische Sclaverei herabgewürdigt, sind diese Mauren zu feigen, heuchlerischen, heimtückischen und falschen Sclaven geworden, und dem Unwillen und der Verachtung der Nationen Preis gegeben. Das einzige Gute hat der Maure, daß er Jedermann, der Lust dazu hätte, an seiner Mahlzeit Theil nehmen läßt. Er befolgt hierin den Willen des Korans. Diejenigen Mauren, welche auf dem Lande geblieben sind, werden

Araber

genannt. So mäßig auch die Lebensweise des Stadtmauren ist, so ist doch die der Landmauren noch viel

einfacher, d. h. elender, und Kuskus ist schon ein Festessen. Sie kleiden sich schlechter, scheeren die Haare, und kennen weder Turban, noch Mütze, noch Pantoffeln. Die Frauen sollen überaus häßlich sein, und bemalen die Backen mit schwarzen Figuren. Die Kinder der Landmauren müssen vor Tagesanbruch vor einem großen Feuer Gebete auswendig lernen. Das ist ihre ganze Erziehung. Ihre Wohnungen sind Zelte, die aus Haaren gemacht, etwa 10 Fuß hoch, 25 Fuß lang, schwarz angestrichen und ohne Thüren sind. Um hinein zu kommen, hebt man ein Stück des Zeltes empor. Junges Vieh und Menschen wohnen hier beisammen. Ein Paar Strohmatten oder Felle dienen als Betten, und diese, nebst einer Handmühle, das Korn darauf zu mahlen; einige hölzerne Schalen und elende Töpfe sind das Geräth. Außer diesen Völkern finden sich noch Türken, Juden, Christen, Neger und Renegaten in der Berberei.

Die Türken,

ungefähr 13,000, haben bisher die östlichen Berbereskenstaaten bis Marokko hin beherrscht. Sie wurden immer von Constantinopel ergänzt, bestanden aber zu allen Zeiten aus dem liederlichsten Auswurf der türkischen Hauptstadt. Selbst aus den Gefängnissen werden sie genommen und hieher geschickt. Bald nach ihrer Ankunft in Afrika spielen sie die Herren des Landes, gelangen zur Gewalt und sogar zuweilen auf den Thron. Leute also, nach denen in Constantinopel der Henker schon seine Hand ausgestreckt hatte, sieht man hier hohe Stellen bekleiden. Auch auf diesem Boden der Erde verleugnen sie ihre türkische Gemüthsart nicht; sind ernst, gemessen, feierlich muthig und tapfer, aber auch unwissend und übermüthig gegen ihre Unterdrückten, von denen sie wieder mit Haß und Abscheu belohnt werden. Hart, träge, ausschweifend, grausam und habsüchtig, kann ihren Durst nach Gold und Wollust nichts stillen. Sie rauben den letzten Pfennig

derer, die unter ihrem eisernen Scepter stehen, gefühllos und ungerührt. Sie heirathen oft die Töchter der Mauren, die aber diese Verbindung verabscheuen und nur mit dem größten Widerwillen sich unterwerfen. Die Mütter erziehen daher ihre Kinder aus solchem Bette mit dem Hasse gegen ihre Väter. Diese Mischlinge des Türken- und Maurenblutes bilden eine eigene Classe der Bevölkerung, welche den Wohlstand der Väter mit den Lastern beider Nationen erbt, und, in Wollust und Ausartung, Weichlichkeit und Völlerei versunken, unter dem Namen Coboris in den Hauptstädten und deren Nähe sehr zahlreich leben.

Die Juden

leben in der Berberei überall in der höchsten Verachtung und Bedrückung. Sie dürfen kein Pferd, sondern nur Maulesel reiten und müssen vor den Thoren der Stadt absteigen. Sie dürfen keine Waffen führen; müssen vor jeder Moschee die Schuhe ausziehen; dürfen sich keinem Brunnen nahen, so lange ein Muselmann daraus trinkt; dürfen sich in Gegenwart eines Türken nicht niedersetzen und keine andere als die schwarze Farbe tragen. Läßt sich ein Jude auf der Straße sehen, wird er von der lieben Jugend auf's Aergste verhöhnt und sogar ein Judenmord wird selten oder nie bestraft. Macht ein Jude Bankerott, so wird er, wenn Türken bei ihm verlieren, gehenkt. Erhebt er bei Mißhandlungen seine Hand zur Vertheidigung, so wird sie ihm abgehauen. Dieses Druckes ungeachtet haben sie auch hier ihr Talent entwickelt, bedeutende Reichthümer zu erwerben, ohne den äußern Schein der Armuth abzuwerfen. Ehe wir uns von den Berbereskenstaaten abwenden, noch Einiges über den

Sultan von Marokko.

Dieser ist ein ganz unumschränkter Herrscher, stammt in gerader männlicher Linie von des Propheten einziger

Tochter ab, regiert ganz nach Willkühr, macht, ändert und zerstört die Gesetze, stellt sie wieder her, oder wechselt sie nach Gutdünken, oder seinem Vortheile. Der Sultan ist zugleich Oberhaupt des Staates und der Kirche. Der jetzige Sultan ist zwar ein eifriger Muselmann, aber nicht fanatisch. Er haßt weder Christen noch Juden, und wünscht aufrichtig, mit Jedem in Frieden zu leben. In seiner Verwaltung ist er menschlich und umsichtig, gnädig und unbescholten in seinen Rechtssprüchen, und bemüht, mehr geliebt, als gefürchtet zu werden. In seinem häuslichen Leben ist er einfach und tadellos, in seinen politischen Verbindungen klug und gemäßigt. Seit mehren Jahrhunderten saß auf Marokko's Thron kein so friedliebender und unblutdürstiger Beherrscher. Durch seine Characterfestigkeit und bekannte Gerechtigkeitsliebe hält er die wilde, unruhige Masse im Zaum. Seine Frauen, mit denen er viele Kinder hat, behandelt er mit Sanftmuth. Obgleich die Gesetze ganz von dem Willen des Herrschers abhängen, welcher in seiner Residenz in eigner Person Recht spricht, ist die Justiz gerecht und augenblicklich. Die körperlichen Strafen erhalten die Männer von den Trabanten des Gouverneurs. Da aber Frauen anzurühren den Männern nicht erlaubt ist, so erhält das schöne Geschlecht die Strafe durch ein Frauenzimmer, welches Arifa genannt wird. Dieses Weib nimmt die Frauen, in oder außer dem Harem, gefangen, haut sie mit der Peitsche, giebt ihnen Stockschläge, schneidet ihnen die Ohren, Hände oder Brüste ab, hängt oder enthauptet sie. Kleine Vergehen werden durch Geld gebüßt, für stärkere giebt es Peitschen und Stöcke. Die Hiebe werden ihnen selten auf den Rücken, gewöhnlich auf den Bauch oder die Fußsohlen gegeben. Die Diener der Gerechtigkeit führen ihre Karbatsche immer auf dem Rücken mit sich. Ist Einer zu Hieben verurtheilt, wird er auf den Boden geworfen, von drei Kerlen, die ihm auf dem Nacken und den Beinen sitzen, festgehalten und von zwei andern gepeitscht.

Die Peitschenhiebe dürfen aber die Zahl 999 nicht überschreiten. Nach einer eigenen Strafbestimmung werden die Verurtheilten zuweilen von vier starken Männern mit solcher Kraft und Gewandtheit in die Höhe geworfen, daß sie (wie in der Strafe festgesetzt ist) beim Niederfallen einen Arm, oder ein anderes Glied brechen, oder auf den Kopf stürzen, und sogleich verscheiden. Eigenthümlich ist die Strafe, daß man Leute mit Honig oder Oel bestreicht, und einen Tag lang, in der Sonne, den Stichen der Fliegen und Insecten aussetzt. Bei einer andern Strafe werden die Nasenlöcher, der Mund und die Ohren mit Schießpulver angefüllt, und dieses dann angezündet. Andere werden bei den Beinen an den Schwanz eines Maulthieres gebunden, und so durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze geschleift. Abschneiden von Gliedern, in zwei Stücke sägen, das Ertränken, Hängen, Pfählen, kommt häufig vor. Auch gräbt man Menschen lebendig in den Boden, so daß nur der Kopf daraus hervor ragt, an welchem jeder Feind seine Wuth, nach Belieben, kühlen kann. Dieben werden die Hände abgehauen, und Jünglinge und Mädchen, welche unerlaubten Umganges überwiesen sind, bekommen 100 Hiebe auf den Unterleib oder die Lenden. Wer 15 Jahre lang die Miethe für ein Haus bezahlt, oder so lange etwas geliehen hat, ist, nach Ablauf dieser Zeit, Eigenthümer. Bestechung ist an der Tagesordnung, und für wenige Piaster kann man so viele falsche Zeugen haben, als man will.

Bewohner der Wüste.

Die Wüste heißt bei den Arabern bezeichnend genug: Sahara bela ma, Meer ohne Wasser. Sie faßt mit Ausnahme der Berberei, Aegyptens und Nubiens das ganze Nordafrika in sich, 600 Meilen lang und an

einigen Stellen 200 Meilen breit. Der Wanderer schaudert gewiß vor dem furchtbaren Bilde des Todes und der Erstarrung zurück und Keiner vermag wol den Eindruck zu schildern, der den Wanderer befällt, wenn er diese Wüste durchzieht. Der Boden der eigentlichen Wüste ist tief mit dem feinsten Sandstaube bedeckt, den die oft furchtbar tobenden Stürme wie Meereswogen in Bewegung setzen, in Wolken forttreiben, oder auch als ungeheuere Sandsäulen in die Höhe wirbeln. Dadurch werden Quellen und Brunnen verschüttet, und selbst Flüsse gezwungen, ihren Lauf zu ändern, oder ganz aufgehalten, so daß sie im Sande sich verlieren. Gräßlich ist die Noth, wenn Karavanen die ersehnten Quellen verschüttet finden; 2000 Menschen fanden so auf ihrem Wege (1805) den Untergang und die zerstreuten Gebeine verschmachteter Menschen und Thiere sind den Reisenden zugleich Wegweiser und traurige Denkmäler der großen Gefahren, die auf dem Monate langen Wege ihnen drohen. In der eigentlichen Wüste findet man oft Tage lang kein lebendes Wesen und hier herrscht eine wahre Grabesstille. Das Klima der Wüste ist heiß. Die Nächte sind jedoch kalt, mitunter sehr kalt, so, daß die Wasserschläuche erstarren. Kalter Thau und Wind sind also des Nachts eben so unbequem, wie am Tage die Gluthitze, welche den Athem beengt. Tritt der Glutwind, Samum rc. (wovon schon die Rede gewesen) ein, wehe dann der Karavane! Die Wüste verwandelt sich schnell in ein bewegliches Meer, und ist gefährlicher als dieses. Karavanen, die sich gelagert hatten, brechen bei seinem Eintritt schnell auf, um so dem Verschütten zu entgehen, welches schon viele Tausend Säumige begraben hat. In manchen Jahren fällt in der Wüste gar kein Regen, dann versiegen die Quellen auf den Karavanenstraßen, selbst in den Oasen (fruchtbare Landstriche in der Wüste) entsteht Wassermangel, und allgemeine Durstnoth wird den Kindern der Wüste gefährlich und tödtlich. Die Bewohner der Wüste werden mit dem Gesammtnamen

Beduinen belegt; doch unterscheiden wir viererlei Beduinen: Araber, Tibbo's, Tuarik's und Mauren.

Die Araber.

Die Beduinen-Araber können sich rühmen, das älteste historische Volk auf Erden zu sein. Aus unserer Mitte, können sie mit Recht behaupten, sind die ältesten und erhabensten Gestalten, die ewigen Vorbilder vollendeter Menschlichkeit hervorgegangen. Wir gaben euch erhabene Ideen, haben euch die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts bewahrt und die Kunde der ältesten Ereignisse überliefert. Rein, wie der Himmel über uns, war das Bild Gottes von jeher in uns. Die ganze Welt um uns erlag dann und wann dem Götzendienste und gräulicher Verfinsterung, aber uns habt ihr nie knieen sehen vor Baalim, noch räuchern vor den Bildern eines verbrannten Gehirns. Wir sind die ältesten Repräsentanten des Monot[illegible]heismus (Glaube an Eine Gottheit), der naturgetreuen [illegible]Menschheit, der einfachen Sitten und frommen Tugenden un[illegible]verderbter Naturkinder. Zeiten haben sich verwandelt, Völk[illegible]r geblüht und sind gefallen um uns, nur wir sind diese[illegible]lben geblieben im Kampfe der Völker und Wechsel der Z[illegible]eiten, die über uns keine Gewalt hatten. Deß kann sich [illegible] der Beduinen-Araber rühmen. Die ältesten Gestalten der [illegible] Bibel, die Ideale reiner Humanität, die sich jedem Me[illegible]nschenherzen liebenswürdig machen, ein Abraham, ein J[illegible]thro und die große Charactererscheinung des erhabenen Hio[illegible]b! Abraham's kraftvoll frommes Leben, Hiob's ehrbare u[illegible]nd zarte Lebenspoesie: was sind sie? Beduinenbilder, zu [illegible] denen zur Freude der Menschheit auch heute noch die Orig[illegible]inale zu finden sind. Je weniger die Wüste Mittel an [illegible] die Hand giebt, die Sinne zu zerstreuen, desto fester hä[illegible]ngt der Blick am Himmel; und wie der Urvater Hio[illegible]b, schauet auch heute noch mit froher Andacht das Au[illegible]ge des Zeltvaters nach dem schön gebundenen Orion, un[illegible] preist mit dem Morgensterne den Herrn, dessen getreuer

Anhänger er von Anbeginn war. Der Götzendienst verabscheuende Geist Abraham's ruht auch heute noch auf ihm. Um daher Beduinen-Araber zu schildern, darf man nur auf die Bibel verweisen; was sie dort in der ältesten Zeit waren, das sind sie heute noch. Sie sind theils Hirten-, theils Wanderstämme. Beide haben große Heerden von Kameelen, Büffeln, Rindern und Schafen. Dromedare aber und Pferde sind ihr edelster Besitz. Der Aermste besitzt 5 Kameele, aber es giebt deren, die (wie Hiob) tausend besitzen. Jeder Stamm zerfällt in Familien, jede Familie lagert für sich und gehorcht dem Aeltesten. Die Familien eines Stammes, durch das Band der Abstammung verbunden, gehorchen dem Häuptling. Die Würde ist erblich. Frei wie die Wüste, will auch der Beduine sein; er erkennt keinen Oberherrn, noch giebt er das Mindeste von seinem Erwerbe und Besitze ab und betrachtet sich selbst mit der hohen Pforte nur durch das Band der Religion verbunden. Er verlangt aber auch von Niemanden Schutz oder Recht. Der Beduine der Wanderstämme hat eine stolze Haltung, ist ruhig und ernst in seinem Benehmen, karg an Worten, aber auch bescheiden und unterbricht niemals die Gegenrede, sondern hört mit Aufmerksamkeit zu, bis der Andere alles vorgebracht hat. Ein treffliches Bild giebt auch hier das Buch Hiob. Seine Nahrung ist sehr einfach. Er haßt Wein (Jeremias 35, V. 5—11); ist von unverwüstlicher Gesundheit. Er schläft unter freiem Himmel und schweift von Wüste zu Wüste. So wie die Gastfreundschaft unter ihnen heilige Pflicht ist, so üben sie diese auch selbst gegen Fremde. So z. B. lebt jeder sicher unter ihnen, der sich ihnen auf Treu und Glauben anvertraut. Die Sitten sind unter ihnen noch eben so rein und streng, wie im Alterthume. Das gefallene Mädchen wird getödtet, indessen sind die Beispiele solcher Schwäche unerhört. Der Beduine ist bescheiden, nie neugierig, nie bettelhaft; er lügt nie und betrügt keinen Fremden. Der Beduine bekennt sich zum

Islam und ist sehr duldsam gegen Andersdenkende. Rührend sind ihre Begräbnisse. Wenn einer aus ihrer Mitte stirbt, wird er in die Wüste, diese allgemeine Mutter der Beduinen, gebracht. Männer tragen die Leiche, und heulend folgen Klageweiber nach, unter deren lobpreisendem Geheul er auch in das Grab gelegt, mit Palmenmatten bedeckt und in Sand vergraben wird. Ein großer Stein bezeichnet oft die Ruhestätte. An gewissen Tagen kommen dann die Frauen, um auf dem Grabe zu beten. Sie sind das älteste schreibende Volk. Ihre überaus gebildete Sprache war früher Schriftsprache. In ihr haben sich die ältesten Stimmen der Vorwelt erhalten. Hiob's rührende Geschichte im herrlichsten Buche, die für die Göttlichkeit des Menschengeistes zeugt; die Urkunden der Schöpfung; die enthüllten Geheimnisse der Vorwelt sind in der schönsten Sprache der Erde geschrieben. Diese schöne Sprache tönt auch heute noch in ihren bilderreichen und seelenvollen Akkorden fort.

Die Tibbo's.

Die Tibbo's, ein schwarzer Völkerstamm, sind schlank, haben gutgeformte Glieder, festen Gang, dicke Lippen, keine Negernase, langes nicht krauses Haar, schöne Zähne und feuerige seelenvolle Augen. Sie wohnen östlich und südlich von Fezzan und stoßen westlich an die Tuariks. In ihren Bewegungen sind sie rasch und edel, weshalb man sie in Afrika „Vögel" nennt. Die Tibbo's haben viele Anlagen zu den Künsten der Civilisation. Sie theilen sich in viele Stämme, worunter mehre Raubstämme. Man schildert sie als mißtrauisch, hinterlistig und betrügerisch. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in der Frucht der Doumplame und dem Fleisch ihrer Heerden. Sie haben Kleider aus Fellen, aber auch Hemden aus blauer Leinwand. Von denselben Farben sind auch die Tücher, welche sie um den Kopf winden, und über das Gesicht künstlich falten, so daß nur das Auge

sichtbar bleibt. Die Mädchen lassen ihre Haare in schönen Zöpfen über die Schläfe und Schulter herabhängen, welche sie mit kleinen silbernen Ketten und Glöckchen zieren. Den Kopf deckt ein ledernes Käppchen, dessen Lappen über die Wangen gehen, und das mit silbernen Plättchen verziert ist. Bunte Halsbänder, mehre Ohrringe aus Silber und von verschiedener Größe vollenden den Kopfputz. Die Arme sind bis auf die Schultern bloß, und ebenfalls mit silbernen Ringen verziert, und ein Stück rother Koralle, durch den rechten Nasenflügel gesteckt, zeigt, daß Eitelkeit auch hier ihren Altar von schönen Priesterinnen bedient sieht. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht nicht, bleiben lange schön und jugendlich, sind häuslich, gute Mütter ihrer Kinder und sehr fruchtbar. Die Mädchen tanzen eben so gern wie bei uns, tragen aber keine Schnürbrüste und bleiben daher, trotz des Tanzens im Freien, von der Schwindsucht verschont. Einige dieser Tibbovölker bilden einen Staat und wohnen in Städten. Diese sind Muhamedaner. Andere, Ackerbau und Viehzucht treibend, sind Heiden und werden als Sclaven gejagt und verkauft.

Die Tuarik's

bewohnen das Land im Norden der Wüste, im Süden von Algier und Tripoli; sie sind ein wohlgebautes, oft schönes und sehr kriegerisches Volk; einige von ihnen sind so weiß wie die Küstenbewohner, andere fast schwarz, doch nie negerartig. Eine Eigenheit ihrer Bekleidung besteht darin, daß sie stets den untern Theil des Gesichts, bis an die Augen, mit einem Tuche verhüllen. Ihre Waffen bestehen meist nur in Schwert und Lanze; sie haben keine Pferde, wol aber sehr schnelle Kameele, womit sie die Wüsten durchziehen und aus Sudan Sclaven rauben. Die Anhänger Muhameds (Viele sind Heiden) tragen in einer ledernen Tasche einen Koran, und in ledernen Beutelchen Amulette, welche an Riemen

gereiht sind. Sie waschen sich selten, denn die wasserleere Wüste stillt kaum ihren Durst, und der Koran muß sich so auslegen lassen, daß man auch Sand zu den vorgeschriebenen Reinigungen nehmen dürfe. Sie haben gewöhnlich nur Ein Weib, aber mehre Sclavinnen. Unter einander sind sie treu, redlich, offen und gastfrei, aber gegen Fremde hart und grausam. Die Weiber sind schön, langblühend, häuslich, treu und keusch.

Die Mauren der Wüste.

Die spätesten Ankömmlinge in der Wüste sind die Mohren oder Mauren. Sie wohnen auf der Nordseite des Senegal. Im Jahre 711 machten sie sich ansässig in Spanien, behaupteten sich daselbst bis zum Jahre 1571, wo sie von Philipp II. zum Theil, und 1610 von Philipp III. gänzlich vertrieben worden. Fast eine Million Morisken (wie man sie in Spanien nannte) gingen nach Afrika über. Noch jetzt besingen sie unter ihrem brennenden Himmel Spanien's gesegnete Gefilde, noch sehen sie mit Thränen hinüber über das Meer und vererben die Schlüssel ihrer Häuser, die man vertragswidrig ihnen entrissen hat, nebst ihrem Christenhasse, auf ihre Kinder. Der letztere ist leider der characteristische Zug im Gemüthe der maurischen Stämme, welche die westliche Wüste von Marokko aus bis zum Senegal inne haben. Noch bis auf den heutigen Tag sind sie eifrige Verbreiter des Islam. Ausgerüstet mit dem ganzen Stolze der Kinder Ismaels machen sie zugleich überall Anspruch auf Herrschaft, welche Ansprüche geltend zu machen, ihnen auch sehr oft gelingt. Sie sind, wie die Umstände es mit sich bringen, Herrscher, Statthalter, Imans, Kaufleute, Diplomaten, Hirten und Räuber. In ihrem Character sind Mißtrauen, Heimtücke, Habsucht und Fanatismus vorherrschend. Von den Reisenden wird den meisten Stämmen ein schlechtes Lob ertheilt. Mehre Stämme sind stets auf Raub bedacht und führen bei ihren Streife-

reien Menschen und Thiere mit fort. Reisende, die man unterwegs antrifft, ohne Unterschied des Glaubens und der Nation, werden angegriffen, und als eine Gabe betrachtet, die Gott sendet. Man nimmt denselben Waffen und Beute und plündert sie rein aus. Wie alle halbcivilisirte Völker der Wüste sind sie gastfrei, und der Fremde findet für sich und sein Pferd Aufnahme und Futter. Man bewillkommt denselben, hilft ihm vom Kameel, trägt sein Gepäck hinter den Strauch, wo er die Nacht zubringen soll (denn ins Zelt wird er nicht genommen), und setzt ihm um 10 Uhr Abends die Mahlzeit — Milch und Gerstenmehlbrei — vor. Bei ihrer natürlichen Heftigkeit und Grausamkeit werden selbst die häuslichen Angelegenheiten nicht ohne Zorn und Wuth verhandelt. Christen, die durch Schiffbruch in ihre Hände fallen, werden sehr gemißhandelt, besonders von Weibern und Kindern. Diebstahl ist kein Verbrechen, wenn er des Nachts geübt wird; Diebstähle am Tage werden, von gleichem Stamme begangen, mit Stockschlägen, von fremdem Stamme, mit dem Tode bestraft. Die Hautfarbe der Mauren ist braungelb, und wird desto dunkler, je mehr sie sich dem Aequator nähern. Sie sind ernst, mit einem scharfen Blicke, einer Adlernase, hoher Stirn, schönen Zähnen und Feueraugen ausgerüstet; die Kopfhaare sind etwas kraus und gelockt, ohne gerade ein Negerhaar zu sein, die Ohren herabhängend, der Bart lang. Meist sind sie hager, haben dünne Schenkel, aber einen raschen und gewandten Gang, etwas einwärts gebogenes Rückgrat, schlanke Taille, und sind im Ganzen ein schöner Menschenstamm. Die Weiber sind schön, geistreich, früh reif und früh welk. Eiförmige Zelte, nach der Sonne zu offen, mit regendichtem Zeug überzogen, sind die Wohnungen der Mauren. Die Besorgung des Hauswesens, so wie der meisten Geschäfte bei den Heerden und dem Ackerbau, liegt den Weibern ob, wobei sie von den Sclaven, deren auch der Aermste einen hat, unterstützt werden. Handwerker giebts unter ihnen nicht.

Was sie an Geräthen bedürfen, erhalten sie von Handwerkern, die aus der Umgegend die Wüste durchziehen. Auch Aerzte haben sie nicht. Krankheiten, welche selten sind, heilt man durch Binden, Salben und Brennen; Amulette und Priester thun das Uebrige. Bleiben alle Mittel unwirksam, so ergiebt sich der Sohn der Wüste in sein Schicksal, kehrt den Kopf nach Mekka, und ist glücklich, wenn er sich an der Erinnerung stärken kann, einmal die Wallfahrt nach dieser heiligen Stadt gemacht zu haben. Mit den Negern stehen sie in Handelsverbindungen, denen sie Salz, Eisenwaaren und Zeuge liefern, wogegen sie wieder Sclaven, Gold und Zibeth eintauschen. Die Kleidung ist einfach. In der Zeit der Kindheit gehen Knaben und Mädchen nackt. Dann wird eine Art bis auf die Lenden reichendes Hemd aus blauem baumwollenen Zeuge und darüber allenfalls der im Morgenlande übliche Haik getragen. Ein Stück Zeug um den Kopf gewunden, vertritt die Stelle des Turbans. Wer auch eine solche Bekleidung sich noch nicht schaffen kann, näht Ziegenhäute zusammen, und umhüllt sich damit. Haar und Leib salben sie gern mit Fett; die Weiber thun dasselbe, hängen jedoch diesen noch einigen Putz hinzu. Eine Art Tuch, welches bis auf die Hälfte der Nase den Kopf verhüllt, und unter dem Kinn zugebunden wird, muß ebenfalls eingesalbt sein. Zur weiblichen Schönheit gehört Corpulenz, weshalb die Erziehung der Mädchen darin besteht, daß man sie mästet. Findet man eine, die nicht selbst mehr gehen kann, sondern geführt werden muß, so ist ihr Glück gemacht und sie ist in der ganzen Wüste berühmt. Das gewöhnliche Nahrungsmittel ist Milch von Ziegen, Kühen und vorzüglich von Kameelen. Auch ist ein Brei von Gerste, Hirse oder Mais (Kuskus) bei ihnen sehr beliebt, aber auch Heuschrecken werden nicht verachtet. Datteln werden häufig genossen; die Fürstenfrauen essen fast nichts als Datteln, und trinken den aus der Frucht derselben gepreßten Honigsaft, um die gehörige Corpulenz

zu bekommen. Diejenigen, welche in der Nähe der Gummiwälder sich aufhalten, behelfen sich lange Zeit mit dem Gummi, namentlich während der Zeit der Gummiernte. Einige, die an Meeresküsten wohnen, nähren sich von Fischen. Die Ehe schließt der Maure selten mit mehr als Einer Frau, indem er wegen seiner Armuth nicht mehr zu ernähren im Stande ist. Der Mann sowol, als die Frau, können sich mit Bewilligung der Aeltesten andere Ehegatten wählen. Hat eine Mutter einen Sohn bekommen, so färbt sie ihr Gesicht 40 Tage lang — nur halb so lange bei der Geburt einer Tochter. Aber der Knabe wird auch von der Mutter, sobald er nur gehen kann, eben so ehrerbietig behandelt, wie der Vater; sie bringt ihm das Essen und ißt erst nach ihm, da hingegen die Töchter ein viel härteres Loos haben. Die Ehe wird auch hier unter Tanz und Schmaus geschlossen. Den Tag nach der Hochzeit nehmen die Freundinnen die junge Frau in ihre Mitte, waschen sie von den Hüften bis zu den Füßen mit Wasser, bemalen sie, flechten ihr das Haar, schmücken sie aufs beste, und schenken ihr ein neues Tuch. — Zu Sterbenden holt man den Talbe (Priester), welcher zugleich den Kindern Unterricht giebt, indem er von einer Horde zur andern umher zieht. Er spricht über den Sand in einer Muschel einige Worte und streut ihn auf den Sterbenden hin, drückt ihm den Daumen auf die Stirne und legt ihm einen Rosenkranz auf den Leib. Der Todte wird in sein Grab mit dem Gesichte nach Mekka gelegt; Klageweiber müssen heulen; das Zelt des Gestorbenen muß an einen andern Ort gebracht, seine Habe gelüftet und eine Mahlzeit gegeben werden, wobei der fettste Bock geschlachtet wird, welchen die Gäste fröhlich verzehren. Der Talbe ist durch seinen langen Bart, durch den halb weißen, halb karmoisinfarbigen Haik und an dem langen Rosenkranze — 115 kleine schwarze Kugeln auf eine Schnur gereiht — kenntlich, und steht überall in Achtung. Der Hauptgebrauch des Islam, das Waschen, wird hier häufig nur durch das

Abreiben mit Sand verrichtet. Ueberhaupt ist hier Muhamed's Glaube mit vielem Negerglauben vermischt, mit Grisgris namentlich (Amulette). Blödsinnige, stumme und taube Menschen werden auch hier als Gottes liebe Kinder angesehen, und daher mit derselben auszeichnenden Achtung behandelt, wie im übrigen Oriente, wo Muhamed gilt.

Die Bewohner Senegambien's und Nordguinea's.

Senegambien nennt man das Land an der Westküste Afrika's zwischen den Flüssen Senegal und Gambia, das sich in einer Länge von 180 geogr. Meilen erstreckt und zuweilen auch Westnigritien genannt wird. Es wird eingetheilt in Ober-, Mittel- und Niedersenegambien. Die meisten dieser Bewohner sind Neger, welche theils in despotischen, theils in monarchischen, theils in republikanischen Staaten leben. Sie treiben Ackerbau, Handel und einige Gewerbe. Ehe wir aber diese einzelnen Stämme näher ins Auge fassen, sei es uns vergönnt,

von den Negern im Allgemeinen

zu sprechen. — Die Neger sind eine Menschenrasse auf der Nordwestküste und im Innern von Afrika.

Zum Characteristischen ihres Körpers gehören: schwarze Hautfarbe, aufgeworfene Lippen, pechschwarzes, krauses wolliges Haar, breites eckiges, eingedrücktes Gesicht, tiefliegende, kleine feuerige Augen, eine breite plattgedrückte Nase mit großen Naselöchern, säbelförmige Beine, große Zähne, vorstehende Ohren, ein starker nerviger und behender Körper. Das Gemüth des Negers ist heiter wie der Himmel, unter dem er geboren, leicht wie die Luft, die er einathmet; seine Leidenschaften sind glühend wie die

Sonne, welche in seinem Körper das Oel braunt, das seine Haut schwarz färbt; seine Sinne üppig wie die Natur, unter deren Einfluß er entstanden; mit einem Worte: mehr als irgend ein Sohn der Erde ist der Neger ein treues Ebenbild seines Geburtslandes. Dabei ist er gutmüthig und treu auf eine beispiellose Art, und dankbar, wie sein Boden. Ein einfacher Gürtel um den Leib, macht meistens seine Kleidung und eine Hütte von Schilf und Stroh seine Wohnung aus. Seine Nahrungsmittel bestehen größtentheils in Palmöl, faulen Fischen ꝛc., doch giebt es auch einige Neger, welche das Fleisch ihrer Nebenmenschen verzehren. Was die Religion der Neger betrifft, so bekennen sich Viele zum Islam. Täglich verrichten die Marbuts (Priester) die Religionsgebräuche dreimal mit Gebet und Niederwerfen aufs Angesicht und durch Bestreuen des Hauptes und Gesichts mit Sand. Laut spricht die Versammlung das Gebet nach, und geht darauf wieder auseinander. Moscheen hat man nicht, außer etwa an zwei Orten. Man versammelt sich im Freien. Ihr höchstes Fest feiern sie allemal beim Neumond nach der Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Sie begrüßen den Mond, indem sie ihm die Hände entgegenstrecken, die sie zuvor mit Speichel benetzt haben; sie machen ihre Geldbeutel auf und bitten, so wie er selbst voller werde, auch diese zu füllen. Die Fasten halten sie sehr strenge und rauchen am Tage keinen Taback, ja Manche binden den Mund zu, damit ja Nichts hineinkomme. Die Beschneidung ist, wie wol bei allen Negern üblich, unter den muhamedanischen Negern sehr wichtig und wird erst dann vorgenommen, wenn die Knaben dem Jünglingsalter nahe sind und eine Anzahl derselben beisammen ist. Die Marbuts sollen sich als strenge und gewissenhafte Leute beweisen, die ihr Gesetz mit aller Pünktlichkeit erfüllen, die junge Leute im Lesen und Schreiben unterrichten und vorzüglich vom Grisgrismachen und andern Gaukeleien ihre Haupteinnahme haben. Nur diese Marbuts verstehen ein wenig

Arabisch, und wer einmal unter ihnen den Koran gelesen hat, wird für einen großen Meister gehalten. Der Koran steht bei allen Negern in großem Ansehen, und die Fürsten, wie die Marbuts, lassen sich denselben auf Zügen und Reisen von einem eigends dazu bestimmten Diener nachtragen. Es ist ein Hauptverdienst der Marbuten, den Koran abzuschreiben. Es herrscht bei diesen Negern viel Aberglaube. So entsteht nach ihrer Meinung die Mondsinsterniß dadurch, daß eine große Katze ihre Pfoten zwischen Mond und Erde hält. Während einer solchen Verfinsterung erwarten sie den Propheten. Die Meisten sterben bei ihnen an Zaubereien. Die Grisgris, worauf sie sehr viel halten, näht man in sauber genähete Beutel von Leder oder Seide. Es soll nicht selten sein, für einen Grisgris 2 bis 3 Sclaven oder 4 bis 5 Ochsen zu geben. Auch von den nicht muhamedanischen Negern nehmen die Meisten ein höchstes Wesen an; aber außerdem verehren sie eine Menge Götzen oder Fetische, indem sie Alles zum Fetisch erheben, was auf ihre Phantasie einen Eindruck macht. Sie geben vor, der Numbo oder das höchste Wesen sei zu vornehm, sich um die Menschen zu bekümmern. Er habe daher Untergötter bestellt, welches eben die Fetische seien. Der Hauptgötze am Senegal ist eine kleine Figur, welche Chion genannt wird, und den man bei allen Unternehmungen befragt. Auf der Elfenbeinküste hat jedes Reich seinen Hauptfetisch, und jedes Dorf einen besondern Schutzfetisch, der auf einem Altar von Schilf steht und auf Kosten des Dorfes angeputzt wird. Fehlt es an Regen, so setzt man ihm einen Wasserkrug hin; wünscht man Waffenglück, so empfängt er Dolch und Säbel. In Dahomei steht der Leopard in großem Ansehen — und zu Masurado erhielt die Sonne sonst sogar Menschenopfer. — Gewöhnlich wohnt in der Nähe eines Hauptfetisch ein Fetischeer oder Fetischmacher (ein Priester), der sich bei seinem Gewerbe ganz wohl befindet, indem Niemand den Fetisch umsonst befragt; doch giebt es Ge=

genden, wo man keine Priester zu haben scheint. — Die wichtigsten Dinge, Verträge, Eidschwüre rc., werden unter Anrufung des Fetisch verhandelt. Man nennt dies Fetischmachen. Man sagt: Fetischtrinken, d. h. trinken und den Fetisch anrufen, daß er sie tödte, falls sie nicht den Bund oder Eid halten. Man macht auch Fetisch aus Rache gegen einen Feind. Bei diesen Handlungen ist allezeit ein Priester oder Fetischeer nothwendig.

Unter den Negern ist die Vielweiberei üblich, aber die Menge der Frauen richtet sich nach der Größe des Vermögens. Auf der Goldküste haben die mächtigern Könige wol an 3000 Frauen, denn die Menge der Weiber macht hier ein Stück der Hofpracht aus. Aber in diesen Gegenden haben auch wol gemeine Leute 6 bis 20 Frauen. Es ist häufig, daß ganz junge Mädchen, noch als Kinder, einem Manne verlobt werden. Der Preis für ein Mädchen ist fast überall einige Anker oder Flaschen Branntwein, einiges Rindvieh, Glaskorallen, oder auch einige Dutzend Tabackspfeifen nebst etwas Taback. Sobald die Braut das rechte Alter erreicht hat, holt sie am Senegal der Bräutigam beim Mondscheine mit einigen seiner Freunde ab, und führt sie dem Scheine nach mit Gewalt fort, ohne auf ihr Sträuben und Schreien zu achten; bei einigen dortigen Völkern schleppt ein altes Weib die Braut auf dem Rücken in des Bräutigams Haus. In andern Gegenden geht es friedlicher ab; man bringt die Braut, auf den Schultern junger Männer getragen, in das Haus des Bräutigams, wo denn die Gäste oft 3 bis 4 Tage schmausen, tanzen und singen. Wiewol ein Mann mehre Frauen nimmt, so scheint doch die zuerst geheirathete als die rechtmäßige Gattin anerkannt zu sein, und sie hat, zumal wenn sie Kinder und namentlich Söhne hat, viele Vorzüge vor den übrigen, ob sie gleich doch auch nicht in Gegenwart des Mannes essen, sondern nur in der Hütte, in welcher sie wohnt, ihre Mahlzeit halten darf. Abends geht jede

Frau in ihre eigne Hütte; des Morgens kommen sie alle und begrüßen knieend den Mann. Jede Frau hat mit ihren Kindern ihr bestimmtes Wochengeld. Nach der Reihe herum ißt und trinkt der Mann bei seinen Weibern. Das Weib ist auch hier, wie überhaupt im Morgenlande, das Lastthier, welchem die schwersten Arbeiten aufgebürdet werden. — Der Ehebruch wird auch von den Negern für schändlich gehalten, gleichwol aber häufig genug begangen. Ist der Ehebruch dem Manne entgegen, so werden die Schuldigen als Sclaven verkauft und der Mann behält von den Kindern der Verkauften die stärkeren, die ihm zu Arbeiten nützlich sein können. Mit der Erziehung der Kinder hat der Neger wenig Sorge. Was der junge Neger zu lernen hat, lernt er größtentheils von selbst durch Zusehen, und die Mädchen lernen die häuslichen Verrichtungen von der Mutter. Von den Beerdigungsgebräuchen der Neger gilt im Allgemeinen Folgendes: Das Klagegeschrei, mit welchem ein Todesfall den Nachbarn und Freunden bekannt gemacht wird, ist unter den Negern sehr gewöhnlich und man setzt es wol 24 Stunden lang fort. Bei den muhamedanischen Negern wäscht ein Marbut oder Priester des Verstorbenen Leichnam; die Bekannten richten unterdeß verschiedene Fragen an ihn: warum er nicht noch geblieben sei? wer ihm etwas zu Leide gethan? Er sei ja reich gewesen, habe eine gute und schöne Frau gehabt ꝛc. Die Wittwen und Kinder des Verstorbenen kümmern sich indessen um die Beerdigung nicht, sondern schlachten Vieh, verkaufen Waaren, um Branntwein dafür einzukaufen, der bei dem Beerdigungsschmause nicht fehlen darf. Nachdem der Marbut dem Todten noch einige Worte ins Ohr geflüstert hat, wird der Leichnam unter eben der Kammer verscharrt, wo er gestorben ist. Doch sind die Beerdigungsgebräuche vielfältig verschieden. Auf der Goldküste gehen die begleitenden Weiber eins hinter dem andern — die große Frau (oder der Mann der verstorbenen Frau) geht zuerst. Jede hat einen Strohwisch auf dem Kopfe

und stützt sich auf einen Stock. Man zieht durchs ganze Dorf und legt den Leichnam in eine Grube, die man mit Erde und Steinen bedeckt. Grausamkeit und Aberglaube haben bei den Beerdigungen freies Spiel. An sehr vielen Orten von Guinea werden dem vornehmen Verstorbenen Leute zur Beerdigung mitgegeben, und bei seinem Grabe geopfert. Gewöhnlich trifft dieses Loos diejenigen, die dem Verstorbenen am liebsten waren. An der Pfefferküste wird daher die erste Frau mit begraben, nachdem man sie zuvor halb getödtet hat. Ein Fürst in Guinea muß wenigstens zwei bis drei Frauen in jener Welt vorfinden, da diese lebendig mit ihm begraben werden. An andern Orten werden eine Menge Officiere und Sclaven niedergehauen, und in Benin (Oberguinea) die vornehmsten Hofbeamten des Königs mit dem Leichnam desselben in eine große, tiefe Grube beigesetzt, welche mit großen Steinen zugelegt wird. Wenn Niemand mehr von den Mitbegrabenen lebt, dann werden die Steine hinweggenommen und das Volk, mit mancherlei Speisen bewirthet, läuft alsdann umher und haut noch Vielen die Köpfe ab, welche auf das Grab des Verstorbenen geworfen werden. Am fürchterlichsten herrscht diese grausame Sitte in Dahomei, wo mehre Tausende bei dem Begräbnisse des Königs niedergehauen werden, wo man, was noch entsetzlicher ist, alljährlich diese Begräbnißfeierlichkeiten wiederholt und eine große Menge Menschen dabei ermordet.

Die Art, sich zu begrüßen, ist sehr verschieden. Auf Sierra Leona beugt ein Sclave vor seinem Herrn das rechte Knie, indem er den rechten Arm mit geballter Faust ausstreckt, und den linken unter den Ellenbogen des rechten stützt. Freunde legen die rechte Hand auf die Brust, umarmen sich auch wol, schütteln sich die Hände und schlagen gegen einander sogar Schnippchen. Kommt ein Sohn nach einiger Abwesenheit nach Hause und die erste Begrüßung ist vorüber, so legt er sich zu der Mutter Füßen hin und erzählt seine Abenteuer. Die mei-

sten Neger längs der Küste grüßen, indem sie die Finger und Daumen des Fremden zwischen ihren Händen schnappen oder knacken lassen, wozu eine eigne Lage erforderlich ist. Das gewöhnlichste Nahrungsmittel ist Reiß, Hirse oder Maismehl, welches man in ausgehöhlten Kürbissen warm aufträgt. Man ißt täglich nur einmal und zwar nach Sonnenuntergang. Außer einer Menge von Wurzeln, Gewächsen und Früchten, welche die Natur in großer Menge liefert, ißt man fast alles Fleisch, und am liebsten halbverfaultes, sowol von vierfüßigen Thieren, Elephanten, Krokodilen, Kühen, Ziegen, als von Schlangen, Eidechsen ꝛc. Heuschrecken sind ein gewöhnliches Gericht. Schlachtet man ein Rind, so ißt man die Eingeweide, Pfoten und Gedärme, wenn man sie nur ein wenig über dem Feuer geröstet hat. Die Gedärme kleiner Thiere verschlingt man roh. Das gewöhnliche Getränk aller Neger ist Wasser, auch trübes und faules. Milch ist sehr beliebt, aber Branntwein am beliebtesten. Alles giebt man hin: die Oberhäupter verkaufen ihre Völker, die Väter ihre Söhne, die Kinder ihre Eltern, um diesen Göttertrank zu erlangen. Die Weiber dürfen öffentlich ohne besondere Erlaubniß keine starken Getränke nehmen.

Die Kleidung der Neger ist im Ganzen sehr kunstlos. Man trägt am Senegal ein Stück Leinewand zwischen den Beinen durchgezogen, befestigt es mit einer Schnur um die Mitte des Leibes und läßt die beiden Zipfel vorn und hinten herabfallen. Dieses Kleidungsstück heißt Pagne. Ueber die Schultern hängt man nachlässig ein viereckiges Stück Baumwollenzeug, etwa von der Größe einer Serviette. Kinder beiderlei Geschlechts haben bis zum mannbaren Alter gar keine Bedeckung. Die Füße sind unbedeckt, und nur Leute vom Stande tragen lederne Sohlen, die man mit Bändern befestigt. Das kurze Wollenhaar schmückt man mit Grisgris und andern nichtigen Dingen. An der Goldküste scheert der Neger den Kopf und zwar der ältere Neger fast ganz kahl. Einen Bart tragen sehr Wenige.

Der Leib wird mit wohlriechendem Talg überstrichen, auf welchen dann verschiedene Farben aufgetragen werden. Man hat Hölzer, in welche mancherlei Figuren geschnitten sind, die man in Farbe taucht und auf verschiedene Theile des Körpers abdrückt. Für das Gesicht wählt man am liebsten die blauen und grünen Farben. Schwangere Frauen aber legen allen Schmuck und alle Schminke ab, und lassen sich dagegen mit einer Menge Grisgris behängen. Einige Neger suchen ihren höchsten Staat in langen Nägeln, in scharf gefeilten Zähnen und in langen geflochtenen Haaren, welche mit Palmöl und rother Erde gesalbt werden. Fast unter allen Negervölkern herrscht die Sitte, sich Einschnitte in die Haut zu machen, und jede Nation hat ihre eigenen, daher dieselben auch als Nationalunterscheidungszeichen gelten. Am Senegal und Gambia scheint man jedoch wenig auf diese Sitte zu halten. Besonders wird das Gesicht mit Einschnitten versehen, und diese bestehen aus wagerechten oder senkrechten Linien, oder laufen in Winkeln zusammen; runde Zeichen sind selten. Manche Nationen haben kleine krumme Schnitte, fast von der Gestalt eines Kreuzes, andere schief von den Augen nach den Wangen zulaufende; andere tättuiren die Stirn, und bei einer Nation wird sogar Brust und Bauch mit Laubwerk eingeschnitten, welches eine künstliche Einfassung hat. Seltsam ist es, daß man um Sierra Leona nicht das Gesicht, sondern Rücken und Lenden, Bauch und Brust tättuirt. Es ist eine schmerzliche und gefährliche Operation, die man an den Kindern vornimmt, sobald sie einige Monate alt sind. Die Wohnungen der Neger haben ziemlich überall die Gestalt von Bienenkörben, nur die wenigen am Gambia, die europäisch eingerichtet sind, machen eine Ausnahme. Einige Pfähle in die Erde geschlagen, um welche die Rohrwände oder Wände von rothem Lehm befestigt werden, oben eine Rohr- oder Strohdecke darüber, eine Thür, durch welche man hineinkriechen muß, sind am Senegal die Hauptheile der zehn

bis funfzehn Fuß breiten Hütte. Da Jeder dahin baut, wo es ihm gefällt, ist in einem Negerdorfe gewöhnlich nicht an Gassen zu denken. So schlecht die Wohnungen sind, so elend ist das Hausgeräthe. Der vornehmste Herr hat einige irdene Töpfe, einige hölzerne Gefäße, einige zerschnittene Flaschenkürbisse oder Kalobassen statt der Becher und eine Menge Grisgris. Der Neger ist träge und arbeitet daher nicht mehr, als er nothwendig muß. Im Tanzen ist er unermüdlich, und man kann sagen, daß auf der ganzen Negerküste alle heitere Abende mit Tanzen hingebracht werden. Der Hauptgegenstand des Handels, den die Neger unter einander treiben, sind die Sclaven, und im Innern von Senegambien ist Salz die erste Handelswaare auf allen Märkten. Die Negermärkte sind aber größtentheils sehr unbedeutend; etwas Baumwolle, baumwollene Zeuge, Bohnen, Hülsenfrüchte, hölzerne Schüsseln 2c. sind ihre Waaren; doch werden auch zuweilen goldene Ringe und ähnliche Dinge dahin gebracht. Die wichtigsten Waaren sind aber Sclaven, Elephantenzähne und Ochsenhäute. Es sei uns erlaubt, hier im Allgemeinen etwas über den

Sclavenhandel

zu erwähnen. Von den Negern wurden früher an 300,000 als Sclaven ausgeführt; doch hat dieser schändliche Menschenhandel durch kräftiges Einschreiten edler gekrönter Häupter jetzt zum Theil seine Endschaft erreicht. Die Sclaverei in Afrika ist übrigens uralt, und so wenig etwas Außerordentliches, daß Jeder darauf gefaßt ist, und für ihn beinahe nichts Abschreckendes hat. Diese Furchtlosigkeit dagegen hat wol darin seinen Grund, daß der Sclave in Afrika und im Orient sich selten über sein Loos zu beklagen hat, indem er meistens als Sohn behandelt wird. Kommt nun noch hinzu, daß der Neger öfter mit Sorgen und Hungersnoth zu kämpfen hat, so sieht er die Sclaverei in seinem Vaterlande als eine Verbesserung seines Zustandes an. Doch seit dem 16ten

Jahrhundert änderte sich diese Ansicht; es kam eine große Veränderung in das Leben der Völker von Mittelafrika. An den Küsten erschienen europäische Schiffe, welche die Kinder Afrika's erhandelten und in fernere Welttheile führten, um daselbst unter der schwersten Arbeit und härtesten Plage für ihre Henker Schätze zu erwerben. Die Art und Weise, wie dieser Menschenhandel geübt wurde, ist empörend. Anfangs wurden nur Kriegsgefangene und schwere Verbrecher als Sclaven verkauft; dies war gesetzlich bestimmt. Aber das Gesetz gab, an sich ohnmächtig, wie immer, einen weiten Spielraum. Die Fürsten Afrika's führten unter einander Kriege, nur um Kriegsgefangene zu machen, und als Verbrechen wurden bald die kleinsten Vergehen angesehen. Der Engländer Moore erzählt in seinen Reisen, daß ihm ein Neger verkauft wurde, weil derselbe eine Pfeife Taback gestohlen. Ein schwarzer Menschenhändler, der zugleich Richter war, verkaufte einen Fischer, weil er seine Fische zu theuer verkauft habe. Man ersann Verbrechen, um strafen zu können. Was man auf diese Weise nicht erhielt, erhielt man durch Raub, für den die schwarzen Sclavenhändler eigne Leute unterhielten, welche auf Landstraßen, in Hölzungen, auf dem Felde auf ihre Beute lauerten. Gleicher Raub ward von Jedem verübt, der begierig war nach europäischen Waaren, unter denen besonders der Branntwein das stärkste Reizmittel war. Und diese Begierde war so stark, daß bald die Bande des Bluts nicht einmal geachtet wurden, daß Väter ihre Kinder, Kinder ihre Eltern verkauften, daß die Fürsten gegen ihre Unterthanen auf's grausamste wütheten und jede Pflicht vergaßen. Moore berichtet, daß der König zu Barsali, wenn seine Branntweinfässer leer waren, des Nachts seine eignen Dörfer anzündete, und die Einwohner, die nicht eine Beute der Flammen wurden, ergreifen und an die Europäer verkaufen ließ. Andere Häuptlinge verkauften die sämmtlichen Bewohner eines Dorfes darum als Sclaven, weil ein Einziger derselben

sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, ebenfalls um die Gier nach Branntwein befriedigen zu können. Durch den Sclavenhandel ist Afrika geworden ein Schauplatz des Mordes und der Verwüstung, eine ungeheuere Einöde, wo die Einwohner verwandelt worden sind in Raubthiere, die sich einander verfolgen und zerreißen; der Sclavenhandel erweckte die schwärzesten Leidenschaften, deren das menschliche Herz fähig ist, und bot der Bosheit, der Rache und der Grausamkeit die Mittel dar, sich zu befriedigen; und wenn anderwärts die Berührung mit den Europäern Menschlichkeit und Bildung verbreitet, so erzeugte sie hier nur namenloses Elend und Bekanntschaft mit europäischen Verbrechen. Die Empörung des menschlichen Gefühls steigt aber noch bei der Behandlung der Sclaven selbst. Nachdem die Sclaven in ganzen Schaaren, mit Ketten, eisernen Halsringen und andern Instrumenten belastet, an die Seeküste gebracht waren, wurden sie gegen Pferde, Gewehre, Pulver, Branntwein rc. verkauft. Anfangs erhielt man für 2 bis 3 Kannen Branntwein einen Sclaven, als aber die Concurrenz stieg, bezahlte man ihn auch wol mit 150 bis 160 Rthlr. Hatte man die Unglücklichen an der Seeküste, die sie oft wegen der unmenschlichen Behandlungen und Drangsale der Reise nicht erreichten, gekauft und mit glühenden Eisen gestempelt, so wurden sie auf die Schiffe in die Behältnisse unter dem Verdecke gebracht. Hier wurden sie, zwei und zwei an Händen und Füßen zusammengeschlossen, meist so eng zusammengepackt, daß jeder nur einen sehr beschränkten Raum einnahm; ja es ist vorgekommen, daß sie auf einander gelegen haben. Die Hitze und der Geruch in den Behältnissen war so groß, daß ein Engländer, der kaum eine Viertelstunde darin war, in Ohnmacht fiel. Hierzu kommt, daß die Neger auf den bloßen Dielen liegen mußten, wodurch bei der Bewegung des Schiffes ihre Haut, ja selbst das Fleisch von den Schultern und Hüften so abgerieben wurde, daß die Knochen ganz offen lagen. Viele wurden

daher, ehe sie das Ziel der Reise erreichten, das Opfer eines erwünschten Todes; denn oft gaben sie sich diesen selbst, indem sie entweder über Bord sprangen, oder sich weigerten, ihre tägliche Nahrung, die sie gewöhnlich auf dem Verdeck aus hölzernen Trögen mit hölzernen Löffeln oder den bloßen Händen zu sich nahmen, zu genießen. Und trotz der unsäglichen Leiden wurden die armen Geschöpfe auf dem Verdeck, wohin sie bei gutem Wetter gebracht zu werden pflegten, noch obendrein gezwungen, zu tanzen und zu singen. Sehr gefährliche Kranke wurden oft ohne Weiteres über Bord geworfen; ein Gleiches geschah auf einem Schiffe mit gesunden Sclaven, deren nach und nach 112 ins Wasser geworfen wurden, weil man fürchtete, das Wasser werde nicht hinreichen. Doch wir wollen des Schauderhaften nicht mehr anführen, sondern uns vielmehr freuen, daß Gott diesem Unwesen durch kräftiges Einschreiten mehrerer Regenten ein Ende gemacht hat.

Von dieser Schilderung der Neger im Allgemeinen kehren wir zu den Negern und Bewohnern Senegambiens zurück.

Die Fulah's.

Im Süden des Senegal, zu beiden Seiten des Gambia, wohnen die Fulah's. Sie sollen keine eigentlichen Neger sein, weder der Gesichtsbildung, noch der Farbe nach. Sie haben zwar krauses Haar, aber doch mehr seiden- als wollartig, auch sind die platten Nasen und dicken Lippen nicht so hervorstehend. Sie sind als ein gesittetes Volk bekannt, in deren Lob Alles übereinstimmt. Die Frauenzimmer sind in der Jugend schön, sollen sich aber ganz entstellen, sobald sie Mutter werden. Männer tragen Beinkleider bis an das Knie, eine Pagne um die Schulter, Ohrringe und gläserne Halsketten. Die Frauen kleiden sich nach Negerart, Kopf, Hals und Beine mit Schnüren aus Glaskorallen umwunden. Will ein Fulah heirathen, so schickt er

einen Ochsen, den er aber vorher schlachtet, an seinen künftigen Schwiegervater. Ißt dieser davon, so ist der Antrag angenommen, und wenige Zeit darauf kommt ein zweiter Ochse. Am Hochzeitstage giebt er der Braut 3 Sclaven und 10 Ochsen, welche aber dem Manne wieder anheimfallen, wenn später eine Ehescheidung erfolgt. Wer die Morgengabe nicht aufbringen kann, arbeitet dem Schwiegervater dafür. Weiber nimmt Jeder, so viel er will, und hält sie wol gut, aber doch immer als Sclavinnen, auf die alle Arbeit fällt, welche das Hauswesen besorgen, von dem Manne verachtet werden und nicht einmal mit ihm essen dürfen. In die Sprache der Fulah's ist eine Menge christlicher Religionsbücher übersetzt, und man hat Hoffnung, daß bei diesem empfänglichen Volke das Christenthum sich beliebt und einheimisch machen werde. Eine große Ehrfurcht vor Allem, was Religion heißt, scheint diesem Volke angeerbt. Obgleich sie dem Islam anhängen, so sehen sie doch mit den sichtbarsten Zeichen der Ehrfurcht dem Gebete der Christen zu und beobachten dabei tiefes Schweigen. Die Eltern und das Alter stehen bei diesem Volke in großen Ehren; man kann den Fulah nicht ärger beleidigen, als wenn man ohne Achtung von seiner Mutter spricht. Das nennt er: ihr fluchen.

Die Mandingo's

bewohnen das obere Gebiet des Senegal, des Gambia und des Niger, wo sie, wenn gleich nicht die Hauptmasse der Bevölkerung, doch den Adel des Volkes, den wohlhabendsten und gebildetsten Theil der Einwohner ausmachen. Viele von ihnen sind Großhändler, welche mit Sclaven-Ein- und Verkauf sich beschäftigen; andere, die Mullahs, suchen den Islam zu verbreiten, und wieder andere beschäftigen sich mit Künsten und Handwerken. Sie sind offenherzig, gutmüthig und heiter, voll Wißbegierde, gastfrei und mitleidig. Ihre Oberhäupter stehen in großer Achtung, sind aber durch den

Rath der Alten sehr eingeschränkt. Die Streitigkeiten werden nach Herkommen oder nach einem Kommentar des Koran geschlichtet. Die Sclaven, welche in ihrem Hause geboren sind, dürfen weder getödtet, noch verkauft werden; der Haupthandel wird mit denen getrieben, die im Kriege gefangen worden sind. Vielweiberei ist Sitte. Die Weiber werden hier indessen gut behandelt und genießen Achtung und Einfluß. Will ein Mann ein Mädchen heirathen, so muß er mit dem Vater desselben einig werden um den Preis, um 2 bis 10 Sclaven. Ist man einig, so eröffnet er seine Wünsche der Auserwählten, die dann ja sagen muß, oder nie mehr heirathen darf; will sie doch einen Andern heirathen, so hat ihr erster Bewerber das Recht, sie zur Sclavin zu machen. Die Mütter lieben ihre Kinder sehr und werden von diesen wieder zärtlich geliebt und in großen Ehren gehalten. Der Mandingo verschmerzt Schläge leicht, aber Beschimpfung seiner Mutter nie. Was an den Völkern Afrika's gut ist, verdankt man den braven Müttern, die ihre Kinder mit der größten Sorgfalt erziehen. Besonders gewöhnen sie dieselben zur Wahrhaftigkeit. Will die Mutter den Sohn rühmen, so sagt sie: Er hat nie eine Unwahrheit geredet. Beide Geschlechter werden beschnitten. Diese Operation wird in Masse vorgenommen und zweimonatliche Feste folgen derselben.

Die Jalofen.

Dieses merkwürdige Negervolk bewohnt die Ebene Senegambien's. Die Hautfarbe des schlanken Jalofen ist glänzend schwarz, wie Ebenholz. Ihre Kleidung besteht aus zwei Pagnen, deren eine über die Schulter geworfen, die andere um den Leib befestigt wird. Die Weiber haben den Körper von den Knien bis zur Brust bedeckt, die übrigen Theile unbekleidet. Eine seltsame Abnormität, welche naturwidrig scheint, findet sich hier unter diesem Volke. Die Weiber sind ganz ohne Schamhaftig-

keit, und scheinen keine Scheu vor fremden Augen zu wissen. Dagegen sind die Männer schamhaft und scheuen sich zu entblößen in Fremder Gegenwart. Ebenso zeigen auch die Knaben schon diese Schamhaftigkeit, von der die Mädchen kaum einen Begriff zu haben scheinen. Nur die tiefste Erniedrigung des Weibes, nur der höchste Grad der Sclaverei, in welche dieses Geschlecht versunken ist, kann diese seltsame Verstümmelung natürlicher Gefühle erklären. Sie werden von Vorstehern regiert, und diese allein haben richterliche Gewalt. Der Angeklagte wird durch Mehrheit der Stimmen entweder für schuldig oder unschuldig erklärt, und die Vorsteher allein sprechen das Urtheil. Also findet man hier eine Art Geschwornen-Gericht. Sie schwören bei ihrer Nase und untersuchen die Wahrheit durch Feuerproben. Viele von ihnen sind Islamiter, die sich mit den Heiden nicht verheirathen. Ihre Marabut's sind zugleich Aerzte. Was den einfachen Arzneimitteln nicht weicht, wird durch Zauberei geheilt, die man auf Papier schreibt, verbrennt und das Papier dem Kranken eingiebt.

Die Neger der Küste Benin.

Wir erwähnen auf dieser Küste der Reiche Calabar, Bonny, Neu-Calebar und Benin. Die Bewohner Calabar leben von Yamswurzeln, lesen und schreiben englisch, und halten sich ordentliche Handelsbücher. Ihre Sitten sind ein Gemisch von Aberglauben und Barbarei. Menschenopfer sind gebräuchlich, Vielweiberei, besonders bei den Vornehmern, gewöhnlich. Originell ist die Art, wie Weiber gezüchtigt werden. Die Männer fahren, so oft eine Anzahl schuldiger Schönen vorhanden ist, an das andere Ufer des Stromes, maskiren sich mit bunten Bändern, Troddeln und Schellen, brechen Zweige von den Bäumen und kehren so mit großem Geschrei zurück, holen so mit seltsamen Geberden die armen Frauen heraus und eine tüchtige Tracht Schläge ist das Ende vom Maskenballe.

Nach dieser Operation legt der Mann sein Alltagskleid wieder an.

Die Einwohner Bonny's sind üppig und träge. Hier sollen bis jetzt jährlich 20,000 Neger verhandelt worden sein. Um die Sclaven herbei zu schaffen, werden die Kähne bemannt, mit Waaren beladen und unter Lärm und Getrommel alle an einem Abend gelichtet; nach 6 Tagen kehren sie beladen mit den armen Sclaven zurück. Menschenopfer sind auch hier üblich, und das Fetischhaus des Königs ist mit Menschenschädeln verziert. Eine große Eidechse ist der Fetisch. — Neu-Calebar's Einwohner sind klug und gewandt. Priester und Aerzte, die zugleich Zauberer sind, haben großen Einfluß und Gewalt über sie, die sich gern über Alles durch starke Getränke dafür trösten, wenn sie gedrückt werden. Europäische Meubles sind häufig, und die Wohlhabenden sind hier ganz nach Art der Europäer gekleidet. Sclavenhandel hat sie bereichert, aber nicht menschlicher gemacht. Auf den Gräbern der Todten werden Menschen geopfert. „Wir müssen," sagen sie, „den Abgeschiedenen Bedienung nachsenden, sonst quälen uns ihre Seelen und lassen uns keine Ruhe." Ihre Priester heißen Dschudschu und sind die Tyrannen des Landes.

Die Bewohner des Reiches Benin sind gut und gastfrei, aber unter einer despotischen Regierung verehren sie den Herrscher als Gott. Sie sind gedrückt, und darum habsüchtig und geizig. Ihre Religion verbietet ihnen, das Blut der Weißen zu vergießen, darum befriedigen sie ihre Raubbegierde oder Rachsucht dadurch, daß sie dieselben vergiften. Vielweiberei ist erlaubt. Ohne Ceremonie folgt das Mädchen dem Manne, sobald die Einwilligung zu seinem Antrage erfolgt ist. Das Weib ist auch hier die Sclavin des Mannes. Alle Mannspersonen sind der Beschneidung unterworfen, und das tättuiren ist gebräuchlich, besonders bei Mädchen. Dieselbe Unterwürfigkeit, welche Weiber ihren Männern erweisen, beweisen diese wieder dem König, mit dessen Le-

ben dieselbe Idee, wie mit dem Lama in Tibet verbunden wird: Er kann, wenn er will, ohne Essen und Trinken leben, und wenn er stirbt, so kommt sein Geist wieder nach einiger Zeit zu seinem Nachfolger. Nicht nur seine Unterthanen, sondern auch benachbarte Völker reden mit ihm nur, indem sie sich auf die Knie werfen, die Augen niederschlagen, die Hand vor den Mund halten. Der König geht oft Abends spaziren: wer ihm begegnet, muß sich wegwenden, niederwerfen oder sterben. Nur zwei Mal des Jahres, am Yams- und Korallenfeste, zeigt er sich öffentlich. Die Benier glauben, wie alle Völker der Erde, an ein gutes und böses Wesen, oder an Gott und Teufel, und dieser letztere spielt auch hier eine große Rolle, weil die Menschen immer mehr von Furcht als Liebe getrieben werden. Fetische und Zwischengeister giebt es auch hier, und der Opfer werden viele gebracht. Am Yams- und Korallenfeste werden Menschen und Thiere geopfert, die erstern jedoch nur in geringer Zahl, seit man gefunden hat, daß sie, als Sclaven verkauft, mehr eintragen, als die Götter dafür bezahlen. Es wird jedoch auch der Fetisch bedacht und alle Kriegsgefangene, welche von den Sclavenhändlern als Ausschuß zurückgewiesen werden, sind ihm geweiht. Am Korallenfeste werden die Halsbänder des Königs, seine Frauen und die Großen des Reichs in das Blut der geschlachteten Männer und männlichen Thiere getaucht und die Gottheit gebeten, es nie an diesem Schmucke fehlen zu lassen. Der Adel erhält als Zeichen seiner Würde eine Korallenschnur und wird mit dem Tode bestraft, wenn er sie verliert. Der König und seine Hauptleute verwalten auch die Justiz und suchen in schwierigen Fällen durch Gottesurtheile die Wahrheit an den Tag zu bringen. Dreierlei Strafen erwarten den Schuldigen: Geldbuße, Tod oder Sclaverei. Beim Tode des Königs werden bei dessen feierlichem Begräbnisse viele Menschen geschlachtet.

Die Neger der Sclavenküste.

Das Land zwischen dem Benin und Volta wird die Sclavenküste genannt, bezeichnend das Gewerbe, welches hier getrieben wird, und begreift die Reiche Lagos und Dahomei. Die Eingebornen in Lagos verehren den Fluß Lagos als Fetisch mit dem ganzen Aberglauben der afrikanischen Neger, deren Blut die Sonne gebraunt hat. Jährlich wird eine Jungfrau lebendig gespießt und dem Flusse zum Opfer gebracht. Vielweiberei ist hier ebenfalls Sitte; jedoch haben selbst die Vornehmen selten mehr, als 4 Frauen, die sehr eingezogen leben müssen. Der König herrscht unumschränkt und strenge. Der vielgereis'te Adams traf ihn bei einer Audienz, bei welcher die Hofleute auf allen Vieren zum Throne krochen, die Stirne mit Staub rieben und als Geschenk ein Stück stinkend Rindfleisch empfingen, dieselbe Ceremonie wiederholten und wieder auf ihren Platz krochen.

Die Bewohner Dahomei's gehören unbedingt dem Könige an, nennen sich selbst seine Sclaven, leben, fechten und sterben nur für ihn. Was er befiehlt, wird befolgt. Die Durchführung der ärgsten Grausamkeit ist als ein Gottesrecht des Königs anerkannt. Es heißt ausdrücklich: „Der König geht im Blut von seinem Thron bis ins Grab und bewässert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut." Der König hat hier das Monopol der Weiber, die alle sein Eigenthum sind. Wer eine Frau will, bringt die dafür zu erlegende Summe vor die Thüre des Palastes und wirft sich in den Staub, worauf ihm ein Weib gegeben wird. Läßt der König einen Minister rufen, so kriecht dieser auf allen Vieren in den Saal, wirft sich in den Staub und reibt sich auch den Kopf mit Staub; in dieser Stellung empfängt er Befehle, oder hält in den demüthigsten und kriechendsten Worten seinen Vortrag. Selbst die königlichen Prinzen machen hier keinen Unterschied. Sie genießen nur das Vorrecht, statt enthauptet, erdrosselt oder ersäuft

zu werden. Außer den beiden vornehmsten Ministern, besteht seine nächste Umgebung aus einigen Tausend Verschnittenen und Weibern, welche letztere bewaffnet sind und seine Leibgarde bilden. Ihm müssen alle Unterthanen Abgaben entrichten, welche bei Gelegenheit eines großen Festes, welches im Januar gefeiert wird, eingebracht werden. Beim Schlusse dieses Festes wird ein gefesselter Mensch unter das Volk geworfen, das sich darum balgt, um den Kopf dem Herrscher zu bringen, der dafür ein bedeutendes Geschenk entrichtet. Nun werden noch 40 bis 50 Menschen geschlachtet, um das Grab der königlichen Vorfahren mit Blut zu benetzen, und in das aufgefangene Blut taucht der König den Finger und leckt ihn ab. Diese Sitten sind eines Volkes würdig, das den Tiger zum Fetisch hat. Beim Feste tanzen die Leute; wer fällt, wird enthauptet, ohne daß die Lust der Uebrigen gestört wird. Stirbt der König, so wird im Palaste so lange gemordet und zerstört, bis ein neuer Nachfolger erwählt ist. Man findet auch viele Kapellen, wo Schlangen unterhalten werden und Priesterinnen Orakel ertheilen. Sie werden als Jungfrauen gewaltsam geraubt, um mit Schlangen vermählt zu werden. Die Dahomeier sind stark gebaut, aber mit verwilderten Zügen, die Weiber, wie natürlich bei solchen Sitten, häßlich. Sie sind mehr erdfahl als schwarz, verschlagen, habsüchtig, diebisch, aber keine Menschenfresser. Bis zur Mannbarkeit gehen beide Geschlechter unbekleidet; sie tättuiren sich und haben einen geraden Einschnitt von der Stirn bis zum Nasenknorpel.

Die Bewohner der Goldküste.

Unter den Bewohnern dieser Küste merken wir uns die Aschantis und Fanti. Der Staat der Aschantis ist ungefähr im Anfang des 18ten Jahrhunderts entstanden. Die Aschantis sind glänzend schwarz, stark und schön gebaut. Sie sind gesund, wiewohl Hautausschläge nicht selten vorkommen. — Sobald ein Kind geboren ist, be-

kommt es in Gegenwart eines Fetischmannes einen Namen. An einigen Oertern werden auch Mädchen beschnitten. Für den Ehebruch rächt sich der Mann, indem er von dem Verführer Geldbußen nimmt; das Weib jagt er fort. In einigen Gegenden trifft beide der Tod. Nichts verliert man hier leichter, als Freiheit und Leben. Dennoch sind die Aschantier reinlich, höflich, gastfrei, klug, bescheiden und mild. Heldenmuth ist ihnen angeboren und Feigheit wird mit dem Tode bestraft. — Die Religion der Aschantis ist dieselbe, welche wir bisher bei allen Negern antrafen. Die Idee eines Gottes ist auch in ihnen lebendig und diese Menschen, da sie kein Gesetz haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz. Unzählig sind die Opfer, welche der Aberglaube bringt, um Gott oder den Fetisch zu gewinnen oder zu versöhnen. Keine Begebenheit wird ohne Menschenopfer gefeiert, kein Fest ohne Menschenblut. Die geringste Beleidigung des Fetisch macht, daß der Beleidiger geopfert werde. Wenn eine Hinrichtung Statt finden soll, oder ein öffentliches Opfer, so verkünden es die Hörner des Königs. In diesem Augenblick hört die Sicherheit des Lebens auf. Auf der Straße werden die Leute aufgefangen, nach dem Palaste geschleppt und ermordet. Solche Feste dauern oft wochenlang. Stirbt ein Aschanti, so werden Sclaven an seinem Grabe geopfert; je vornehmer, desto mehr. Stirbt der König, wird ihm ein schreckliches Leichenfest gefeiert, allenthalben fließt Blut. Die Regierung ist in den Händen des Königs und seiner Hauptleute. Menschenleben hat geringen Werth. Sclaverei ist üblich und hart. Vielweiberei ist erlaubt; der König muß 3333 Weiber haben, von denen er jedoch wieder an seine Lieblinge verschenkt. Die Weiber sind Eigenthum des Mannes. Weiber nebst Sclaven sind die Lastthiere des Landes. Tanz gehört, wie bei allen Negervölkern, so auch hier, zum Wesen des Lebens. Ihre musikalischen Instrumente: Hörner, Trompeten ꝛc., haben sie ganz in ihrer Gewalt. Sie sollen sogar die Kunst besitzen, durch ihre Hörner

gewisse Sätze auszudrücken. So blasen die Hörner des Königs: Ich übertreffe alle Könige der Welt. Jeden Abend begeben sich die Hornbläser des Königs um Mitternacht auf den Marktplatz und blasen: König Sai dankt seinem ganzen Volke und allen Häuptlingen für heute.

Die Fanti haben die ganze Goldküste inne, und waren bisher diejenigen, denen alle europäische Niederlassungen Tribut bezahlten. Ihre Sitten sind von eigenthümlichem Gepräge. Todes- und Körperstrafen haben sie nicht, sondern Alles wird mit Verlust der Freiheit bestraft; ein Mord bringt sieben Mitgliedern der Familie des Mörders die Sclaverei. Sie sind unter einander treu und redlich, und unter ihnen sind ihre Güter auf offener Straße sicher. Reinlichkeit ist eine Kardinaltugend, und Waschungen und Salbungen sind häufig. Die Mädchen sieht man schon im 10ten Jahre Mütter und die Knaben im 12ten Jahre Väter werden; dagegen übereilt sie das Alter schnell. Ihre Todten begraben sie aus Achtung vor denselben in ihren eigenen Häusern. In ihrem Rechtsverfahren haben sie Ordalien im Gebrauch. Giftiges Wasser von sich gebrochen, zeigt Unschuld an, stirbt man daran, ist man überwiesen. Eine Negerin, die frei gesprochen ist, zeigt sich rein weiß gekleidet. In diese Farbe kleidet sich der Fetisch, der Teufel und der Marabute. Sie glauben an Woorah, Agah Monnah, den Meister der Meister, Vater Aller! Außerdem hat aber jedes Haus seinen Fetisch und an Aberglauben aller Art ist man hier reich.

Die Neger der Pfefferküste

sind von gedrungener, kräftiger Gestalt, leicht gekleidet, aber gegen die Kälte der Regenzeit empfindlich und dann mit wollenen Jacken bekleidet. Sie sind heiter und frohsinnig, tanzen und schwatzen gern. Dabei sind sie aber frugal, genügsam, unter einander gastlich, treu und verschwiegen. Dieses Volk hat eine gelinde monarchische Verfassung, und das Vorrecht des Königs besteht darin,

daß er, wenn er stirbt, sieben Tage beklagt wird. Die Gesetze sind gelind, Diebstahl wird mit Peitschenhieben, Ehebruch mit Abbitte, Mord aber mit dem Tode oder Geldbuße gesühnt. Vielweiberei ist gebräuchlich. Jeder sucht so viel in den Factoreien zu verdienen, daß er sich ein Weib nehmen kann; hat er eine Zeitlang mit ihm gelebt, geht er abermals auf Verdienst, um sich noch eins nehmen zu können. Dies wiederholt er 12 bis 18 Mal. Ihre Sclaven bringen sie aus dem Innern des Landes. Englisch verstehen die meisten, aber lesen und schreiben wollen sie nicht lernen.

Die Völker Süd-Afrika's

Die Kongoneger.

Die Neger, welche im östlichen Kongo wohnen, sind thätig, muthig und geübte Krieger, welche oft mit den ihnen benachbarten Völkern in Streit gerathen, um denselben ihre Weiber, Kinder und ihr Vieh zu nehmen. Die Haut, welche bei Allen sehr glänzend schwarz ist, pflegen sie mit Thierfett, oder mit Palmöl einzuschmieren. Die Stirn ist schmal, die Nase dick und platt, das Kinn kurz und rückwärts gebogen; die Kinnladen sind lang, die Lippen aufgeworfen, die Ohren groß. Der Inhalt eines Negerschädels wiegt 4 bis 8 Loth weniger als der eines weißen Menschen. Das Gehirn hat eine braune Farbe; die daraus hervorgehenden Nerven sind dicker als bei den Weißen, wie auch die Schädelknochen der Neger stärker sind. Wenn unter den in Afrika lebenden Weißen Fieber eintreten, brechen sie braune oder grasgrüne Galle aus, während die Galle der vom Fieber befallenen Neger schwarz, dick und flockig ist. Das Blut der Neger ist klebrig, schwarz und so dick, daß es mit dem Fleische nur eine Masse auszumachen scheint, und im Durchschnitte um zwei Grad wärmer, als das Blut

der Weißen. Die Schwarzen altern bald, und unter ihnen ist ein 30jähriger nicht rüstiger, als ein 60jähriger Weißer. Männer, welche über 40 Jahre alt sind, selten. Das weibliche Geschlecht ist auch hier kleiner, als das männliche, und nicht so wohl gebaut, als bei den Weißen. Die Hinterbacken des weiblichen Geschlechts sind so dick, daß die Kinder frei darauf sitzen und sich mit den Füßen so festklammern können, daß die Mütter sie fast gar nicht zu halten brauchen. Die Mütter bekommen selten mehr als 3 Kinder, werden aber sehr leicht und schnell entbunden, so daß in diesem Falle nie ein Frauenzimmer stirbt. Mit dem 25sten Jahre hört die Fruchtbarkeit der Negerinnen auf. Mütter pflegen ihre Kinder 3 Jahre zu säugen, und selbst dann, wenn sie wieder in der Hoffnung sind; die später geborenen Kinder saugen dann mit den älteren. Durch eine Niederkunft wird eine Frau selten länger als 10 bis 12 Stunden von ihren gewöhnlichen Geschäften abgehalten. Nicht allein haben die Mütter ihre Kinder bei der Arbeit immer auf dem Rücken, sondern behalten sie selbst beim Tanzen bei sich. Die Kinder der Neger scheinen weit weniger für den Schmerz empfindlich zu sein, als die Kinder der Weißen, und schreien sehr selten. Ganz klein werden sie schon ans Sitzen gewöhnt, und man sieht, daß sie so Stunden lang zubringen, ohne sich zu rühren. Auf Sittenreinheit des weiblichen Geschlechts wird wenig Rücksicht genommen, und es ist den Negern im innern Südafrika, wenn sie sich verheirathen, höchst gleichgültig, was ihre Frau früher für ein Leben geführt hat. Fürsten und Häuptlinge bieten ihre Töchter den Fremden, so lange sie sich bei ihnen befinden, zu beliebigem Gebrauche an, und fühlen sich sehr beleidigt, wenn man die angebotene Tochter ausschlägt. Bei den Küstenbewohnern bieten die Negerhäuptlinge ihre Töchter den Weißen oder Mulatten an, um dafür Geschenke zu erhalten. Dessen ungeachtet erhalten die Mädchen doch Männer, welche das Vorgefallene noch zu ihren Gunsten

anschlagen, weil dadurch der Beweis geliefert ist, daß ihre Frauen vorher schon Andern gefallen haben. Kinder von weißen Vätern und schwarzen Müttern bleiben in Afrika selten lange am Leben, weil ihr Körper nicht stark genug ist, dem heißen Klima und den Beschwerden des Negerlebens zu widerstehen. Die Neger Kongo's sehen rauh, barsch, wild und grausam aus, sind bei ihrem ernsten Wesen doch zu Scherz und Neckereien geneigt, und lachen gern aus vollem Halse. Sie überlassen sich Genüssen und Vergnügungen mit einer Zügellosigkeit, die man wol am bezeichnendsten Wuth nennen kann.

Die Religion in diesem Theile Afrika's ist das Heidenthum, und Zauberer und Gaukler sind bemüht, den Aberglauben zu erhalten. Die Fetische sind entweder lebend, als gewisse Thiere, die durch dazu angestellte Jünglinge und Mädchen sorgsam gepflegt werden, oder todt, welche man nach Gestalten von Menschen oder Thieren schnitzt. Zuweilen sind auch Bäume und Pflanzen Fetische. Man betet hier die Götter nicht aus Furcht an, sondern hofft, sie günstig für sich stimmen zu können. An Fortdauer nach dem Tode glaubt man allgemein und denkt, daß die Seele nach dem Ableben des Körpers wandere. In Gegenden, wo man mit Europäern bekannt ist, hegt man den Wunsch, nach dem Tode ein Weißer zu werden, und bittet die Götter, wenn gerade kein Platz für eine Seele offen ist, dieselbe so lange im Himmel bei sich zu behalten, bis sie in einen Weißen hineinfahren kann.

Vielweiberei ist allgemein, und die Frauen sind fest davon überzeugt, nur zum Vergnügen der Männer geschaffen zu sein. Einige dieser Völkerschaften sind noch so roh, daß sie Menschen fressen. In einigen Districten von Kongo herrscht die merkwürdige Sitte, die Weiber auf Probe zu nehmen, in andern haben hingegen die Weiber das Recht, die Männer auf Probe zu nehmen; und in einigen Districten endlich ist dieses Recht gegenseitig. Bei den Bewohnern des innern Theiles von

Südafrika ist es Sitte, sich das Gesicht zu tättuiren, und viele der Gebirgsvölker haben die Gewohnheit, sich die Eckzähne ganz spitzig zu feilen. Manche Bewohner des Binnenlandes sollen ihre Todten einbalsamiren, und bei andern soll es Sitte sein, daß die noch lebenden Frauen sich mit ihren Männern begraben lassen.

Die Bewohner des innern Südafrika.

Außer der Südspitze kennen wir von der ganzen Südhälfte Afrika's in den meisten Gegenden nichts, als den Küstenrand. Eine Wüste aber ist das Innere nicht, im Gegentheil wird dessen Fruchtbarkeit gerühmt; es scheint ein von Gebirgen durchschnittenes Hochland zu sein. Hier wohnen

die Dschaggas,

eine fürchterliche Negernation, die in ganz Niederguinea umherschweift. Es sind große, starke, ganz schwarze Menschen, deren Waffen Bogen, Aexte und lederne Schilde sind, und die nur vom Raube leben. Sie haben die Gewohnheit, sich zu tättuiren und ihr Gesicht durch Einschnitte zu bezeichnen. Sie pflegen sich die Eckzähne spitz zu feilen, wodurch ein thierähnliches Gebiß entsteht. Merkwürdig ist es, daß unter ihnen sowol die ägyptische Sitte des Mumisirens der Todten, als auch des Mitbegrabens der Weiber mit den Männern, wie bei den Hochasiaten, üblich ist. Die Leiche der Mannes wird mit Palmwein gewaschen, mit Specereien ausgefüllt und überzogen, die Haare zierlich gelegt und so auf seinen Sitz, als lebte er noch, in unterirdische Todtenkammern gesetzt. Zweien seiner Frauen zerschlägt man die Arme und setzt sie neben ihn, und so wird Alles zugedeckt. Die Dschaggas führen ihre Gefechte mit furcht-

barem Geschrei, opfern und verzehren ihre Gefangenen. Sie haben Priester, die sich mit Beschwörungen abgeben und für Zauberer gelten. Der Oberpriester ist ein lebendiger Götze und regiert seine Hierarchie, wie der Lama in Tibet. Wie dieser, wohnt er in einem heiligen Lande, wo heiliges Feuer brennt. Der Obergeneral der Dschaggas muß ein Mann von vorzüglicher Tapferkeit sein; er ist so streng gegen die Soldaten, daß er die Muthlosen und Flüchtlinge auf der Stelle tödten und auffressen läßt. Die Knoten seines Haupthaars hat er mit Bamba-Muscheln durchflochten; um die Mitte des Leibes geht ein Gürtel von Straußeiern mit Palmfasern bedeckt. Kupferstreifen schmücken Nase und Ohren; auf dem Leibe sind viele Figuren eingeschnitten, täglich wird er mit Menschenfett frisch bestrichen und roth und weiß bemalt. Die Frauen durchflechten ebenfalls ihre Haare mit Bamba-Muscheln, tragen viele Zierrathen um Hals, Arme und Beine. Dem Knaben, den man am Leben erhalten will (denn viele Kinder werden bald nach der Geburt getödtet), giebt man ein Band um den Hals, welches nur dann erst abgenommen wird, wenn er dem Anführer das Haupt eines Feindes gebracht hat. Jedes wichtige Unternehmen wird mit Opfern und religiösen Feierlichkeiten begonnen. Ehe die Sonne aufgeht, bringt man das Opfer, bei welchem der Anführer auf seinem Stuhle sitzt und links und rechts einen Zauberer neben sich stehen hat. Nach Beendigung der Ceremonien überreichen die Zauberer dem Anführer seine Axt, und ermahnen ihn, tapfer gegen die Feinde zu sein. Hierauf bringt man ihm einen Knaben, den er sogleich tödtet; dann vier Männer, von welchen er zwei umbringt, die andern beiden aber außerhalb des Lagers hinrichten läßt. In dem Lager darf keine Frau gebären, wenn sie nicht mit ihrem Kinde umgebracht sein will. Doch soll diese Grausamkeit an einigen Orten nicht mehr so fürchterlich geübt werden, wiewol sie ursprünglich gesetzlich durch die Dschagga-Prinzessin Tembau Dumba gemacht worden ist,

welche bei einem Stamme dieser Nation Anführerin, und als Kriegerin geachtet war. Um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben, zerstieß sie ihren eignen männlichen Säugling vor den Augen des Volkes in einem Mörser, ließ ihn kochen, und machte eine Salbe daraus, die Jeden unüberwindlich mache, der sich damit bestreiche. Ihr Volk ahmte ihr in dieser Scheußlichkeit häufig nach. In des Anführers Gegenwart darf sich Niemand setzen, außer dem Golombolo, der Oberrichter und Oberst der Garden ist. Wer mit dem Oberhaupte spricht, muß sich zuvor auf die Erde niederwerfen. Daß der hiesige Neger zu den rohesten seines Stammes gehört, scheint diesem nach wol ausgemacht.

Die Kaffern.

Die Kaffern sind jetzt die östlichen Nachbarn der Capcolonien und zum Theil aus ihren frühern westlicheren Wohnsitzen verdrängt worden. Sie machen einen eigenthümlichen, schönen Menschenschlag aus. Ihre Farbe ist gräulich schwarz, da sie sich aber die Haut mit Fett und rothem Eisenocker reiben, so erscheinen sie braun. Das Haar ist schwarz und wollig. Die platte Nase der Neger sieht man hier nicht, dagegen aber hohe Stirnen und Adlernasen. Aufgeworfene Lippen zeigen nebst hervorragenden Backenknochen die noch vorherrschende Sinnlichkeit über den Geist. Das Auge ist schwarz, aber feuerig, beseelt und voll Milde. — Ihre vornehmste Nahrung ist Milch, die sie frisch und sauer genießen; auch bereiten sie durch Schütteln in ledernen Schläuchen Butter, die sie aber nur zum Einschmieren der Haut gebrauchen.

Da sie mäßig leben und thätig sind, so werden sie auch selten krank. Die Krankheiten sind hier schon hitziger Natur, die bösartigen Fieber nicht selten und die Blattern sehr verheerend. Die Hütten der Kaffern haben eine halbrunde Gestalt, sind denen der Hottentotten ähnlich, nur liegt der Kaffer ausgestreckt auf seinem Mantel,

der Hottentotte zusammengerollt. Die Kleidung besteht aus Thierfellen gegen die Witterung und schmalem Gürtel, mit Kupfer besetzt, um die Lenden. Die Weiber tragen Schürzen; übrigens dient dem Klima gemäß die Kleidung mehr zur Zierde als zum Schutz gegen Witterung. Feigheit ist entehrend. Die Buschmänner verfolgen sie aufs hartnäckigste. — Sie leben von der Viehzucht, die bei ihnen sehr ins Große geht, auch von der Jagd. Diese letztere Beschäftigung ist gefahrvoll, da die Thiere groß und zahlreich sind. Nicht selten werden sie Opfer ihres Handwerks, indem die Elephanten die Jäger umbringen, sobald man auf sie gefeuert hat, und das Ende des Jägers ist doch meist ein Tod durch Elephanten. Musik und Gesang gleichen den rauhesten Naturlauten bei ihnen und ihr Tanz ist ohne Grazie. Mehre Hundert Männer, mit Keulen bewehrt und schrecklich bemalt, mit Zierrathen behängt, stehen auf einer Seite; ihnen gegenüber eben so viele Weiber, beinahe völlig unbekleidet. Beide rücken gegen einander vor, in scheinbarer Unordnung, die Weiber in die Hände klatschend, die Männer die Keulen schwingend; fürchterliches Geheul und entsetzliche Stellungen werden in großer Ordnung und mit vielem Takte ausgeführt. Die Erde bebt, der Schweiß rinnt ihnen herab und macht, da die Farben mit letzterem verrinnen, den Anblick noch grotesker.

Der Kaffer ehrt Gott, obgleich er ihm keinen eigentlichen Kultus geweiht hat; er macht sich kein Bildniß von ihm, gedenkt seiner aber mit Ehrfurcht. Religiöse Ceremonien sind: das Beschneiden der Jünglinge, die Weihe des Viehes, Wahrsagen und der Glaube an Zauberer, welche ihre Priester sind, aber schrecklich zu Tode gemartert werden, so ihre Wahrsagung trügt, oder geforderte Beschwörung ohne Wirkung bleibt. Die Beschneidung, welche im 8ten oder 10ten Jahre, allemal im Mai, vor sich geht, veranlaßt bei ihnen ein höchst wichtiges Fest. Man baut den beschnittenen Knaben eine große Rohr- oder Strohhütte, in deren kleinern Abthei-

lungen, bis 25 an der Zahl, sich die Beschnittenen aufhalten, abgesondert von den Eltern und aller andern Gesellschaft. Sie sind mit Binsen am Leibe bekleidet und tragen eine tonnenförmige Binsenmütze. In der Mitte Septembers ist erst dieser Aufenthalt geendigt. Dann kommen die Weiber und tanzen bis spät in Mitternacht. Man führt nun die jungen Leute heim, und zündet darauf die Hütte an. Bei der Heimkehr dürfen sie sich aber nicht umsehen, sonst würden die Genesenen wieder krank werden. Tags darauf werden die Beschnittenen ganz früh in einen Wald gebracht und erhalten ihre Lagerstätte unter einem großen Baume auf Matten. Dann kommt das Oberhaupt und der Arzt (Zauberer, welcher die Beschneidung verrichtet hat), die Knaben werden mit Korallen und Hassagaien (Waffe) beschenkt, und dadurch gleichsam unter die Krieger aufgenommen. Die Mütter kommen alsdann mit Freude zu ihren Kindern herbei gelaufen, werden aber von diesen mit Stockschlägen empfangen, um anzuzeigen, daß diese nun Männer und der Aufsicht der Mütter entwachsen sind. Uebrigens sind sie sehr zum Christenthum geneigt, und Missionäre mit Apostelgeist könnten ihre größten Wohlthäter werden. Von den vielen Stämmen, in welche die Kaffern sich theilen, kennen wir am genauesten

die Bitschuanen.

Sie sind von brauner Farbe, haben ein sprechendes Auge und einen sanften Zug um den Mund mit ausdrucksvollen Gebehrden. Die Bitschuanen haben Ausdauer bei ihren Unternehmungen, schlafen nie am Tage, und durchsingen und tanzen ganze Nächte. Sie reiben sich mit Eisenocker und Fett ein. Sie scheeren das Haar bei beiden Geschlechtern bis auf einen runden Büschel in der Mitte des Kopfes, von wo es dann in runden krausen Zöpfchen nach allen Seiten herabhängt. Die Kleidung ist einfach und besteht meistens aus Thierfellen; nur wenige Theile des Körpers sind bekleidet. Die Wei-

der schmücken sich mit Glaskorallen und feinen Halsschnüren, die zierlich aus Binsen geflochten sind. Die Männer tragen Schnüre aus kleinen Knochen, die als Amulette dienen. Sie binden auch das Netz des geschlachteten Rindviehes dem Besitzer um den Hals, wo es als segenbringend bleibt, bis es von selbst herabfällt. Sie essen alle warmblütigen Thiere, sogar die Hyänen und Katzenarten, verabscheuen jedoch den Ueberfluß an Fischen, den ihnen die Flüsse bieten. Wenn Jemand schlachtet, so stellen sich bei ihm alle, die es erfahren, als Gäste ein, und ruhen nicht, bis Alles verzehrt ist. Daher des Morgens die erste Frage: „wer hat geschlachtet?" Hat sich der Mann über die Frau zu beklagen, daß sie ihm nicht genug zu essen giebt oder dergleichen, so stellt er sich vor die Hütte und erzählt allen Leuten ihr schlechtes Betragen. Dasselbe thut auch die Frau, wenn sie sich über ihren Mann zu beschweren hat. — Bis zum 6ten Jahre ist die Erziehung der Kinder den Müttern überlassen, dann übernimmt der Vater die Erziehung der Söhne, die er zu Jägern, Viehhirten und Ackerbauern erzieht. Hat ein junger Bitschuane ein solches Vermögen erworben, daß er für sich bestehen kann, so kauft er sich für 10 bis 12 Ochsen eine Frau. Die Ehe sieht man dadurch als geschlossen an, daß man einige von den Ochsen schlachtet und schmaust. Die junge Frau muß nun eine Hütte bauen und so viel Land bestellen, als man braucht, denn das ist Weiberarbeit. Der Mann geht auf die Jagd, füttert und melkt das Vieh und macht Kleider. Wird er reicher und vermehrt sich die Heerde, so nimmt er noch eine Frau und diese baut dann noch eine Hütte.

Die verschiedenen Stämme führen oft mit einander grausame Kriege und schneiden den erschlagenen Feinden das Nabelstück aus, welches dann beim Siegesfest gebraten und verzehrt wird, nachdem es vom Priester geweiht wurde. Wer ohne Nabelstück aus einem Kriege zurückkehrt, muß beim Siegesfeste unter den Weibern als Zuschauer sitzen.

Das höchste Wesen, das sie verehren, nennen sie Murihmo. Ihr höchster Priester steht bei ihnen in großem Ansehen. Sie haben die Beschneidung, die Viehweihe und Amulette zum Schutze gegen die Zauberei als religiöse Ceremonien unter sich eingeführt. Es finden sich sogar Spuren spartanischer Sitten. So wurden die Knaben vor der Beschneidung eine Zeitlang heftig gepeitscht, damit sie lernen Männer sein. Vor dieser Ceremonie dürfen sie kein Fleisch, sondern nur die Eingeweide der Thiere essen. Naht die Beschneidung, so erhalten sie ein Bauchstück, das sonst dem König gehört, und eine tüchtige Tracht Schläge; dabei zu schreien, würde für immer beschimpfen. Die Beschneidung geschieht nach dem 12ten Jahre. Auch die Weiber müssen sich gewisse Ceremonien gefallen lassen, ehe sie heirathen dürfen. Nach der Geburt eines Kindes darf der Vater seine Hütte zwei Monate lang nicht betreten. Von Zwillingen wird immer ein Kind getödtet. Bei Krankheiten nimmt man seine Zuflucht zu Aerzten, die durch allerlei Gaukeleien die Krankheit bannen. Stirbt Jemand, so wirft man den Leichnam den wilden Thieren hinaus. Junge angesehene Männer begräbt man in sitzender Stellung. Alte Leute soll man verhungern lassen. Die hinterlassenen Wittwen werden dem zugetheilt, der die kleinste Familie hat, und sie abweisen, wäre Beleidigung. Kinder aber, welche die Wittwe nachher gebiert, sind Kinder des Verstorbenen; eine Sitte, die uralt ist, und schon im ersten Buch Mosis angetroffen wird.

Die Hottentotten.

Die Hottentotten haben in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Chinesen. Sie selbst nennen sich Quaiquä. Von den Holländern auf das schmählichste unterdrückt, schlimmer als die Negersclaven behandelt, hat ihre Zahl sich außerordentlich vermindert. Die Kinder eines Europäers und einer Hottentottin

werden Bastards genannt und bilden einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung. Die Haut der Hottentotten ist gelblichbraun; sie schmieren sich gern mit Fett ein und bestreuen sich mit Staub, wodurch sie ganz schwarz scheinen. Ihre Haare sind dünn und äußerst hart. Im Ganzen sind sie schwach. Die Weiber, in der Jugend oft schön gebaut, werden ungestalten, sobald sie Mütter werden. Ihre Bekleidung besteht fast nur in einem Gürtel, einem Schaffell gegen die Kälte und einer Art von Schurz. Ihre Waffen bestehen in einem Wurfspieße, Hassagai, einem Bogen und Pfeile, welche meist vergiftet sind. Sie können lange hungern, essen dann aber auch wieder unglaublich viel auf einmal; auch die ekelhaftesten Nahrungsmittel verschmähen sie nicht. Seiner Trägheit wegen hungert der Hottentotte lieber Tage lang, ehe er eine Viertelstunde weit nach einem Hammel oder Schafe geht. Hat man aber Lebensmittel, so hört man nicht auf zu essen. Zehn Hottentotten hatten in drei Tagen ziemlich einen Ochsen verzehrt. Ein großes Stück Fleisch von einem erlegten Thiere wird in einige Fuß lange Streifen oder Riemen zerlegt. Eigentlich zerlegt man fast das ganze Thier in solche Streifen, die man an Bäumen und Sträuchern aufhängt. Man wickelt dieselben, wenn man essen will, zusammen, bratet sie auf heißer Asche, und verzehrt sie zugleich mit der daran hängenden Asche, wenn auch das Fleisch kaum erst halb gebraten ist. Der eigne Körper, an welchen man die Fettfinger abwischt, dient statt Serviette. Daher schon ist derselbe immer mit einer schmierigen Rinde überzogen. Nur Hände und Gesicht sind bisweilen ein wenig reiner, weil man diese dann und wann mit Rindermist abreibt. Durch die Europäer haben sie den Taback und den Branntwein kennen gelernt, welche sie leidenschaftlich lieben. Alle Spuren ihrer ursprünglichen Religion sind ihnen verloren gegangen. Obgleich sie als stumpfsinnig verschrieen werden, in der That selten nur bis 5 zählen können und fast nie ihr Alter anzugeben wissen, sind sie doch

äußerst gutmüthig und gelehrig. Man hat sehr gute und sogar reinliche Soldaten aus ihnen gebildet und die von christlichen Missionären gestifteten Gemeinden zeichnen sich durch Reinlichkeit, Fleiß und Sittsamkeit aus. — Will ein junger Mensch heirathen, so geht er mit seinen Verwandten in die Hütte der Erwählten, bietet der ganzen Gesellschaft Taback oder Dacha, eine Art Hanf, an. Einer bringt das Anliegen des Freiers vor, und gewöhnlich ist man in einigen Minuten einig. Die Hochzeit erfolgt sogleich. Man verzehrt einen Hammel oder Ochsen; die Eltern statten das neue Paar mit einigem Vieh aus, und dieses baut sich noch an demselben Tage seine Hütte und zieht ein. Der Hottentotte hat nur Eine Frau, von der er sich nicht scheiden kann, ohne daß die Aeltesten des Kraals seine Gründe billigen. Die Hottentotten sind Unterthanen der Engländer, werden aber von der englischen Regierung sehr hart gedrückt. Klagt der Hottentotte, so findet er selten Gehör, beleidigt er aber seinen Herrn, so sendet ihn dieser mit einem Briefe ins Gefängniß, wo er nur zu sagen braucht: der Hottentotte habe sich unbescheiden oder ungehorsam betragen, man bitte den Aufseher des Gefängnisses, ihm 39 Peitschenhiebe zu geben, so wird er angebunden, gepeitscht und so lange im Kerker behalten, bis es seinem Herrn beliebt, ihn durch Bezahlung der Kosten daraus zu erlösen. Ist es daher ein Wunder, wenn die Anstalten der Missionen nur wenig gedeihen wollen?

Ein höchst merkwürdiger Hottentottenstamm sind:

Die Buschmänner.

Sie stehen auf der untersten Stufe der Menschheit. Ihren Namen haben die Holländer ihnen gegeben, weil sie in Büschen versteckt auf ihre Beute lauern. Sie sind sehr klein von Gestalt, haben weder Ackerbau noch Viehzucht, und leben, außer vom Raube, von Ameisen, von Heuschreckenlarven und einigen Zwiebelarten. Sie leben

oft in kleinen Dörfern oder Kraals vereinigt, ihre Hütten sind nur 3 Fuß hoch und rund. Gereizt durch die Grausamkeiten der Colonisten gegen sie, sind sie selbst äußerst blutdürstig und rachsüchtig geworden, und da sie unglaublich schnell sind und sich stets vergifteter Waffen bedienen, so sind sie gefährliche Feinde. Sie hausen im Norden der Capcolonien. Früher lebten sie in Ruhe und Wohlstand, aber seit 120 Jahren haben die Colonisten sich bemüht, die Ureinwohner auszurotten, oder weiter in das innere, unfruchtbare, wüste Land zurückzudrängen, und in Armuth und Elend zu stürzen. Wie die kultivirten Weißen mit den armen Buschmännern umgehen, zeigt folgende Stelle eines Schreibens, dessen Verfasser ein holländischer Fähnrich war: „Ich schaudere oft, wenn ich an eine der Scenen dieser Art denke, der ich in meiner Jugend beiwohnen mußte, als ich meinen Bürgerdienst anfing. Ich war in einem Commando unter Karl Krotz. Wir hatten einen großen Kraal Buschmänner überfallen und zerstört. Als das Feuer aufhörte, fanden wir noch fünf Weiber am Leben. Nach einer langen Berathung wurde beschlossen, ihr Leben zu schonen, weil ein Landmann eine Magd für dieses, ein anderer sie für jenes brauchte. Die unglücklichen Geschöpfe erhielten Befehl, vor dem Commando vorauszugehen, aber bald fand man, daß sie unsern Marsch hinderten, da sie nicht schnell gehen konnten. Daher befahl man, sie zu erschießen. Die Scene, die nun folgte, verfolgt mich noch jetzt häufig. Die hülflosen Opfer sprangen auf uns los, als sie unsere Absicht merkten, und klammerten sich so fest an einige der Partie, daß es eine Zeitlang unmöglich blieb, sie zu erschießen, ohne auch das Leben derer zu gefährden, die sie hielten. Vier von ihnen waren endlich abgethan, aber die fünfte konnte auf keine Weise von dem einen unserer Cameraden weggerissen werden, den sie in Todesangst umklammerte, und seinen Bitten erlaubte man endlich, das Weib nach Hause zu nehmen. Sie ging mit

ihrem Retter, diente ihm lange und treu, und starb, wie ich glaube, in der Familie."

Die Bewohner des Caplandes.

Die Colonisten dieses Landes kann man in 3 Klassen theilen. Die Weinbauern, meist in der Nähe der Capstadt, sind die wohlhabendsten von allen. Sie sind meist französischer Abkunft, haben aber ihre Sprache längst vergessen, doch zeichnen sie sich durch Lebhaftigkeit und Bildung vor den übrigen vortheilhaft aus. Ihr größter Stolz ist, mit 6 bis 8 schönen Pferden nach der Capstadt zu fahren. Sie versehen das Land nicht allein mit Wein, sondern auch mit Branntwein, und ihre Haushaltung ist auf europäischen Fuß eingerichtet. Nach ihnen sind die Kornbauern die reichsten; es sind meist Holländer. Sie bauen das fruchtbare Land höchst nachlässig; statt der Pferde bedienen sie sich der Ochsen, welche auch das Getreide ausdreschen. Obgleich gewöhnlich groß und stark, sind sie unglaublich träge; alles müssen die Sclaven verrichten; dreimal des Tages sehr nahrhafte Speisen genießen und viel Branntwein trinken, beständig Taback rauchen und still sitzen, ist ihr höchstes Glück; in den entfernten Gegenden können viele weder lesen noch schreiben. Die Gras- oder Viehbauern endlich bestehen größtentheils aus verlaufenem Gesindel, Matrosen, Deserteurs, Flüchtlingen aus allen Weltgegenden, welche in den abgelegenen Districten mit ihrem Vieh umherziehen, selten eine feste Wohnung haben und meist in ihren gegen den Regen durch eine Lehmdecke nothdürftig geschützten Wagen in der größten Unreinlichkeit und Trägheit leben. Sie sind es besonders, welche durch ihre Grausamkeit gegen die Hottentotten und Kaffern die Europäer dort so verhaßt gemacht haben. Obgleich die Holländer bei ihrer Ankunft auf dem Cap das zahlreiche, gutmüthige und gelehrige Volk der Hottentotten fanden, deren Dienste

sie um eine Kleinigkeit erlangen konnten, so wurden doch nach und nach viele Sclaven, theils Malaien, theils Neger, eingeführt. Die Malaien sind zwar bei weitem die geschicktesten, aber auch boshaft und unzuverlässig; die Neger werden theils zur Feldarbeit benutzt, theils als Haussclaven, deren jede wohlhabende Familie in der Hauptstadt mehre hat, denen dann gewöhnlich die Pflege der Kinder übergeben ist, was nicht wenig zum Verderben der Jugend beiträgt. Indeß werden die Sclaven in der Regel milder behandelt als die Hottentotten, weil sie Geld gekostet haben, und man sie verkaufen kann, was mit den Hottentotten nicht der Fall ist. Die Zahl der Neger in der ganzen Colonie beträgt an 32,000, wovon etwa ein Viertel in der Hauptstadt.

Was die Regierung betrifft, so hat der Gouverneur beinahe Souverainität. Er erläßt in seinem Namen Verordnungen, ändert Gesetze und hebt sie auf, giebt neue Steuern, und Abgaben aufzulegen, über Grundbesitz zu bestimmen, Landesertheilung zu bestätigen und zu ertheilen, Papiergeld auszugeben ist Recht des Gouverneurs. Er befiehlt, Gerichtspersonen anzuklagen, und hat das Begnadigungsrecht in allen Fällen, außer Hochverrath und Mord. Ja, er hat sogar das Recht, alle Personen, die ihm gefährlich scheinen, ohne Untersuchung aus den Colonien zu entfernen.

Die Bewohner der Küstenländer Mosambik, Zanguebar und Monomotapa.

Die Ostküste ist ein noch sehr unbekanntes Land, von dem wir nur einige Puncte an der Küste, vom Innern wenig oder gar nichts wissen. Das Klima ist sehr warm und an den Küsten ungesund. Während unsers Winters ist dort Regenzeit, deren Dauer aber sehr

verschieden ist. Der Boden liefert die gewöhnlichen Producte Afrika's, unter andern Weihrauch, Myrrhen, Ambra u. a. Auch Gold ist im Innern reichlich. Elfenbein und Goldstaub waren stets zwei wichtige Handelsartikel; vor Allem aber war der Sclavenhandel hier im Gange, und seit dessen Unterdrückung hat der Verkehr der Portugiesen sehr abgenommen. Auf der südlichen Hälfte haben die Portugiesen Niederlassungen und Gebiete, die aber im elendesten Zustande sind und als Verbannungsörter angesehen werden, in denen selbst die Beamten Verbrecher sind; daher große Sittenlosigkeit der Einwohner. In Mosambik sind uns in der neuesten Zeit zwei Völker bekannt geworden, die

Monschu und Makua.

Die Monschu werden von den Sclavenhändlern aus dem Innern des Erdtheils, ungefähr 100 Meilen von Nordwesten, hergebracht. Sie gehören zu den Negern, die nach dem kaukasischen Begriffe die häßlichsten sind. Sie haben hohe Backenknochen, stark aufgeworfene Lippen, ganz kleinkrauswolliges Haar, und eine tiefschwarze Haut. Speere und Pfeile mit Eisenspitzen sind alle vergiftet. Sie tragen immer Feuerzeug bei sich, das aus zwei Stücken schwarzen Holzes besteht, welches sie schnell in Brand zu reiben verstehen. Vor Pferden fürchten sie sich beim ersten Anblick, wie vor reißenden Thieren. Sie sind von wilder Gemüthsart, als Sclaven aber treu, und gut behandelt, wahrer Anhänglichkeit fähig. — Die Makua sind hingegen die Eingebornen der Küste Mosambik und gehören zu dem nach unserm Begriff schönern Menschenstamm, der sich an der Küste bis zum Fuße der habyssinischen Alpen hinzieht. Sie sind ein großgewachsenes, starkes, schöngebautes Volk, immer zu Einfällen auf das portugiesische Gebiet bereit, die sie als Sclavenhändler erblich hassen, und öfters schon selbst überfallen haben. Sie haben vergiftete Waffen und schon viele Feuergewehre. Auch sie haben sehr aufgeworfene Lippen, die Weiber

gebogenes Rückgrat und weit hervorragende Hinterbacken, den Hottentotten ähnlich. Frei sind sie wild, als Sclaven ergeben und gelehrig, als Soldaten treu und tapfer. Ihre Nasen zieren sie mit Ringen, ihre Zähne feilen sie spitz, wie Sägezähne, ohne dadurch dem Schmelz zu schaden. Ihr Gesicht entstellen sie durch große Narben über Stirn, Nase und Kinn, und quer von Ohr zu Ohr. Die Regierung von Mosambik ist in den Händen eines Gouverneurs, dessen Rath aus dem Bischofe, dem Minister oder Colonialsecretair und dem Commandanten der Truppen besteht. Wegen des niedrigen Soldes sind die Beamten zur Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit gezwungen. Allein es strömt auch nur der Auswurf hieher, denn außer dem Gouverneur und seinem Rathe, sind alle hieher gesandte Soldaten und Beamte solche, denen die Colonie als Exil angewiesen ist, welche man als die ungesundeste betrachtet. Im Allgemeinen stimmen alle Nachrichten darin überein, daß es wol schwerlich noch irgendwo ein verworfeneres Völkchen geben könne, als in Mosambik.

Auf der Küste Zanguebar bestehen die Bewohner des Gebiets Magadoxo aus mehren Völkern, denn sie sind theils schwarz, theils olivenfarbig, theils weiß, sprechen meist Arabisch und bedienen sich als Waffen vorzüglich vergifteter Pfeile. Sie sind träge, aber gutmüthig, nur gegen die Europäer mißtrauisch und hart. Jagd und Fischerei sind ihre Arbeit und ihr Vergnügen. Reiß, Früchte, Bataten u. s. w. sind die Speise des gemeinen Mannes; die Vornehmen genießen auch Ochsen- und Schaffleisch, auch wol Wild, Geflügel und Fische, Alles aber stark mit Oel, Pfeffer und Salz gewürzt. Man bereitet die Speisen auf öffentlicher Straße, denn man fürchtet sonst, bei der großen Hitze des Klima's die Häuser leicht in Brand zu stecken. Eine auf dem Fußboden ausgebreitete Matte ist Tisch und Tischtuch, und dient auch wol als Bett. Messer und Gabel kennt man nicht. Gemeine Leute gehen fast ganz unbekleidet.

Vornehme sind von der Brust bis auf die Füße bekleidet. Das Zeug dazu wird von Fasern der Bäume gemacht. Die Religion des Volks ist uns unbekannt. Die Todten werden verbrannt, die Asche in Urnen gesammelt und in Höhlen beigesetzt. Tempel mit Götzenbildern sind vorhanden. Der König herrscht unumschränkt, hält aber keine Hof- und Leibwache. Auf Reisen reitet er auf einem Elephanten, und wird von seinen Dienern begleitet. Gericht hält er selbst; einige seiner Räthe dienen ihm als Beistand. Verbrecher werden wilden Thieren vorgeworfen oder mit einer Keule getödtet. Merkwürdig sind die Begräbnißplätze der königlichen Familie, 29 an der Zahl. Die Begräbnisse sind von schwarzem und weißem Marmor, jedes mit einer Kuppel versehen, auf welcher eine prächtige Pyramide steht. Fünf und vierzig Urnen von Gold enthalten die Asche eben so vieler Herrscher, und 16 goldene Lampen hängen rings umher. Der Begräbnißplatz des Königs enthält 80 Fuß im Geviert. Der Platz der Königin hält 50 Fuß im Quadrat, mit 56 goldenen Urnen, um welche die Lampen auf marmornen Fußgestellen stehen. Die übrigen Plätze sind für die Kinder der Herrscher. für die Vornehmen und auch wol für die Priester.

Monomotapa ist ein großer Negerstaat, der von einem, früher sehr mächtigen, Kaiser regiert wird. Der Boden ist allenthalben goldreich; der beste Goldsand kommt aus der Landschaft Manu. Auch Silber, Kupfer und Zinn ist vorhanden. Salz wird aus dem Meerwasser bereitet.

Die Bewohner, ein Kafferstamm, sind schwarz, stark und beherzt, tragen keine Kleider, höchstens einen Schurz um die Lenden, doch aber an den Armen Ringe. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Wurfspieße und Dolche. Aus Reiß und Hirse bereiten sie sich Kuchen, verschmähen aber auch verfaultes Fleisch nicht. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser und saure Milch; nur der Kaiser und die Vornehmern trinken Palmwein. Ihre Kähne

sind ausgehöhlte Baumstämme mit Segeln von Palmblättern. Die Frauen durchbohren ihre Lippen, um Stücke Zinn in dieselben zu hängen.

Die Bewohner der Insel Madagaskar.

Madagaskar ist die größte Insel Afrika's, an der Ostseite durch den 52 geographische Meilen breiten Kanal Mosambik von dem festen Lande getrennt. Es herrscht hier die größte Mannigfaltigkeit von Bäumen und Kräutern. Die Ebenen, mit Ausnahme der Küsten, sind außerordentlich fruchtbar. Fast ohne Arbeit werden erbaut: Reiß, Bataten, Südfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Insel einige ihr eigenthümliche Balsam- und Gummigewächse. Elephanten und Raubthiere giebt es nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. Es herrschen jetzt zwei und zwanzig Könige über eben so viele Staaten, worin die Insel getheilt ist. Die meisten derselben waren dem 1828 verstorbenen König der Horas, Radama, unterworfen, einem Manne, der sich durch Sinn für europäische Kultur weit über seine Landsleute erhob, aus eigenem Antriebe seit 1816 Verkehr mit den Engländern suchte, mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße stand und sogar den Sclavenhandel gänzlich abschaffte. Christliche Missionäre waren unter Radama's Schutze in voller Thätigkeit; 1828 hatten sie gegen 100 Schulen gestiftet, in welchen 5000 Kinder unterrichtet wurden. Radama's Tod war ein wahres Unglück für Madagaskar. Alles kam in Verwirrung. Die öffentlichen Arbeiten wurden eingestellt, die viel versprechenden Schulen geschlossen, und Alles hat sich dort so geändert, daß eine völlige Zerstörung der Werke Radama's vollendet ist. Sein Sohn ist ihm unter der Vormund-

schaft der Mutter in der Regierung gefolgt. Einige Madagassen, die in England erzogen und zum Christenthum bekehrt wurden, sind mit einer Uebersetzung der heiligen Schrift nach Madagaskar zurückgekehrt.

Die Madagassen sind eine gemischte Rasse aus Negern, Malaien und einer leichten Schattirung aus Arabern. Im Allgemeinen soll der Madagasse ernst, nachdenkend, ausschweifend, lebhaft, rachgierig, gastfrei, gesellig und sehr empfänglichen Geistes, mithin so ziemlich allen Wilden auf Erden gleich sein. Ihr Versprechen halten sie strenge, mit Eiden spielen sie nicht, dem Freunde sind sie getreu bis in den Tod. Man sieht häufig Menschen unter ihnen, die einander den Bluteid schwören. Wie im Alterthume Griechenlands geloben sich Freunde feierlich Treue; sie versammeln dazu die Vornehmsten des Orts, treten vor ihren Priester hin, der beide mit Hassagaien in der Gegend des Herzens verwundet und zwei Stücke Ingwer mit dem Blute tränkt. Jeder verzehrt nun das Stück, welches mit dem Blute des Freundes benetzt ist. Der Priester mischt in einem Gefäße süßes und salziges Wasser, Reiß, Silber, Pulver u. dgl. als Zeugen des Eides. Die Hassagaien werden in dieses Gemisch getaucht und die Schwörenden damit berührt, während der Priester folgende Verwünschungen ausspricht: „Großer Geist, Herr der Menschen und der Erde, dich berufen wir zum Zeugen des Eides; der ihn bricht, den tödte dein Blitz und Hunde mögen seine Mutter zerreißen.“ Nun werfen sie die Wurfspieße nach den vier Weltgegenden, rufen Sonne, Mond und Sterne an, um dem Bundbrüchigen den Trank, welchen sie nun trinken, zu Gift werden zu lassen. Dieser Eid wird gehalten im Leben und Sterben. Die Wohnungen der Madagassen sind sehr einfach, wie auch ihr Hausgeräth. Zierlich geflochtene Matten dienen als Betten, irdene Gefäße zum Aufbewahren des Oels und zum Kochen. Ihre hölzernen Geräthe, als Schüssel, Löffel, Mörser zum Reißstampfen machen sie selbst. Die Männer gehen

meistens unbekleidet, nur mit einem Tuche um die Hüften. Wollen sie sich staatlich kleiden, werfen sie allenfalls auch ein Stück blauen Baumwollenzeuges über. Auf dem Kopfe tragen sie lederne Kappen. Ihre Waffen sind Lanzen und Flinten. Die Weiber bedecken Brust und Rücken mit einem kurzen Leibchen ohne Aermel. Ein Tuch um den Leib bildet eine Art Rock. Ihre Kinder tragen sie in einem Tuche auf dem Rücken. Arme, Hals, Beine und Haare werden mit Reifen von Korallen, Perlen, Silber und Kupfer geschmückt. Am Halse tragen sie Amulette, um sich gegen Zauberei zu schützen. Die Beschneidung ist unter ihnen allgemein üblich und giebt jährlich zu einem großen Feste Veranlassung. Weiber nimmt Jeder so viel er will, und Keuschheit gehört überhaupt nicht zu den wesentlichen Eigenschaften einer Madagassin. Das Weib ist hier aber nicht die Sclavin des Mannes, sondern verfügt über sich ziemlich frei. Man hat sogar Beispiele von Königinnen, welche mehre Provinzen der Insel kräftig beherrschen. Stirbt Jemand, so wäscht man den Leichnam, putzt und schmückt ihn mit Armbändern, Ohrringen und Kleidern, aber es wird auch laut geheult; man rührt die Trommel, und die Frauenzimmer tanzen darnach. Des Abends wird ein gebratener Ochse verzehrt, des Morgens darauf die Leiche in einem Sarg von 2 ausgehöhlten Baumstämmen auf den Begräbnißplatz gebracht, unter einer Hütte 6 Fuß tief in die Erde beigesetzt, und neben das Grab ein Korb mit Reiß, Tabacksdose, Schüssel, ein Rauchwerkgefäß, ein Kleid und ein Gürtel hingestellt. Man opfert dabei viele Thiere, deren Köpfe auf Pfähle an der Begräbnißstelle aufgesteckt werden. Nach 8 bis 14 Tagen schicken die Verwandten dem Todten Speise. Die Kinder bringen hier Opfer und befragen den Todten um Rath. Der Aberglaube dieser Menschen ist groß und grausam. Sie glauben an einen guten Gott und an einen bösen, und bringen dem letztern Opfer, damit er es nicht zu schlimm mit ihnen mache. Auch die

große Zahl Geister, an welche sie glauben, sind theils gute, theils böse. Die Priester sind zugleich Aerzte und Zauberer, verkaufen Amulette, heilen Kranke und lehren zum Theil das Arabische verstehen und schreiben. Die an unglücklichen Tagen gebornen Kinder werden umgebracht. Die Tage im März und April, der Mittwoch und Freitag, und der letzte Tag jedes Monats sind solche Unglückstage. Die Kinder werden in Wälder ausgesetzt, oder ersäuft, oder Thieren vorgeworfen. Die Gerechtigkeitspflege ist einfach. Meuchelmord wird mit dem Tode bestraft, wenn sich der Verurtheilte nicht loskaufen kann; Diebe müssen doppelt ersetzen; Ehebrecher müssen sich abfinden. Gottesurtheile mittelst giftiger Säfte sind auch gebräuchlich. Der Priester bereitet den Trank, der augenblickliche Schmerzen, Convulsionen und gewöhnlich den Tod bringt. Wer die Probe auch übersteht, ist zeitlebens elend; der stirbt, ist schuldig, der am Leben bleibt, unschuldig.

Sclaverei ist auch in Madagaskar gewöhnlich; doch ist der Sclave mehr Hausgenosse als Knecht. Entsteht Krieg, so ist jeder Freie Soldat.

Völkerkunde

oder

Lebensweise, Sitten und Gebräuche

der verschiedenen Völker.

Australien.

Australien, Polynesien oder die Inselwelt im stillen Ocean oder in der Südsee, wird hinsichtlich seines Flächenraums auf 175,000 □Meilen angegeben. Magelhaens, ein Portugiese im 16ten Jahrhundert, muß, da er am 6ten März 1521 die Ladroneninseln wahrnahm, als der erste Entdecker dieses Erdtheils angesehen werden. Nach ihm fanden Alvaro de Mendano, Fernandez de Quiros, Tasmann, Dampier, Byron, Wallis, Carteret und Bougainville immer mehre zu diesem Erdtheil gehörende, im stillen Ocean liegende Inseln auf, welche alle als über das Meer hervorragende Bergketten und Bergspitzen, die von Neuholland aus fortlaufen, betrachtet werden können. Nur die Sandwichsinseln scheinen in keiner Verbindung mit diesen Inselreihen zu stehen. In neueren Zeiten hat der Weltumsegler James Cook sich unsterbliche Verdienste erworben durch die genauere Untersuchung dieses Erdtheils. Cook ist auch der Entdecker der Sandwichsinseln, mußte aber auch hier sein Leben einbüßen. Diese Insulaner nämlich, welche nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, nahmen die Europäer mit religiöser Verehrung auf, wurden aber später gegen Cook, weil er einen Morai (Götterwohnung) hatte niederreißen und als Brennholz einschiffen lassen,

und zur Strafe der Eingebornen, die sich durch Entwendung eines Bootes entschädigt hatten, ihren alten König gefangen wegführen wollte, so entrüstet, daß sie ihn erschlugen und seinen Leichnam zerrissen.

Der Boden ist sehr fruchtbar, namentlich auf den Inseln der heißen Zone; doch ist das Klima gemäßigter, als das anderer in gleicher Breite auf der südlichen Halbkugel der Erde liegender Länder; man hat sogar bemerkt, daß die Inseln Australiens der südlichen Halbkugel eine niedrigere Temperatur als diejenigen haben, welche in gleicher Breite auf der andern Halbkugel liegen. Einige Inseln sind eben, andere hügelig, und auf vielen giebt es ziemlich hohe Gebirge, von denen die höchsten Berge sich 12 bis 13,000 Fuß über die Meeresfläche erheben; viele der Inseln Australiens scheinen vulkanischen Ausbrüchen ihr Dasein zu verdanken. Die Producte dieses Erdtheils sind, im Verhältniß zu denen der übrigen Länder der Erde, minder mannigfaltig; am größten mag wol der Reichthum des Pflanzenreichs sein, obschon auch hier ein deutlicher Unterschied wahrzunehmen ist, indem Neuholland bei weitem nicht so viele Nahrung gebende Pflanzen als die übrigen Inseln darbietet. Vierfüßige, Polynesien ursprünglich angehörende Thiere sind wenige; desto besser kommen die Thiere und Pflanzen fort, die man aus Europa hierher gebracht hat.

Was die Bevölkerung anbelangt, so ist sie auffallend gering, indem von den 2 bis 3 Mill. Einwohnern kaum 10 auf die □Meile kommen. Sämmtliche Bewohner Australiens zerfallen in zwei Hauptstämme, in einen negerartigen, die Papuas, und in einen in körperlicher Bildung und Gestalt wenig von den Europäern abweichenden Menschenstamm, den man zur malaiischen Rasse rechnet, und der sich durch die schönsten Formen bemerkbar macht; dahingegen die Papuas, die, so weit man sie kennt, wild und ungesellig, zum Theil ohne Religion, vegetiren, sich vornehmlich durch äußerst magere Arme und Beine aus-

zeichnen. Diese Negerart steht der malaiischen an Bildung bei weitem nach, vorzüglich in Neuholland, wo die Einwohner widerliche, affenartige Gesichtszüge haben, auf der niedrigsten Stufe der körperlichen und geistigen Bildung stehen und im Zustande der Wildheit, ohne Staat und ohne Religion leben. Der große Mund mit dick aufgeworfenen Lippen springt fast wie eine Schnauze hervor, und dahinter verliert sich die kleine platte Nase. Die tief liegenden Augen verrathen eine tückische Rohheit, selten dumme Gutmüthigkeit. Nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, suchen sie Fische, klettern auf die Bäume, oder erlegen bisweilen die Känguruhs, und verzehren Alles fast roh; kaum daß sie den Vögeln die Federn abrupfen. Die Bewohner der neuen Hebriden und von Neucaledonien, die man gleichfalls zu den Papuas rechnet, verzehren das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde. — Die Religion ist meist bloßer Fetischismus, höchstens roher Naturdienst und Menschenopfer. Sie verehren Haupt- und Untergötter, haben Priester und hegen sehr sinnliche Hoffnungen in Rücksicht eines andern Lebens. Gewöhnlich sind ihre Morais oder Begräbnißgebäude die Oerter, wo der Gottesdienst verrichtet wird. Englische Missionaire haben die christliche Religion auf den Societäts- und Sandwichsinseln verbreitet. Unter allen Insulanern sind die Bewohner der Sandwichsinseln durch ihre Bekanntschaft mit den Europäern am weitesten fortgeschritten. Außer den Ureinwohnern Australiens findet man jetzt auch Europäer, wenige auf den Sandwichsinseln, über 50,000 in der von den Engländern auf der Ostküste Neuhollands angelegten Verbrechercolonie und eine geringere Zahl in Van Diemensland.

Die Bewohner des Continents oder Neuhollands.

In keinem Lande von gleicher Ausdehnung hat man noch den Menschen auf einer so niedrigen Stufe der

Cultur gefunden, wie hier. Die Eingebornen von Neuholland, wie überhaupt des südwestlichen Theils dieses Welttheils, scheinen zur Negerrasse zu gehören, welche unter dem Namen Papuas bekannt ist. Sie sind bald ganz schwarz, bald dunkelbraun odes schmutziggelb; das Haar ist bei manchen ganz wollig, bei andern nur kraus, der Kopf ganz affenartig, der Mund groß, die Lippen dick, die Nase, wenn auch nicht immer ganz platt, doch mit sehr weiten Naselöchern, die Augen liegen tief, der Hinterkopf ist klein; die Weiber haben widerlich lang herabhängende Brüste. Sie haben fast gar keine Bedeckung, selbst in den rauheren Monaten nicht; dafür aber bemalen und tättowiren sie meistens den Körper und vorzüglich das Gesicht. Fast Alle tragen einen Knochen oder ein Rohr in dem durchbohrten Nasenknorpel; den Knaben werden, wenn sie mannbar sind, ein oder zwei Vorderzähne des Oberkiefers ausgeschlagen. Ihre Nahrung besteht fast nur in Fischen, Muscheln und wild wachsenden Früchten und Wurzeln; von Anbau hat sich nirgends eine Spur gefunden. Sie besitzen kaum eine elende Hütte von Baumrinde, gar kein Hausgeräth und nur selten sieht man ein erbärmliches Kanot von Baumrinde. Sie werden allgemein als höchst stumpf, roh und thierisch geschildert, am meisten die Binnenbewohner, welche in den Wäldern leben und äußerst schnell und geschickt die höchsten Bäume erklettern, um kleinere Thiere zu erhaschen, welche sie verzehren. Sie sind tapfer, aber falsch und höchst rachsüchtig. Nicht selten sind Europäer von ihnen ohne alle Veranlassung überfallen und dann verzehrt worden, wie sie denn überhaupt erschlagene und gefangene Feinde und oft auch Sclaven fressen. Von Regierung hat man kaum leise Spuren wahrgenommen; sie leben meist familienweise, zuweilen halten sich auch mehre Familien zusammen, die einen Stamm, Gal, bilden. Der Zustand der Weiber ist sehr traurig. Gewöhnlich wählt der Mann seine Lebensgefährtin aus einem andern Stamme, und noch dazu aus einem feindlichgesinnten.

Die Erwählte wird in der Abwesenheit ihres Beschützers von dem Liebhaber überfallen, der sie mit seiner Keule so lange auf den Kopf, die Schultern, die Gurgel und alle Theile des Körpers schlägt, bis sie ohnmächtig geworden ist, und das Blut von ihr fließt. Darauf schleppt er sie am Arme über Steine und Wurzeln, Stauden und Stöcke, ohne sich nach ihr umzusehen, bis er mit ihr am Orte der Bestimmung angelangt ist, wo er sie heirathet, sie seine Frau und ein Mitglied seiner Horde ist. Die so Gewonnene fügt sich in ihr Schicksal, und bleibt bei ihrem Manne, wo es ihr an Mißhandlungen und Schlägen auf den Kopf so wenig fehlt, daß sie bald über und über voll Narben ist. In diesem Raubsysteme üben sich die sieben- bis achtjährigen Knaben schon. Die Frauen sind durchaus Sclavinnen der Männer, und so gränzenlos elend, daß man versucht wird, lieber allen Mädchen jung den Tod zu wünschen, ehe sie so glücklich sind, Ehegattinnen zu werden. Die geringste Beleidigung, welche eine Frau sich gegen ihren Eheherrn zu Schulden kommen läßt, straft dieser durch einen Keulenschlag auf den Kopf, der so derb geführt wird, daß das Blut hervorspritzt und häufig die Hirnschale verletzt wird. Diese Behandlungsweise scheint die Anhänglichkeit der Frau an ihren Mann eher zu vermehren und zu befestigen, als zu mindern und zu schwächen, denn die so empfangenen Wunden werden von den Frauen als Ehrenzeichen angesehen. Die Männer sind nicht immer mit Einer Frau zufrieden, werden dafür aber auch oft von ihren Weibern umgebracht. Schamhaftigkeit findet man hier nicht bei den Frauen, denn sie erscheinen vor allen Männern ihres Stammes, wie sie Gott erschaffen hat. Da die Weiber die meiste Arbeit verrichten müssen, tödten dieselben nicht selten ihre neugebornen Kinder mit der größten Gleichgültigkeit, um des Säugens überhoben zu sein. Stirbt eine Mutter, so wird gewöhnlich der Säugling mit begraben. Neugeborne Kinder wickeln sie in die weiche Rinde des Theebaums, die sich vortrefflich dazu eignet.

Indeß dauert dies nur einige Tage, denn bald sind die Kinder kräftig genug, um auf den Armen getragen zu werden, und nach einigen Wochen reiten sie schon auf den Schultern der Mutter, indem sie sich an den Haaren festhalten. Die Kinder lernen ihre Glieder früh gebrauchen, denn bevor ein Jahr um ist, verstehen sie schon, sich der leckern Würmer der Akazienrinde zu bedienen. Stirbt der Neuholländer, oder kommt er im Kriege um, so wird ihm die Haut abgezogen, der Leichnam in der Regel verbrannt, die Haut aber getrocknet und aufbewahrt, zu welchem Zwecke, ist aber nicht bekannt. Seit der Anwesenheit der Weißen hat sich ihr ursprünglicher Unsterblichkeitsglaube dahin modificirt, daß sie mit dem Glauben sterben, in ein besseres Leben zu gehen, daselbst eine Verwandlung zu erleiden, um dann als weiße Menschen in ihr Land zurückzukommen.

Die Bewohner von Neuguinea.

Neuguinea, oder das Papusland, ist die größte der westaustralischen Inseln. Den Namen erhielt die Insel 1545 vom Spanier Ynigo Ortiz de Rey, der mehre Puncte derselben betrat. Der einzige Seefahrer, welcher einige Puncte der nördlichen Küste zuerst wirklich untersuchte und mit den Einwohnern zusammentraf, war in neuerer Zeit Forrest. Ihm verdankt man die wenige Kenntniß dieser äußerst interessanten Insel. Seit drei Jahrhunderten hat man hier eines jener prachtvollen Länder umsegelt, welches die Natur mit verschwenderischer Hand ausgestattet hat. Die Größe der Insel ist noch nicht genau bekannt. In der ganzen Ausdehnung liegt sie unter dem eigentlichen Tropenhimmel. Die Seefahrer rühmen mit dichterischer Begeisterung den ewig heitern Aether, das durch die Seelüfte angenehm gemäßigte Klima, vor Allem aber die üppige Pflanzenwelt, die von keiner andern der Erde an Reichthum übertroffen wird. Neuguinea ist nach den wenigen Küstenforschungen das Vater-

land der Gewürze, der wahre Garten, den Gott in Eden pflanzte, und den Seefahrer umfängt in der Morgenluft, wenn er sich der Insel nähert, ein wollüstig-lieblicher Duft. Vögel mit dem köstlichsten Gefieder finden sich hier in Menge; von den vierfüßigen Thieren läßt sich noch wenig sagen. Nach Forrest wird Neuguinea von einem kraftvollen Menschenschlage bewohnt. Der Hauptstamm sind die Papuas oder Australneger; ihnen sind die übrigen Stämme, die den Malaien ähneln und Ackerbau, Fischerei und Handel mit China treiben, tributbar. Die Hauptbeschäftigung der Papuas ist Krieg und Jagd; sie wohnen in kleinen Dörfern, deren Häuser der eindringenden Fluth wegen auf Pfählen ruhen, stehen unter Radscha's, sind dabei aber, neueren Nachrichten zufolge, entschiedene Menschenfresser. Ihre Waffen bestehen aus Bogen, Speeren, Schleudern und Keulen. Ueber Religion, Sprache und Sitten fehlen alle Nachrichten; das Wenige, was man weiß, beschränkt sich auf die öfters besuchte nordwestliche Halbinsel. Ueberhaupt dürfte es bei den mehrfach gefundenen Beweisen von Rüstigkeit und Muth dieser Bewohner mit ihrer Colonisation schwer gehen. Das Innere der Insel zeigt hohe, schneebedeckte Gebirge und rauchende Vulkane.

Bewohner der Admiralitätsinseln.

Diese Inseln bilden eine Gruppe von 30 bis 40 kleinen Eilanden, unter denen sich nur eins, die große Admiralitätsinsel, mit sehr zerrissenen Küsten, durch einigen Umfang auszeichnet. Die Küsten der großen Admiralitätsinsel sehen wie eine zertrümmerte Welt aus. Die weißen Berggipfel, welche ziemlich hoch in die Luft steigen, sind zwar kahl, aber ein dichter Kranz des sanftesten Grüns umgiebt die hohen Berge. Ueberall gewährt diese große Insel einen entzückenden, freundlichen Anblick. Das Grün unter diesem Himmel ist ein ganz anderes, als wir zu sehen gewohnt sind; es hat nicht die Schwärze unserer

Eichen- und Nadelwälder; nur ein eben ausgeschlagener Buchenwald, von einem der schönsten Maitage beleuchtet, kann einigermaßen einen schwachen Begriff des wohlthuenden Grüns tropischer Fluren gewähren. Europäer sind auf der Insel noch nicht gelandet.

Die Bewohner der Admiralitätsinseln sind wahre Papuas, gehen völlig nackt und nur die Weiber haben einen Fasergürtel um die Lenden. Ihr Gesicht streichen sie mit weißen oder rothen Streifen an, der Nasenknorpel ist durchbohrt und die Ohrlappen, in welchen sie Rollen aus Laub tragen, außerordentlich erweitert. Bei einigen sind sie zerrissen und hängen sodann bis auf die Schultern herab. Französische Seefahrer beschreiben sie als freundlich, kindisch, begehrlich und von guter Gemüthsart. Ihre Fahrzeuge (Kanots) sind von der einfachsten Art, ausgehöhlte Baumstämme und mit Schnitzwerk versehen. Sie verstehen sie geschickt zu lenken. Aberglaube mag es sein, daß niemals, weder hier, noch in Neuguinea, noch irgendwo in der ganzen Inselkette, die Bemannung aus gleichen Zahlen besteht. Immer sind es 5, 7, 9 ꝛc. in ungleicher Zahl.

Die Bewohner der Salomonsinseln.

Diese Gruppe, eine der größten und schönsten der Südsee, wurde 1567 von Mendana entdeckt und mit vieler Sorgfalt erforscht. Ihren Namen verdanken sie den romantischen Träumen der damaligen Zeit; man wollte bei den Einwohnern Gold gesehen haben und zweifelte nun durchaus nicht mehr, daß es endlich gelungen sei, das Ophir zu entdecken, woher Salomo sein Gold bezogen haben soll.

Die Bewohner sind vom Stamme der Papuas. Sie haben krauses, weiches, kurzes, aber nicht wolliges Haar, eine kleine Stirn, tiefliegende Augen, proportionirte Nase, nicht wulstige Lippen, ein spitzes Kinn mit dünnem Barte. Dabei sind sie gut gewachsen, stark,

muskulös und von mittlerer Statur; von Kleidung wissen sie nichts; beide Geschlechter gehen völlig nackt. Männer und Weiber tättowiren Gesicht, Arme und Beine, bemalen sich auch mit Roth und Weiß, färben das Haar roth oder bestreuen es auch wol mit Kalk und Okererde. In die durchbohrten Nasenknorpel und Ohrlappen werden Muscheln, Knochen, Ringe, Blätter und Blumen gezwängt und dadurch der Nasenknorpel auf die Lippe, die Ohrlappen auf die Schultern herabgezogen. Daß sie Menschenfresser sind, daran kann nicht gezweifelt werden. Die Eingebornen, nicht nur in Australien, sondern selbst in den Theilen Amerikas, die schon lange mit Europäern in Verbindung stehen, bekennen mit aller Unbefangenheit, es schmecke ihnen nichts besser, als ein Ragout von Menschenfleisch. Die Salomonsinsulaner scheinen auch so wenig zu begreifen, wie die Sache anders sein könnte, daß sie selbst von den Europäern voraussetzten, als einige von ihnen gefangen wurden, man würde ihnen nun ohne weiteres den Bauch aufschneiden und sie braten. Ihrem Character nach sind sie keineswegs jenes gutmüthige, harmlose Naturvolk, welches wir auf dem größten Theile der Australinseln zu finden gewohnt sind. Speere, Keule, Bogen und Pfeile mit scharfen Widerhaken und mitunter auch vergiftet, machen ihre Waffen aus. Die Gewalt der Oberhäupter ist sehr groß. Die Unterthanen müssen von dem Ertrag der Ernte, des Fischfangs, der Beute einen Theil, den der Häuptling nach Belieben auswählt, abgeben. Das Strafrecht ist eingeführt und grausam. Wer etwas ungezehndet in seine Hütte bringt, oder zufällig in den Schatten des Häuptlings tritt, wird mit dem Tode bestraft. Sie sind weder ohne Religion, noch Cultus. Sie glauben an eine Zukunft, an eine Belohnung und Bestrafung, sowie daß die Geister der Verstorbenen mit den Lebenden in Verbindung treten können. Ihre Häuptlinge scheinen zugleich das Priesteramt zu verwalten, denn man sah, daß jedesmal zu Anfang einer Schlacht der Häuptling

betend seine Hände gen Himmel erhob, die höheren Mächte um Beistand anrief, und mit vielem Nachdruck Reden an sein Kriegsheer hielt. Die Vielweiberei ist unter ihnen herrschend. Wie auf Neuholland, verlobt man die Mädchen schon in frühester Kindheit, wo sie dann hier sogleich ihr Schwiegervater übernimmt und für seinen Sohn auferzieht. Stirbt Jemand, so wird sein Leichnam auf einem hohen Gerüste aufgestellt, darunter eine Grube gegraben, welche das Fleisch, das theils von den Knochen abgeschabt, mitunter auch wol von Raubvögeln abgenagt wird, aufnimmt. Das Skelett wird in das gemeinschaftliche Stammbegräbniß gelegt, die Grube zugemacht und eine Hütte darüber gebaut.

Die Bewohner der Sandwichsinseln.

Diese Inseln sind von dem berühmten Weltumsegler Cook 1778 entdeckt. Daß diese Inseln vor Cook's Ankunft von keinem Schiffe besucht worden, beweis't die gänzliche Unwissenheit dieser Insulaner über weiße Menschen und ihre Beschaffenheit bei der Entdeckung. Cook landete auf der Südseite vor Owaihi, im Angesichte der großen Ortschaft Kearakekua. Mit religiöser Verehrung kam man dem rohen Seemanne, sammt seiner so rohen Begleitung entgegen. Die Europäer wurden für Götter gehalten und Cook selbst für den Rono, der hier als Gott verehrt wurde. — Bei der Landung kam das Volk in ungeheuren Schaaren ans Ufer geflogen. 3000 Kanoes zählte man in der Bai, angefüllt mit Mannspersonen, Frauen und Kindern, bis auf eine Anzahl von wenigstens 15,000, außer denen, die schwammen, oder auf Flößen waren. Der Anblick war ausnehmend belebt und grotesk, das Geschrei der Freude und Verwunderung von volltönenden Stimmen der Männer, vermischt mit den hellern Ausrufungen der Weiber, welche tanzten und mit den Händen klatschten, das Schreien, Jauchzen der Kinder, schwimmende Waaren, die man unter Geschrei zu

Markt brachte, Alles dies bildete eine der seltsamsten Scenen, die man sich vorstellen kann. Es blieb nicht dabei; eine Menge der gewünschtesten Lebensmittel wurde gebracht und an die Abkömmlinge vertauscht. Der erste Besuch Cook's am Ufer geschah mit außerordentlicher Feierlichkeit. Zwei Häuptlinge mit langen, weißen Stäben machten einen Weg zwischen den Kanoes für seine Pinasse, und als Cook durch die Leute hinruderte, bedeckten Alle ihr Gesicht mit den Händen. Am Lande erwartete ihn eine neue Schaar von Häuptlingen; Alles warf sich vor ihm auf die Erde, Alle verhüllten ihre Gesichter, wenn er an ihnen durchkam; kaum war er jedoch vorbei, so erhoben sie sich und folgten ihm nach. Wendete aber Cook den Kopf um, so warfen sie sich Alle wieder zur Erde, oder verhüllten das Gesicht; und endlich, um ja den Blicken des Gottes nicht zu begegnen, krochen sie auf allen Vieren hinter ihm her. Cook wurde nun zu dem Morai (Tempel) geführt, wohin das Volk ihm nicht folgen durfte, und wo die Geschenke, welche er austheilte, mit der größten Ehrfurcht empfangen wurden. Auf Cook's Forderung wurde ihm ein Bezirk am Strande für seine Arbeiter eingeräumt; derselbe wurde mit weißen Stäben umsteckt und ein Vertrag geschlossen, daß derselbe von keinem Eingebornen betreten werden sollte, aber auch die Weißen ihn nach Sonnenuntergang nicht verlassen durften. Der Bezirk der Weißen wurde mit dem Tabu belegt; dieses geheiligte Wort hielt jeden Eingebornen zurück. Aber die Weißen waren es, welche die schönen Insulanerinnen verführten und des Nachts in den Bezirk lockten. Da die Atuas (Hausgötter) die Verletzung des Tabu nicht rächten, so folgten dem bösen Beispiele gar bald die Eingebornen nach. Es fielen Scenen vor, welche die gute Meinung der Eingebornen nothwendigerweise untergraben mußten, und die göttliche Verehrung verwandelte sich gar bald in die verdiente Verachtung. Die Brutalität der Weißen erregte selbst bei den sinnlichen Kindern der Südsee ge-

rechten Abscheu, und als endlich Cook selbst sich so weit vergaß, den greisen König von Owaihi gefangen wegzuführen und dadurch allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprach, so war die Folge davon seine Ermordung. Die Bewohner sind eines der interessantesten Völker der Südsee, und waren bereits, als man sie entdeckte, auf einer bedeutenden Stufe der Civilisation. Sie gehören zu den schönsten Insulanern Australiens, sind von der malaiischen Rasse, haben aber eine ziemlich dunkele Hautfarbe. Bei der Ankunft Cook's hatte jede Insel ihren eigenen Häuptling, der volle Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen hatte, und dem die Besitzer der Ländereien Tribut bezahlten. Die Neigung zum Stehlen hatten sie mit allen Südseeinsulanern gemein. Das Tättowiren war allgemein, die Kleidung so ziemlich dieselbe, welche wir auf den griechischen Basreliefs sehen. Frauenzimmer schmückten sich mit einem Halsgeschmeide von Muscheln, oder einem Halskragen von Federn; ihre Haare zierten sie mit Blumenkränzen, und Armbänder verschiedener Art vollendeten ihren Putz. — Die Nahrung der unteren Volksclassen bestand aus Fischen und Vegetabilien; die Vornehmen genossen Schweine- und Hundefleisch. — Ihre Götzen bestanden aus grotesken Figuren, welche fürchterliche Carricaturen der Menschengestalt darstellten. Das Bild des Königs hatte einen offenen Rachen mit Hundezähnen. Wie bei allen alten Völkern, sogar bei den Juden, zog das Heiligthum mit in den Krieg, und die Eroberung desselben machte dem Krieg ein Ende. Das Loos der Gefangenen war hart. Da kein Blut vergossen werden durfte, wurden sie erwürgt vor den Göttern, und mit dem Angesichte gegen die Erde hingelegt. Die Verstorbenen wurden mit vielen Ceremonien in Höhlen niedergelegt. War das Fleisch verweset, so reinigte man die Knochen, bewahrte sie zum Theil an heiligen Orten, zum Theil vertheilte man sie unter die Verwandten als Reliquien. Die Weiber durften bei Lebensstrafe das Haus, worin die Männer aßen,

nicht betreten, und waren vom Besuch der Morais ganz ausgeschlossen. So waren die Sitten beschaffen, als Cook ankam und sein Schiff für die schwimmende Insel, er selbst für den Rono gehalten wurde. Seitdem hat sich Vieles geändert. Ein Glück war es für diese Naturkinder, daß in der Zeit, wo ihre Bekanntschaft mit den Europäern anfing, die Vorsehung einen Mann an ihre Spitze stellte, der neben einem Solon, Lykurg, Perikles und ähnlichen Würdeträgern der Menschheit einen ehrenvollen Platz einnimmt. Dieser Mann war Tameamea, ein großer Mann im eigentlichen Sinne des Worts. Obwohl er die Sitten seines Vaterlandes und die angeerbten Gebräuche bis an seinen Tod in Ehren hielt, so pflegte er doch den Kastengeist, dessen verderbliche Einwirkung er schnell erkannte, so gering als möglich zu achten. Seine Vertrauten waren fähige Menschen aus allen Classen, und sein erster Minister, sein treuer Rathgeber, Karemaku, machte seiner Wahl vorzügliche Ehre. Merkwürdig ist die Aeußerung Tameamea's, welche Kotzebue von ihm berichtet. In dessen Gegenwart umfaßte er die Statue seines Morai und sagte: „Dieses sind unsere Götter, die ich anbete; ob ich recht thue daran, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht schlecht sein kann, da er mir vorschreibt, keine Ungerechtigkeit zu begehen." Tameamea starb 1819. Sein unwürdiger Nachfolger war der Trunkenbold Liolio. Dieser schaffte alle Religion ab und führte ein liederliches Leben. In einer Empörung floh er mit seiner Gemahlin nach London, wo Beide starben. Unter diesem Könige kamen nordamerikanische Missionaire ins Land, um hier das Kreuz zu predigen. Hier waren sie recht an ihrem Platze, denn das Volk bedurfte einer Religion.

Der König wollte sie zuerst nicht landen lassen, aber auf Bitten des weisen Ministers Karemaku, der sich nachdem auch bald taufen ließ, wurde ihnen erlaubt, zu landen und ihre Lehre zu predigen. Ohne Zwang

verbreitete sich die neue Lehre und schien ohne Blutvergießen sich Eingang zu verschaffen. Doch die Missionaire begingen arge Fehlgriffe. Anstatt sich zu begnügen, daß das Volk die neue Religion mit Beifall duldete, durch Einrichtung guter Schulen ein wahrhaft christliches Geschlecht heranzubilden und gegen die Alten diejenige Nachsicht zu haben, welche doch der Stifter unserer heiligen Religion beobachtete, sollte das ganze Volk plötzlich neu geboren werden. Jene muntere Fröhlichkeit dieses Volkes, ihre Tänze, Nationalfeste und Spiele wurden hart verpönt, Mienen und Gebehrden vorgeschrieben, die ganze Nation zur Schule getrieben und alle Greise gezwungen, lesen zu lernen. Die Folge davon war, daß die Inseln sich empörten. Diese Empörung wurde freilich durch Karemaku gedämpft, aber da der Missionair Bengham die Königin zu grausamen Verfolgungen verleitete, brach gleich darauf eine neue wieder aus. Die Unzufriedenheit des Volks war so groß, daß es die Kirche bei der Nacht in Brand steckte und das Feuer nur mit großer Mühe gelöscht wurde. — Karemaku ist bereits gestorben, die Kraft des Volkes ist nun durch die Thorheit zweier Königinnen, welche die Vormundschaft über den jetzt noch unmündigen König führen, und eines herrschsüchtigen, seines Amtes und seiner Pflicht vergessenen Missionairs gebrochen. Unter der Geißel des finstersten Fanatismus seufzend, ist das Volk zur Verzweiflung gebracht. Doch das Schicksal dieses Volkes mag nun sein, welches es wolle; die Keime der Civilisation sind mit dem Christenthume gelegt, die Menschenopfer haben aufgehört und immer bleibt der Trost: selbst der Mißbrauch des Christenthums ist nur vorübergehend, während das Christenthum selbst, einmal gepflanzt, fest gegründet bleibt.

Die Bewohner Neuseelands.

Die Insel Neuseeland ist 1642 von Johnson Tasman entdeckt worden. Der Boden dieses Landes

ist außerordentlich gut und besonders geeignet, einer der üppigsten Vegetationen der Erde Nahrung zu gewähren. Die Jahreszeiten folgen sich hier regelmäßig, nur umgekehrt zu den unsrigen. Das Klima ist äußerst gesund und eins der besten auf Erden. Die Bewohner sind größtentheils schlank gebaut, mit festen Knochen und kräftigen Muskeln. Des Mannes Gesichtszüge sind schön, edel und kühn, mit scharfen Umrissen hat die Natur seinen Character in sein kräftiges Gesicht gelegt; schwarzes Haar umwallt seine Schultern, seine Farbe ist braun und nähert sich der südeuropäischen, die Nase ist nicht platt, sondern tritt schön gebogen hervor. Ein verzehrend Feuer glänzt aus dem klaren Blicke des Neuseeländers hervor. Das Weib steht sowol in seinen Formen als an Kraft dem Manne wenig nach. Kein Land auf Erden hat schönere Menschen aufzuweisen, und diese kraftvollen Söhne sind belebt von einem gewaltigen Geiste. Sie sind bis jetzt noch in keinem Kampfe den Europäern unteriegen, sondern haben noch immer Anmaßung mit Abweisung, Schlag mit Schlag, und Wunde mit Wunde vergolten. Sie allein sind es, welche der Donner der Kanonen nie erschreckt hat; sie allein sind es unter allen Völkern, welche Europäer besucht haben, die Abscheu gegen berauschende Getränke gezeigt, und bei denen der berauschende Branntewein nur äußerst wenige Anhänger gefunden hat; Wasser ist ihr einziges Getränk bis auf den heutigen Tag, aber ungeschwächte Kraft der kostbare Lohn ihrer Nüchternheit. Ihr Geist wird nicht von Krankheiten niedergebeugt, und bis ins höchste Alter erhalten sie den hellen Blick, den beschwerdenlosen Körper. Unabhängigkeit lieben sie über Alles, und selbst Diejenigen, welche längere Zeit in den Hauptstädten Europas gelebt haben, kehren mit Entzücken in ihre Wälder zurück. Ihr Character ist gutmüthig; Mäßigung, Sanftmuth, Milde sind ausgezeichnete Eigenschaften desselben. Die Liebe der Kinder zu ihren Eltern ist unüberwindlich. Gastfreundschaft, Dankbarkeit, Treue und Redlichkeit gehören zu den Cardinaltugenden

des Neuseeländers. Die beleidigte Freiheitsliebe desselben verwandelt sich jedoch bald in Kannibalismus. Nie verzeiht der Neuseeländer, denn er hält Rache für Recht, und indem er furchtbare Rache an seinem Feinde übt, ist er auf dasselbe Schicksal gefaßt, falls er in dessen Hände geräth. Unter allen Menschenfressern, die wir kennen, haben es die Neuseeländer in diesen Puncten zur gräßlichsten Virtuosität gebracht. Grausame Rache für erlittenes Unrecht scheint die Grundursache des Kannibalismus zu sein. Schon Tasman verlor in einem Gefechte mit ihnen mehre von seiner Mannschaft. Daß auch Wilde das Leben verloren, ist natürlich; dieses heischte Rache, und die Weißen, welche als Beleidiger in ihr Land gekommen waren, wurden auch als die natürlichen Feinde betrachtet und — gefressen. Kapitain Coffin wurde 1810 in der Armuthsbai auf seinem eigenen Schiffe erschlagen und mit ihm hatten 14 Mann seiner Besatzung dasselbe Schicksal. Man machte darauf 8 große Gruben von 1 Fuß Tiefe, überlegte sie mit Steinen, brannte sie aus, und nachdem die Gruben gehörig erhitzt, die Leichname ausgeweidet und gewaschen waren, wurden diese letztern hineingelegt, mit Laub überdeckt, die glühenden Steine herumgelegt, mit Wasser begossen und endlich das Ganze mit Erde verhüllt. Die Weiber flochten nun Körbe und bereiteten das Mahl. Den folgenden Tag waren sie damit beschäftigt, die gar gebratenen Leichname aus den Gruben zu nehmen, in die Körbe zu legen, mit den Kartoffeln, die mit gebraten waren, zierlich zu umlegen und den Kannibalen aufzutischen. Rutherford sagt: „Ich sah einige Kinder, die von den Knochen unserer Kameraden, bevor sie noch von dem Heerde genommen wurden, das Fleisch mit den Zähnen abnagten. Bald darauf versammelten sich die Häuptlinge, und nachdem sie sich auf den Boden niedergelassen hatten, wurden die Körbe vor sie hingestellt, die sie mit Fleisch angefüllt unter ihre Stammgenossen vertheilten." Aber trotz der geistigen Verirrung, die den Neuseeländer zum Kannibalen stem-

pelt, ist er nichts weniger als entmenscht. Die häuslichen Sitten des Neuseeländers zeigen eine Innigkeit der schönsten Gefühle, welche der Gewalt seiner wüthenden Leidenschaften gleichkommt. Die Verwandtenliebe ist tief in sein Inneres gepflanzt. Die Ehrfurcht gegen seine Eltern ist unauslöschlich, und wie den Schweizer oder Irländer, ergreift ihn in der Ferne die Sehnsucht nach der Heimath. Seine Berge und Wälder sind ihm die schönsten auf Erden, und nirgends scheint ihm die Sonne lieblicher, als in seinem Vaterlande. Der Mann ist der Vertheidiger seiner Familie und seines Stammes. Er ficht die Fehden desselben aus und zeigt dabei eine bewunderungswürdige Characterstärke. Der gefangene oder getödtete Feind ist der Triumph des Siegers, aber der auf Treue und Glauben sich vertrauende Gastfreund oder Fremdling wird vom Stamm als ein Mitglied desselben vertheidigt und kann nirgends in der Welt sicherer leben, als hier. Rechtlichkeit ist eine angeborne Tugend des Neuseeländers; unter einander bestehlen sie sich nie, und der Dieb wird bei ihnen ohne Erbarmen gekreuzigt; eine Todesstrafe, deren Wiederfinden in diesen Gegenden billig in Erstaunen setzt, und der Verbreitung des Christenthums gewiß ein nicht geringes Hinderniß entgegenstellt. Das Alter genießt eine Ehre, wie solche selbst in Sparta nicht größer sein konnte. Ueberhaupt sind die Bande der Familien nirgends auf Erden geachteter als hier. Das Weib ist dem Manne treu und zwar unverbrüchlich. Der Ehebruch gilt für ein verabscheuungswürdiges Verbrechen. Wird der Mann im Ehebruch mit einem fremden Weibe ertappt, so wird er hingerichtet, weil er in diesem Falle als der verführende Theil gilt. Wird das Weib in einem fremden Hause im Ehebruche ertappt, so trifft sie als Verführerin dieselbe Strafe. Die Kleidung der Neuseeländer, sowol der Männer als Weiber, besteht aus zwei Theilen: einer Matte aus neuseeländischem Flachse, und einem 4 bis 5 Fuß langen Mantel aus eben dem Zeuge und mit Hundefellen verbrämt, der sich ziemlich gut ausnimmt.

Das Haar tragen sie zurückgekämmt, in einen Zopf gebunden und mit langen weißen Federn geziert. Sie salben sich mit Thran, worauf Oker gestreut wird, was ihnen freilich ein unreines, übelriechendes Ansehen giebt. Auch sind sie sehr von Ungeziefer geplagt, das aber beim Absuchen von den Weibern verzehrt wird. Das Tättowiren ist allgemeine Sitte. Die Operation ist ziemlich schmerzhaft und einige gefangene Europäer werden dem Volke durch Tättowirung einverleibt. Mit der Religion der Neuseeländer sind wir noch so gut wie gar nicht bekannt. Das Christenthum hat bis jetzt unter diesem Volke durchaus keine Wurzel gefaßt und trotz dem, was der Missionair Marsden auch sagt: „Die Macht des göttlichen Wortes hat unbestreitbar die Herzen einiger dieser Heiden dem Gehorsam gegen das Evangelium zugewendet," müssen wir gestehen, daß uns selbst der Ton dieser Worte außerordentlich wenig Hoffnung giebt, mittelst dieser Boten der göttlichen Wahrheit und ihrem Lichte hier einen Tempel erbaut zu sehen. Ein der größten Sorgfalt würdiger Gegenstand wäre für die Missionaire das Studium der Sagen, Gebräuche und der Geschichte dieser Völker, ihrer Religion, ihres Aberglaubens. Es möchte sich mancher wilder Stamm darunter finden, auf welchen das edle Reis des Christenthums gepfropft werden könnte. Bis jetzt ist nichts derlei geschehen. Wir wissen nur, daß ihre Religion rauh und roh ist, wie das Volk. Der Glaube an ein höchstes Wesen ist auch ihnen ins Herz gepflanzt und Priester und Priesterinnen, welche zugleich Zauberer, Wahrsager und Aerzte sind, machen den Dolmetscher zwischen dem Volke und dem ewigen Wesen. Die Seelenwanderung ist ihnen nicht fremd, und diesem Glauben liegt der Aberglaube sehr nahe, daß durch übernatürliche Kräfte ihre Priesterinnen die Gestalt der Menschen verwandeln und diese zu Hunden, Schweinen u. dgl. umtauschen könnten. Das höchste Wesen, welches sie verehren, heißt Atua. Wird ein Mensch krank, so hat ihn Atua berührt; er ist Tabu (heilig, unantastbar) und

Niemand berührt ihn. Ihre Priester heißen Tohunga und genießen eine große Achtung. Sie allein haben das Recht, das Tabu auszusprechen, welches die außerordentliche Kraft hat, Alles, was damit belegt ist, unberührbar zu machen. Polygamie scheint im Allgemeinen nicht bei ihnen eingeführt zu sein, nur die Häuptlinge haben den Vorzug, sich zu ihrer rechtmäßigen Gattin eine Anzahl Concubinen zuzulegen.

Die Bewohner der Tonga- oder Freundschaftsinseln.

Diese Inseln, 150 an der Zahl, sind alle klein, theils niedrig mit Korallengrund, theils gebirgig und vulkanischen Ursprungs; reizend durch ihr mildes Klima, ihre Fruchtbarkeit, durch ihren Reichthum an Producten und den höchst freundlichen Sinn ihrer Bewohner. Die Einwohner gehören zur malaiischen Rasse. Als Kleidung tragen sie, wie die übrigen Australier, 6 bis 7 Fuß lange Tücher, welche sie ziemlich malerisch um den Leib schlagen und mittelst eines Strickes in Falten so befestigen, daß sie im Fall der Noth einen Theil derselben über die Schulter ziehen können. Oberleib und Füße sind nackt, auch bemerkt man keinen Unterschied der Kleidung, weder nach Geschlechtern, noch Ständen. Könige und Oberhäupter tragen ein Diadem von bunten Federn. Das Tättowiren ist allgemein, und zwar bei den Männern sind alle Theile von 2 Zoll oberhalb der Kniee bis über den Nabel hinauf tättowirt. Der Character dieser Insulaner wird als außerordentlich sanft und gutmüthig geschildert. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Seefahrer sind sie das gutherzigste Volk auf Erden. In ihren Kriegen verleugnen sie jedoch den Wilden nicht, und so gutherzig sie sonst auch sind, so machen sie sich eben doch nicht viel daraus, den Feind zu vertilgen, vielleicht auch aufzufressen. Das häusliche Leben ist dagegen friedlich, sanft und edel. Sie achten fremde Sitten und fremde Götter, ehren ihre

Häuptlinge und verehren ihre Eltern. Besondere Achtung und Ehrfurcht genießt das Alter. Ihre Kinder erfreuen sich einer rührenden Sorgfalt. Wahrheitsliebe ist eine ausgezeichnete Eigenschaft an ihnen; Lügner und Verläumder verabscheuen sie im hohen Grade. Mord wird durch Rache gerechtfertigt, Diebstahl unter einander ist nicht üblich, an Fremden nicht entehrend. Vielweiberei ist allgemeine Sitte, das Gesetz der Keuschheit bindet weder den Mann, noch die Jungfrau, nur die Gattin. Ehen werden ohne besondere Ceremonien geschlossen. Der Mann kann seine Gattin mit einem Worte verabschieden, die Gattin sich aber nicht von dem Manne trennen. Ihre Religion ist einfacher Naturdienst. Sie glauben an gute und böse Wesen und ihr Aberglaube ist so ziemlich verwickelt. Ihre Götter, 1300 an der Zahl, wohnen auf einer entfernten Insel, und die Seelen der Matabuten und Muahs (der hohen Geistlichen und hohen Weltlichen) wohnen als Diener bei den Gottheiten. Diese erscheinen öfter in der Gestalt von Eidechsen, Delphinen und Wasserschlangen, um den Menschen nützlich zu sein. Manchmal fahren sie auch in einen Menschen, und theilen ihm dann die Gabe der Prophezeiung mit. Die Atuas (Götter) und seligen Geister wohnen auf einer Insel, welche viel größer ist, als alle anderen Inseln zusammengenommen, und dabei so reizend und schön, als sie nur irgend gedacht werden kann. Für einige Götter hat man Tempel erbaut, die sich jedoch von den übrigen Häusern nur durch Größe und sorgfältige Erhaltung unterscheiden. Unter die verehrten Götter gehört der Gott des Königs von Tonga, der mehre Tempel besitzt; der Gott der Edeln, des Windes, des Wetters, des Regens ꝛc.; mit einem Worte, es ist die ganze Mythologie der Griechen und Römer vorhanden, und sogar die Töchter der Menschen erhalten auch hier von den Göttern öftere Besuche. Die Opfer bestehen aus den Erzeugnissen des Bodens, aus Schweinen, aber leider auch aus Menschenopfern. Besonders wüthet dieser Aberglaube

unter den Kindern; vermuthlich wird auch hier mit dem Begriffe des Kindes der der Reinheit und Unschuld verbunden, und darum sind sie es, welche bei Krankheiten der Häuptlinge, bei Nationalunglücksfällen und anderen Gelegenheiten, wo man die Götter erzürnt glaubt, zu Opfern erwählt werden. Dieser unmenschliche Gebrauch findet sich in der Geschichte der Menschheit so weit, als diese selbst verbreitet ist. Daß durch Jungfrauen erzürnte Gottheiten gesühnt wurden, zeigt das griechische Alterthum in mehren Beispielen, als vor Troja u. dgl. Solche Opfer werden auf Tonga auf eine Art von Altar gebracht, und, wie auf den Sandwichsinseln, da kein Blut vergossen werden darf, erdrosselt. Dann tragen die vornehmsten Priester und Häuptlinge dieses Opfer in einer allgemeinen Procession vor die Häuser der Götter, und mit emporgehobenen Händen fleht ein Priester laut, daß die Götter das Leben des Häuptlings verlängern oder nach Umständen ihren Zorn von dem Volke abwenden möchten. Ist dies geschehen, so wird die Leiche des Kindes der Familie zur Beerdigung überlassen. Bei dem Tode eines Häuptlings ist es üblich, daß eine seiner Frauen sich ebenfalls den Tod geben muß. — Man findet hier auch noch jene berüchtigte asiatische Unterwürfigkeit. Wer dem Könige naht, wirft sich platt zur Erde und setzt den Fuß desselben auf seinen Nacken.

Die Bewohner der Gesellschafts- oder Societätsinseln.

Diese Inselgruppe, das Paradies der neuen Welt, nimmt einen Umfang von 40 □Meilen ein. Was das Auge bei dem Anblicke der einzelnen Inseln schaut, vermag der Geist kaum zu fassen. Alles Schöne, Große und Erhabene, was die Natur darbieten kann, findet sich hier vereinigt. Das Klima ist im Sommer heiß, im Winter aber sehr mild und angenehm. Ueber die Sitten und Gebräuche, wie sie vormals waren und zum

Theil noch jetzt bestehen, theilen wir Folgendes mit. Sie leben nicht in Vielweiberei, sondern haben in der Regel nur Eine Frau; bloß die Häuptlinge und Vornehmen halten sich Concubinen. Eines der ersten Bedürfnisse einer jungen Frau ist ein Haizahn; diesen muß sie haben, um bei vorkommenden Gelegenheiten sich damit das Haupt zerreißen zu können. Dies geschieht in der Regel, wenn den Gatten oder die Kinder ein Unfall trifft, und man hat Beispiele, daß ein Weib bei dem Verluste eines Kindes oder eines Gatten sich so zerfleischt hat, daß es in Fieber und Wahnsinn verfallen ist. Ihre Trauer um nahe Anverwandte bezeigen sie auch durch das Abschneiden der Haare, womit man oft zwei bis drei Jahre anhält. Sieht eine Frau ihrer nahen Entbindung entgegen, hüllt man sie in ein Dampfbad und ist die Entbindung erfolgt, stürzt sie sich aus ihrem Dampfbade sogleich in den nächsten Fluß, wäscht sich über und über, legt ihre Kleider wieder an und trägt das neugeborne Kind nach dem Morai (Tempel). Während der Zeit der Wochen, die bei einem Knaben 14, bei einem Mädchen 21 Tage dauert, darf die Mutter selbst keine Speise anrühren, sondern wird von einer Frau gefüttert. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis in das 6te Jahr nackend. Das Tättowiren geschieht mit dem 13ten oder 14ten Jahre. Männer und Weiber baden sich in Gesellschaft, doch sollen dabei nie Unsittlichkeiten vorfallen. Die Weiber betragen sich immer mit Anstand; nie entblößen sie Busen und Schultern anders, als in Gegenwart der Häuptlinge, wo es die Sitte als eine Art von Gruß befiehlt. Nie wird eine Frau von Bedeutung sich unschickliche Freiheiten erlauben, und so frei und ungebunden auch die Mädchen sind, so wird sich doch höchst selten eine verheirathete Frau einem andern als ihrem Manne oder dessen Tayo (Gastfreund) hingeben. Eine scheußliche Gesellschaft bestand bisher unter diesen Insulanern, die indeß wahrscheinlich durch die weitere Verbreitung des Christenthums sich auflösen wird, und in Tahiti

(Otaheiti, die größte dieser Inseln) selbst sich schon aufgelöset haben soll. Es ist dies der Orden der Arreoys, eine Verbindung, die zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts geschlossen war, um sich allen möglichen Ausschweifungen zu überlassen. Es war aber nicht die Hefe des Volks, es war der Adel, der sich dazu verbunden und sich vorgenommen hatte, nur im wollüstigsten Genusse sein Leben zu verbringen. Die Frauen und Mädchen wurden nach Gefallen gewechselt, und um nicht durch die Pflege der Kinder gebunden zu werden, war es ein Hauptgesetz dieser Verbindung, daß jede Mutter ihr Kind gleich nach der Geburt ersticken mußte. Allein dieser Kindermord war nicht allein bei den Arreoys hergebracht, sondern auch selbst bei Frauen von Oberhäuptern im Gebrauch, die sich gar kein Gewissen daraus machten, Kinder, die mit einem an Rang unter ihnen stehenden Manne erzeugt waren, auf eben die Art von der Erde zu schaffen; häufig erstickte man auch die Töchter, wenn deren zu viele in einer Familie geboren wurden. Bei dem größten Theile des Volks wurde jedoch der Kindermord höchst verabscheut. Die Weiber dürfen nie mit den Männern essen oder aus derselben Schale trinken. Vielerlei Arten von Nahrungsmitteln sind ihnen ganz verboten, und die erlaubten müssen sie selbst einsammeln und zubereiten. Berührt ein Mann ihre Speisen, so müssen sie dieselben wegwerfen. Bei keinem Morai darf eine Frauensperson sich blicken lassen. Das Alter wird nicht geehrt. Ein Greis, selbst wenn er von der höchsten Familie ist, gilt nichts; man widmet ihm nicht die mindeste Aufmerksamkeit, und alt und unbedeutend sind nach ihren Begriffen einerlei. Die Religion dieser Insulaner ist bunte Vielgötterei. Sie haben nicht allein obere Gottheiten, die allgemein verehrt werden, sondern auch jede Familie hat ihren Ti oder Schutzgeist, den sie in dem Morai aufstellen und verehren. Diese Götter führen den allgemeinen Namen Eatua, sie mögen zu den obern oder untern Göttern gehören. Ihre Götterlehre nimmt drei höchste Wesen an. Nur wo es das Leben

eines Oberhauptes, wo es die Abwendung einer allgemeinen Gefahr, wo es das Heiligste gilt, wenden sie sich mit ihrem Flehen an die obern Götter; in allen Hausangelegenheiten wenden sie sich an ihre Ti's. Sie glauben an eine Zukunft und behaupten, daß die Seele des Menschen nicht vernichtet werde, sondern in einem bessern Leben fortwirke; doch gebe es in jenem Leben mehre Grade von Verherrlichung, je nachdem dieser oder jener Mensch der Gottheit gefälliger hienieden gewandelt habe. Nach ihrer Meinung verschlingt nach ihrem Abscheiden der Eatuavogel ihre Seele, in dessen Körper sie gereinigt und würdig gemacht wird, vor dem Eatua zu erscheinen, der sie dann dem Befinden nach zu einem seligen Geiste erhebt. Eine Bestrafung nach dem Tode setzen sie nicht voraus. Ihr Teufel Ti erstreckt seine Macht nur über die Erde, und verursacht, indem er mit den Speisen sich in den Körper des Menschen schleicht, gefährliche Krankheiten und Raserei. Allein ihre Eatua's haben hinreichende Macht, um sie, wenn es ihnen Ernst ist, gegen den Dämon zu schützen. Sonne und Mond haben die Gestirne erzeugt; wenn sich beide Planeten verfinstern, so glaubt man, daß sie sich einander nähern, und in dem Grade der Verfinsterung künftige Begebenheiten verkünden. In einer Sternschnuppe erscheint ihnen der Eatua. Die Opfer und Gaben, die sie der Gottheit darbringen, sind höchst verschieden: Schweine, Hunde, Vögel, Vegetabilien, Alles ist Eatua angenehm; bei jedem Feste erhält er zuvor seinen Antheil, ehe sie es wagen, das Geringste anzurühren. Auch Menschenopfer rauchen zu Ehren der Gottheit, aber nicht anders, als wenn der Hohepriester sie verlangt, oder wenn das Herkommen, wie bei der Einsetzung eines Königs, dergleichen Opfer erforderlich macht. Man nimmt zu solchem Opfer gewöhnlich einen Menschen, der sich der Gotteslästerung oder eines andern schweren Verbrechens schuldig gemacht hat. Man überrascht ihn im Schlafe und schafft ihn gewöhnlich, mit einem geschickt angebrachten Steinschlage

in das Genick, aus dem Leben. Das Schlachtopfer wird an einen langen Pfahl gebunden, in einen Korb mit Kokosblättern gesteckt und in einem heiligen Kahne nach dem Morai gebracht, wo ein Auge ausgerissen und mit gewissen Ceremonien dem Könige dargereicht wird. So waren die Sitten und Gebräuche, so der religiöse Cultus dieser Insulaner beschaffen, ehe die Britten ihnen 1796 unter Wilson die ersten Missionaire zuführten. Seitdem hat sich Vieles geändert. Im Jahre 1815 nahm der König Pomarre mit dem größten Theile seiner Verwandten das Christenthum an, und ließ sich als Bekenner der anglikanischen Kirche taufen; seinem Beispiele folgten viele Tahitier. Dies gab zu einem blutigen Kriege die Veranlassung; die Neubekehrten wurden von den Altgläubigen geschlagen, von der Insel gejagt und genöthigt, mit den Missionairen nach der Insel Eimee zu entfliehen. Doch sammelte daselbst der verjagte König neue Kräfte, griff Tahiti an und unterwarf die ganze Insel seiner Herrschaft. Er rief die Missionaire zurück, bauete eine große Kirche, und hielt bei einer allgemeinen Zusammenkunft folgende Rede an das Volk: „Männer von Tahiti! Wäre ich noch bei der Religion unserer Väter, so müßte ich euch Alle tödten oder von der Insel verjagen; aber die Christusreligion, die ich angenommen und von der ich nie lassen werde, lehrt mich, meine Feinde lieben und ihnen verzeihen. Darum liebe ich, darum verzeihe ich euch!“ Diese kurze Rede machte einen solchen Eindruck auf einen großen Theil des Volks, daß er sich sogleich zu dieser versöhnenden Religion bekannte und seine alten Gebräuche aufgab. Seitdem ist Ruhe, Friede und Einigkeit auf dieser Insel. Missionsberichten zufolge haben sich die meisten Einwohner von Tahiti, von Eimee und sechs andern Eilanden zum Christenthum bekannt; indeß beharren noch viele Halsstarrige, besonders die Priester und die Alten, bei ihrem väterlichen Glauben. — Was die Verfassung betrifft, so herrscht der König mit großer Willkühr, indem er zugleich die höchste weltliche mit der

höchsten geistlichen Würde zu verbinden gewußt hat und den Hohenpriester macht. Seine Befehle werden ohne Widerspruch vollzogen, er ist Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen. Eine der Auszeichnungen des Königs besteht darin, daß er sich von seinen Unterthanen auf den Schultern umhertragen lassen kann, welches Vorrecht auch die Königin und seine Brüder theilen; doch soll die Königin außerdem noch den Vorzug haben, das Ungeziefer von den Köpfen ihrer Träger ablesen und verzehren zu dürfen, welches nicht einmal der König ausübt. Wo sich ein Unterthan dem Könige nähert, da muß er sich jedesmal bis auf die Brust entblößen, und davon ist Niemand ausgeschlossen. — Die Einführung der christlichen Religion, die Einführung der Schrift, wird indeß bald die ganze Verfassung der Inseln, wie sie bisher bestand, auflösen. Schon hat sich der Nachfolger Pomarre's unter dem Schutze der Britten für einen unabhängigen Fürsten erklärt und Einrichtungen getroffen, die sich immer mehr den europäischen nähern. Sein Wappen ist ein weißer Stern in Roth.

Die Bewohner der Mandanasinseln.

Der Entdecker dieses Archipels war der Spanier Mandana de Neyra. Die Flora dieser Inseln ist nicht so mannichfaltig, als die der Gesellschaftsinseln, doch sind die vornehmsten dortigen Nahrungspflanzen auch hier zu Hause; so die Brotfrucht, die größer und schmackhafter sein soll, als auf irgend einer andern Australinsel, die Kokospalme, der Pisang u. s. w. Die Eingebornen gehören zu der Malaienrasse des Australoceans; v. Krusenstern hält sie für die schönsten unter allen Malaienstämmen und sieht es außerdem für einen Vorzug derselben an, daß die körperliche Schönheit nicht bloß auf die edleren Classen eingeschränkt sei, sondern sich über alle Stände verbreite; der Sohn des Niedrigsten im Volke gehe, mit eben den körperlichen und geistigen

Vorzügen ausgestattet, aus dem Schooße der Mutter hervor, wie der Sohn des stolzesten Häuptlings. Die Männer gehen beinahe ganz nackend, indem sie außer einem schmalen Gürtel, von Maulbeerrinde gemacht, den sie um die Lenden wickeln, ihren Körper gar nicht bedecken, und Viele werfen auch diesen Gürtel weg. Den Kopf ziert ein Aufsatz von schwarzen Vogelfedern, eine Binde mit Perlmutter oder ein Reif von weichem Holze, mit einer Reihe von Schnüren behängt. Die Ohren werden durch einen Schweinszahn aufgerissen und darin mit Sand ausgefüllte Muscheln gehängt. Der ganze Körper ist tättowirt. Beim weiblichen Geschlechte, welches sich übrigens eben so kleidet, wie das männliche, sind gewöhnlich bloß Arme, Hände, Ohrläppchen und Lippen tättowirt. Den Character dieser Insulaner zeichnen die Seefahrer und Beobachter sehr verschieden; im Allgemeinen scheint es indeß, daß sie alle Tugenden und Fehler derjenigen Völker besitzen, die sich noch nicht weit über den Naturzustand erhoben haben, und daß Manches, was wir verabscheuen, bei ihnen Herkunft und Sitte heiligen. Daß sie Menschenfresser sind, ist nicht abzuleugnen; sie sollen nicht nur alle Kriegsgefangene verzehren, die in ihre Hände fallen, und alle Feinde, die sie im Gefechte erlegen, sondern ihnen auch Löcher in den Hirnschädel schlagen, um ihr Blut zu trinken. Wenn der Hunger sie zwingt, sollen sie sogar Weiber und Kinder verzehren, ja, die Weiber nach Menschenfleisch eben so lüstern sein, wie der Mann, der Krieger, es ist. — Sie leben in Monogamie; jeder Mann hat nur ein Weib; indeß berichtet doch Wilson, daß er Häuptlinge gefunden habe, die mehre Weiber in ihrem Harem hatten. Ausschweifungen in der Liebe sind sehr gemein; nach Langsdorf ist der Ehebruch weder verboten, noch wird er bestraft. Von ihren übrigen Sitten und Gebräuchen ist uns nur wenig bekannt. Eine Beschneidung ist bei ihnen nicht eingeführt. Die Leichen der Vornehmen scheinen sie zu begraben, die der Aermeren aber den Wellen des Meeres zu übergeben. — Von ihrer Religion haben wir gar keine

Kenntniß. Daß sie aber an ein höchstes Wesen, einen Eatua, glauben, ist gewiß. Sie haben Priester, die für heilig geachtet werden und unverletzlich sind. Die Priester haben das Recht, das Tabu auszusprechen, das hier gleich heilig macht; sie besorgen die Begräbnißfeierlichkeiten, die meistens in Schmausereien bestehen; aber ihren eigentlichen Gottesdienst zu beobachten, fehlte es den Seefahrern an Gelegenheit. Sie sahen bloß ein Gebäude unweit einer Ortschaft, worin sie grob geschnitzte Bilder gewahr wurden, und Bühnen oder Altäre, worauf Opfer gelegt waren, die wegzunehmen sie den Spaniern nicht erlaubten, weil der Ort Tabu sei. Glaube an Zauberei und Hexerei ist überall verbreitet; die Priester hält man für Zauberer. Die Inseln stehen nicht unter einem einzigen Monarchen, sondern unter Häuptlingen. Diese führen zwar den Namen König, haben aber nur eine sehr unbedeutende Macht und wenig zu befehlen; ihr Ansehen hängt bloß von ihrem Reichthum ab, und ihre Vasallen gehorchen ihnen nur nach Gutbefinden. Mit der Gerechtigkeitspflege haben die Häuptlinge nichts zu schaffen; auch können sie nicht strafen, weil die Selbstrache alle Strafe entbehrlich macht. Den Mord rächen die Verwandten des Erschlagenen. Eine besondere Hofbedienung umgiebt stets die Person des Häuptlings; dies ist der Feuermacher, der gewissermaßen die Stelle des Kammerdieners vertritt, und, wenn der Häuptling sich auf einige Tage von seinem gewöhnlichen Wohnorte entfernt, die Obliegenheit hat, die Gattin des Häuptlings zu bewachen und bei ihr des Mannes Stelle einzunehmen.

Amerika.

Amerika, dessen Festland eine ungeheure, aus zwei großen, durch eine Landenge verbundenen Halbinseln be-

stehende Ländermasse ist, nimmt mit seinen Inseln in einem Flächenraum von 750,000 □ Meilen die westliche Halbkugel der Erde ein. Sein erster Entdecker war der große Genueser Christoph Columbus (1492), der das Schicksal aller über ihr Jahrhundert erhabenen Menschen hatte, daß seine Zeitgenossen ihn nicht verstanden, und seine Verdienste mit Undank belohnten. Columbus hatte den kühnen Seefahrern mit seiner Entdeckung eine neue Welt aufgeschlossen, und einen Grund gelegt, auf welchem sie fortbauen konnten, und glücklich fortbaueten, indem sie immer schönere und neue Landstriche entdeckten. Wir gedenken, um nicht weitläuftig zu werden, nur der Namen eines Balboa, dem es glückte, vom südlichen Continente Amerika's die bestimmteste Kunde zu bringen; eines Cortez, der nach einer Reihe romantischer Heldenthaten das herrliche, an allen Schätzen der Natur überreiche Mexico eroberte; eines Magellan, der die südliche Spitze Amerika's umschiffte. Die Schätze der neuentdeckten Länder weckten die speculative Thätigkeit aller seefahrenden Staaten. Die Fürsten betrachteten jedes Gebiet, das der Fuß goldgieriger Abenteurer betrat, als ihr rechtmäßiges Eigenthum, und wenn die Eingebornen jener gesegneten Länder dieses sonderbare Eigenthumsrecht nicht begreifen konnten oder wollten, so wußten Gewalt und empörende Grausamkeit ihnen den Glauben daran beizubringen. In mehr als einer Rücksicht war Amerika für seine Entdecker eine ganz neue Welt, und es verdient diesen Namen, den es mit Australien gemein hat, nicht darum allein, weil es erst in neueren Zeiten von den Europäern entdeckt worden ist, nicht darum allein, weil es später, als die Theile der östlichen Halbkugel, vom Meere entblößt und von Menschen bevölkert worden zu sein scheint, sondern vornehmlich auch darum, weil es in Ansehung seines Klima's und seiner Producte sich von jenen beträchtlich unterscheidet. Hier ist ein viel kälteres Klima, als in der alten Welt unter gleicher geographischer Breite; hier wehen nicht die glühenden, Vegetation

und Leben erstickenden Winde, was theils den ungeheuern Flachländern im Norden, welche den kalten Winden freien Durchzug gestatten, theils der Einwirkung des kälteren Meeres der südlichen Halbkugel bei der geringen Breite des Festlandes, theils der Menge fließender, von kalten Gebirgen herabkommender Gewässer und überhaupt dem Ueberfluß von Feuchtigkeit (denn reich und mächtig sind nicht nur Amerika's Ströme, sondern in manchen Gegenden stürzen sich auch 10 Monate lang ungeheure Regengüsse herab) zuzuschreiben ist. Die mäßigere Wärme und größere Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens erzeugt übrigens hier eine weit üppigere Vegetation, als in den meisten Gegenden der alten Welt gefunden wird. Größer und erhabener, als auf der östlichen Hemisphäre, ziehen sich über Amerika die Gebirge mit ihren unermeßlichen Schätzen hin, deren Hauptmassen Urgebirge und zum Theil vulkanischer Natur sind. Die gegenwärtigen Bewohner Amerika's, deren Gesammtzahl auf 45 Millionen geschätzt wird, sind theils Ureinwohner, theils Abkömmlinge aus Europa, und theils Neger, die als Sklaven aus Afrika hinüber gebracht worden sind. Folgende Zahlenverhältnisse werden der Wahrheit nahe kommen.

Eingeborne Amerika's, oder sogenannte Indianer	10,000,000,
Abkömmlinge von Weißen, Schwarzen und Indianern	9,000,000,
Schwarze aus Afrika	8,500,000,
Weiße oder unvermischte Abkömmlinge von Europäern	17,500,000.

Die Ureinwohner bilden, mit Ausnahme der Eskimo's, welche Abkömmlinge mongolischer Vorfahren sind, eine eigene Menschenrasse, die amerikanische genannt. Der Ureinwohner, Indianer genannt, zeichnet sich durch schöne Muskelbildung, mit schlichtem schwarzen Haar, hervorragenden Backenknochen, gebogener Nase und breitem, aber nicht flachem Gesichte aus. Ihre Hautfarbe geht von dem Kupferfarbigen in das Zimmetbraune, von dem

Ziegelrothen in das Rostgelbe über. Sehr wahrscheinlich ist es, daß in den ältesten Zeiten, durch Einwanderung von Asien her, die Bevölkerung Amerika's entstanden ist, und ursprünglich der mongolischen Rasse angehört habe. Die Neger, aus der Beschreibung der afrikanischen Völker uns schon bekannt, sind durch die Versetzung aus ihrem Vaterlande auf die westlichen Inseln und dann auf das feste Land ebenfalls hier einheimisch geworden. Aus der Mischung der Europäer mit diesen beiden Menschenrassen entstehen mehre Verschiedenheiten, zu deren Bezeichnung man verschiedene Benennungen hat. Die Nachkommen der ersten europäischen Einwanderer heißen Kreolen. Die von Europäern und Negerinnen Erzeugten nennt man Mulatten. Nachkommen von Indianern und Weißen heißen Mestizen. Kinder von schwarzen Vätern und weißen Müttern heißen Zambo's. Abkömmlinge von Negern und Indianern werden Tschino's genannt. Aus der Vermischung eines Weißen und einer Mulattin entsteht ein sogenannter Quarteron, und der Sohn einer Quarterone von einem Weißen heißt Quinteron. Die Zahl dieser Mischlinge beträgt ungefähr den sechsten Theil der gesammten Bewohner Amerika's. Unter den Religionen ist jetzt die christliche in Amerika, namentlich in den von Europäern gegründeten Reichen, die herrschende; man findet Christen von allen Confessionen, deren über zwei Drittel Katholiken sind. Auch einige Tausend Juden werden, namentlich in Nordamerika und Westindien, angetroffen. Die Indianer sind meist Fetischanbeter, zum Theil mit Priestern, die zugleich Propheten und Aerzte sind. Bei den meisten indianischen Stämmen hat man dunkle Begriffe von einem großen Geiste, der die Welt beherrscht und regiert, von Unsterblichkeit der Seele und Leben nach dem Tode angetroffen. Sehr verschieden ist die Lebensweise und Kultur der Amerikaner. Die Indianer sind größtentheils Wilde, deren Beschäftigungen sich auf Jagd und Fischerei beschränken. Doch sind mehre indische Stämme nicht ohne Kunst-

sinn, und treiben da, wo das Christenthum Wurzel unter ihnen gefaßt hat, auch Ackerbau und Viehzucht. Zu der Bildung der rohen Ureinwohner von Amerika haben unstreitig die Europäer das Ihrige beigetragen, aber durch neue Krankheiten, die sie unter ihnen verbreiteten, durch geistige Getränke und Laster, mit denen sie dieselben bekannt machten, leider! auch viel zu ihrer physischen und moralischen Entwürdigung. Durch europäische Gewinnsucht und Grausamkeit wurde manches harmlose, friedliche Völkchen ausgerottet. In den von Europäern bewohnten Ländern sind Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Manufacturindustrie und Handel am blühendsten, namentlich sind die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten am weitesten darin vorgeschritten.

Die republikanische Regierungsform ist die in Amerika am häufigsten vorkommende. Brasilien ist die einzige Monarchie, und in den Wildnissen des Innern leben auch freie Indierstämme unter ihren Häuptlingen. Die Natur hat Amerika in zwei große Hälften getheilt, welche durch die Landenge von Panama oder Darien mit einander verbunden sind, und zwischen denen eine Menge Inseln sich befinden, die man unter dem Namen Westindien begreift. Daraus entsteht die Eintheilung in Nordamerika, Südamerika und Westindien, welche wir bei der Beschreibung der einzelnen Völker Amerika's zum Grunde legen.

Die Völker Nordamerika's.

Nordamerika wird wegen seiner Ausdehnung vom hohen Norden bis in den heißen Erdgürtel herab füglich in den nördlichen und südlichen Theil abgetheilt. Wie weit die über den nördlichen Polarkreis hinausliegenden Länder sich nach dem Nordpole und nach Westen hin er-

strecken, ist noch unbekannt. Im äußersten Norden, wo die Kälte oft zu einem solchen Grade steigt, daß weder das vegetabilische, noch das animalische Leben gedeihen kann, fehlt der Mensch, als bleibender Bewohner, ganz, und nur in der milderen Jahreszeit kommen Menschen um der Jagd und Fischerei willen dahin.

Die Bewohner Grönlands.

Im Winter steigt die Sonne hier wenig oder gar nicht über den Horizont; doch tragen zur Erleichterung des Winters die Nordlichter viel bei, welche die sonst ewige Nacht in hellen Tag verwandeln, so daß die Einwohner ihren Geschäften nachgehen können. Die Sommer sind kurz, aber oft, besonders in den Thälern, sehr heiß. Das Klima ist übrigens gesund, und die Leute können hier sehr alt werden. Im Winter zeigt sich häufig die sogenannte Schneeblindheit, eine Augenentzündung, die durch das vom Schnee zurückgeworfene Licht erzeugt wird, gegen die man sich durch eine Art hölzerner Brillen, die statt der Oeffnungen nur dünne Spalten haben, zu schützen weiß. Die Bewohner Grönlands sind theils dänische Colonisten, theils Ureinwohner. Letztere gehören zu dem Volksstamm der

Eskimo's,

welche fast alle im höhern Norden mit Grönland zusammenhängende Länder bewohnen. Sie sind 4 bis 5 Fuß hoch, haben kleine Hände und Füße, einen großen Kopf, eine schmutzigrothe Farbe, dicke Lippen, kleine schwarze Augen und vertragen, ihres Fleisches und ihrer Fettigkeit wegen, viel Kälte. Ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel sind, außer Beeren und Kräutern, Fische, Seevögel, Rennthiere, Seehunde, deren Fleisch sie theils roh, theils gekocht und gebraten, theils gedörrt und geräuchert essen. Kopf und Schenkel des Seehundes werden bis zum Verfaulen aufbewahrt und als große Leckerbissen genossen.

Kleine getrocknete Häringe dienen statt des täglichen Brotes. Sie trinken nicht Thran, wie man früher geglaubt, sondern Wasser, von welchem sie in einem festgenähten Seehundsfelle hinlängliche Vorräthe in ihre Hütten tragen. Ihre Kleidung, von den Weibern verfertigt, ist dem Klima sehr zweckmäßig angepaßt. Zunächst auf dem Leibe tragen beide Geschlechter einen Pelz von Rennthier- oder Seevogelhaut, mit einwärts gekehrten Haaren oder Federn, über welches sie ein hemdeartiges Oberkleid von Robbenfell, die Haare auswärts gekehrt, ziehen. Bei den Frauen ist dasselbe oben so geräumig, daß ein Kind darin Platz hat, und wiewohl völlig nackt, hier doch warm genug sitzt. An dem Oberkleide beider Geschlechter ist eine mit Fuchsfell verbrämte Kappe befindlich, welche sie nach Belieben über den Kopf ziehen und zurückschlagen können. Der Stoff ihrer Beinkleider und Stiefeln, welche letztere mit Fischbein ausgesteift und oft so weit sind, daß ein Kind darin Platz hat, sind Robbenfelle, und die Sohlen bestehen aus Wallroßhaut. Das Bemalen ihrer Haut wird dadurch bewirkt, daß sie durch die Oberhaut einen mit Lampenruß und Thran getränkten Faden ziehen, welcher eine bleibende Olivenfarbe zurückläßt. Sie wohnen im Sommer in Zelten von Seehundsfellen, im Winter in steinernen, tief in der Erde stehenden Hütten. Die Beschäftigungen der Eskimo's sind vorzüglich Robbenschlag, Jagd und Fischerei. Zum Behufe des Wallfischfanges verbinden sie sich mit den Dänen, von welchen sie ihren bestimmten Antheil erhalten. Das Fleisch des Wallfisches wird von ihnen gerne gegessen und der Thran zur Zubereitung der Speisen, wie auch statt des Oels in den Lampen gebraucht. Der Speck wird eingepökelt und gekocht, und das Bauchfell, welches durchsichtig ist, statt des Glases in den Fenstern ihrer Hütten gebraucht. Von Character sind die Eskimo's munter, gutmüthig, offenherzig, und zeigen große Familien- und Vaterlandsliebe. Sie haben selten mehr als Eine Frau, die sehr geachtet wird, aber

die beschwerlichsten Arbeiten verrichten muß. Die Jünglinge heirathen selten vor dem 24sten Jahre, die Mädchen aber nicht selten schon mit dem 16ten. Wenn alte Weiber keine Kinder haben, welche sich ihrer annehmen, und Andern zur Last fallen, so zwingt man sie, daß sie sich ins Meer stürzen, oder begräbt sie bei lebendigem Leibe. Stirbt eine Mutter, welche ein kleines säugendes Kind hat, das noch keine derben Speisen genießen kann, so wird es entweder mit der Mutter oder kurz nach derselben lebendig begraben. Dasselbe geschieht auch mit kranken Wittwen, deren Verwandten es schwer fällt, sie zu ernähren. Alte Männer, welche nicht mehr arbeiten können, setzt man auf eine Insel aus und läßt sie verhungern. Ist ein verheiratheter Mann gestorben, so nehmen die, welche zum Trösten kommen, nach und nach alle seine Habe mit, und wenn die Hinterlassenen nicht Stärke genug haben, dies zu verhindern, so geräth eine Wittwe leicht in Gefahr, mit ihren kleinen Kindern zu verhungern. Von den Eskimo's, welche Grönland bewohnen, ist ungefähr der dritte Theil zum Christenthum bekehrt. Die nicht zum Christenthum bekehrten Eskimo's glauben an ein zukünftiges Leben, das ewig und besser als das jetzige sei. Dem guten Geiste, Turagansuck, bezeigt man keine Verehrung, nur Wenige opfern ihm ein Stück Seehundsspeck, oder ein kleines Stück Fleisch von dem ersten Rennthiere, welches sie geschossen. Vom bösen Geiste glauben sie, daß er sehr mächtig sei, und andere Geister (mit welchen ihre Zauberer in Verbindung stehen) unter sich habe. Nur ein Angelok (Zauberer) kann die großen Geister sehen. Die geringeren Geister, die man in allen Elementen treffen kann, können auch andere Menschenkinder sehen. Wenn die Sonne nach langer Winternacht wieder erscheint, wird sie mit Tänzen und Jubegelsängen begrüßt. Wenn Jemand dem Tode nahe ist, zieht man ihm seine beste Kleidung an und legt ihm die Beine kreuzweis unter die Schenkel. Damit es dem Todten in der andern Welt nicht fehle, legt man den Kaigack

und die Wurfspieße des Verstorbenen auf das Grab eines Mannes, und das Nähzeug auf das Grab einer Frau. Den Sarg bildet ein viereckiger Kasten, in den man Leckerbissen legt. Ist man vom Grabe heimgekehrt, hält der nächste Verwandte eine Trauer- und Lobrede auf den Verstorbenen. Die Weiber haben die Verpflichtung, noch einige Wochen nach der Beerdigung zu bestimmten Stunden täglich zu weinen und zu jammern.

Die Bewohner von Labrador.

Dieses Land wird auch Neubrittannien genannt, und bildet mit der Insel Neufundland und einigen anderen kleinen Inseln ein eigenes Gouvernement Brittanniens. Die Einwhner sind theils Eskimo's, theils Indier, theils europäische Colonisten. Die Indier leben im Innern, vorzüglich nach der Seite von Canada und Neuwales hin, und werden auch Eskopiks genannt. Die verschiedenen Stämme dieses Volks leben nicht nur unter sich in beständiger Fehde, sondern sind auch die geschwornen Feinde der Eskimo's. Sie bringen die alten, unvermögenden Leute ihres Volkes um, weil sie Niemanden unter sich dulden zu dürfen glauben, der nicht mehr seinen Unterhalt erwerben kann. Seinen hochbetagten Vater todtzuschlagen hält der Sohn für den größten Liebesdienst, den er ihm erzeigt. Die Beschäftigungen der Indier sind ebenfalls Jagd und Fischerei, deren Ertrag sie, wie die Eskimo's, gegen Schießgewehre, Branntwein, Tabak und Flitterstaat an die dort eintreffenden Kaufleute austauschen. Die Herrnhuter und mährischen Brüder haben hier Niederlassungen gebildet.

Bewohner Neufundlands.

Die Bewohner dieser Insel sind theils Europäer, namentlich Engländer und Franzosen, theils Eskimo's. Ureinwohner, Rothindier genannt, hat man in neueren

Zeiten nicht mehr gefunden, ob man sich gleich viel Mühe darum gegeben hat. Wohl aber hat man Trümmer von Sommer- und Winterdörfern gefunden, die von denen der andern amerikanischen Indier sehr verschieden, ganz verfallen und schon seit mehren Jahren verlassen waren. Auch hat man Ueberbleibsel eines Dampfbades und eines hölzernen Gerüstes zum Aufbewahren der Todten entdeckt, in welchem zwei ganz in Hirschfelle eingewickelte Leichen lagen. Die Rothindier, welche Cabot im Jahre 1497 hier fand, waren in Hirschfelle gekleidet, und hatten sich den ganzen Leib mit rothem Oker bemalt, wovon sie den Namen erhielten. Sie sollen von einem höchsten Wesen und einem Leben nach dem Tode einige, wiewol sehr unvollkommene und sinnliche Vorstellungen gehabt, und geglaubt haben, daß die Menschen aus einer gewissen Anzahl in den Boden gesteckter Pfeile entstanden seien. Je mehr die Küsten der Insel von Europäern besucht und colonisirt wurden, desto tiefer zogen sie sich in die Wildnisse des Innern zurück und sind nun wahrscheinlich ganz ausgestorben oder ausgerottet. Die Hauptbeschäftigung der europäischen Colonisten ist Robbenschlag und Stockfischfang. Die Stockfische oder Kabeljaus hat man hier in unsäglicher Menge. Je nachdem der Kabeljau zubereitet wird, führt er verschiedene Namen: Stockfisch, Laberdan und Klippfisch. Wesentliche Dienste leistet den Neufundländern bei ihren Beschäftigungen der hier einheimische Hund, welcher sich von dem europäischen durch eine Art Schwimmhaut, die er zwischen den Zehen hat, wie auch dadurch unterscheidet, daß er nur dann bellt, wenn er heftig gereizt wird. Er ist nicht nur wachsam und treu, sondern auch scharfsinnig und gelehrig. Er wird zur Rettung der ins Wasser gefallenen Menschen abgerichtet und zum Herbeischaffen des Holzes aus Wäldern gebraucht, indem man das Holzbündel entweder mit einem Stricke ihm an den Leib bindet, oder auf Schlitten legt, vor welche er gespannt wird. Die Religion der Neufundländer ist, wie in anderen Colonialbesitzungen der

Britten, gemischt. Protestanten und Katholiken vereinigen sich mit einander zur gemeinschaftlichen Feier ihrer Feste, unter denen die größten der St. Patrikstag, den Wenige feiern, ohne sich einen tüchtigen Rausch zu trinken, und das Fest des Weihnachtsblockes, welches durch Verbrennung eines ungeheuern Holzblockes gefeiert wird. Noch wird bei den Neufundländern der sogenannte Brautkuß, ein alteuropäischer Gebrauch, gefunden, welchen die beiderseitigen Verwandten der Braut geben, um dabei zu prüfen, ob der Athem vielleicht von dem am Weibe so sehr verabscheuten Laster der Trunkenheit zeuge. Die häuslichen Arbeiten werden von den Weibern verrichtet, welche ebenso abgehärtet sind, wie die Männer, und daher auch nicht selten an männlichen Beschäftigungen Theil nehmen. Die Begräbnißfeierlichkeiten der Neufundländer haben mit denen der Europäer viele Aehnlichkeit und geschehen mit einigem Aufwande. Ziemlich allgemein ist der Gebrauch, den Todten bis zum Begräbnißtage zu bewachen.

Bewohner von Canada.

Dieses Land liegt unter gleichem Himmelsstrich mit Frankreich, hat aber, wegen der großen Waldungen, vielen Gewässer und unbebauten Ländereien, ungleich strengere Winter. Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten, nicht nur dieses Landes, sondern des ganzen Erdbodens überhaupt, ist der berühmte Niagarafall. Er hat die Form eines unregelmäßigen Halbkreises von 3/4 Meilen im Umfange. Das entsetzliche, donnerähnliche Getöse der 137 Fuß hoch herabstürzenden Wassermassen wollen Reisende, bei ruhigem Wetter, in einer Entfernung von 10 bis 12 englischen Meilen gehört haben. Durch den Sturz, der das Wasser mit ungeheurer Heftigkeit 40 Fuß wieder in die Höhe treibt, bildet sich eine Sprühwolke, die bei heiterem Himmel mehre Meilen weit gesehen wird und bei Sonnenschein die schönsten Regenbogenfarben zeigt. Eine halbe Meile oberhalb des Falles wird der Zug des

Wassers schon so heftig, daß er Alles mit sich fortreißt, und die unvorsichtigen Thiere, die sich anfangs ganz sorglos, ja selbst mit Wohlgefallen dem immer stärker werdenden Zuge überlassen, werden unaufhaltsam in den Abgrund geschleudert und zerschmettert. Die Volksmenge besteht theils aus Ureinwohnern, theils aus angesiedelten Ausländern. Die Ureinwohner oder Indianer, welche von den neuen Ansiedlern immer tiefer in die Wildnisse zurückgedrängt werden, gehören zu verschiedenen Stämmen, namentlich zu denen der Allgonkinen, Irokesen und Huronen, und weichen im Ganzen genommen nur durch die Sprache von einander ab. Sie wohnen in schlechten Hütten, welche größtentheils aus Pfählen bestehen, die mit Baumrinde überlegt und mit Thierfellen überhängt werden, und daher sich leicht von einem Orte zum andern schaffen lassen. Sie genießen in ihren Wildnissen eine vollkommene Unabhängigkeit und gehorchen bloß den Befehlen ihrer Familien- und Stammhäupter. Die Kinder, welche weiß geboren werden, und nur erst durch Einreibung mit Fett und Pflanzensäften uud durch Unreinlichkeit eine dunklere Hautfarbe annehmen, werden sogleich nach ihrer Geburt in kaltes Wasser getaucht, in eine Thierhaut oder in ein Tuch gewickelt und auf ein mit Moos gepolstertes Brett gebunden. So werden sie von den Müttern herumgetragen oder an einen Baum gehängt und, wie bei uns die Kinder in den Wiegen, hin und her geschwungen. Die Gastfreundschaft ist eine Haupttugend der canadischen Wilden; sie theilen Alles mit dem, der es bedarf, bieten dem Gaste ihre Wohnungen und Lebensmittel an, und viele Europäer versichern, daß sie unter diesen Wilden glücklicher gelebt hätten, als in ihrem cultivirten Vaterlande. Auch in der Freundschaft sind sie treu, und der einmal geschlossene Bund wird bis an den Tod unverbrüchlich gehalten. Nur in der Rache sind sie unversöhnlich, sollten sie auch erst nach zehn Jahren das Vergeltungsrecht üben und viele Meilen weit deshalb reisen. Gleich den alten Deutschen, mit denen der cana-

dische Wilde überhaupt viel Aehnlichkeit hat, scheuen sie nichts mehr, als Knechtschaft und Dienstbarkeit. Sie halten sich für die erste Nation der Erde, und meinen, wenn sie nur wollten, könnten sie die ganze Welt erobern. Höchst sonderbare Gebräuche haben die canadischen Wilden bei ihren Hochzeiten, Ehescheidungen und Begräbnissen. Braut und Bräutigam, welche nicht selten schon im 8ten Jahre mit einander verlobt werden, geben einander mancherlei Geschenke, wobei mehre Gäste als Zeugen gegenwärtig sind. Ein Stock wird in so viele Stücke zerbrochen, als Zeugen da sind, deren jeder ein Stück mit sich nimmt. Trennen sich nachher die Eheleute, so erfolgt die Ehescheidung dadurch, daß diese Stücke in ihrer Gegenwart von jenen Zeugen verbrannt werden. Ehebruch kommt selten bei ihnen vor. Die Vielweiberei ist zwar erlaubt, aber nicht häufig, weil es ihnen schwer fällt, mehre Weiber zu ernähren. Die Verstorbenen werden vor der Beerdigung bemalt, ordentlich angezogen, aufrecht hingestellt und ihre Waffen daneben gelegt. Es werden Trauer- und Lobreden gehalten, von den Weibern wird geheult und gewehklagt und endlich tüchtig geschmaus't. Die religiösen Begriffe der canadischen Indianer sind zwar reiner, als die der Eskimo's, aber doch auch mit vielen abergläubischen Vorstellungen vermischt. Sie glauben an ein höchstes Wesen, den guten Geist, dem sie opfern, an gute und böse Untergötter, deren Bilder sie in Holz geschnitzt bei sich tragen, an Zauberer, die den asiatischen Schamanen vollkommen gleichen, und an ein Leben nach dem Tode, wo die Tapfern einander wiederfinden. Die Weißen, welche sich in Canada angesiedelt haben, sind theils französischer, theils brittischer Abkunft. In Untercanada findet man Sitten und Gebräuche, die an Frankreich erinnern. Am Neujahrsfeste wandern die Gratulanten von Haus zu Haus, und alle Frauenspersonen empfangen einen ehrbaren Kuß; diese Festlichkeit dauert 3 bis 4 Tage. In Obercanada, wo die Engländer die Mehrzahl ausmachen, sind sie überaus neugierig und lieben, außer Karten-

spiel, Tanz, Pferderennen und dem aus Altengland mitgebrachten Boxen, insbesondere die Freuden der Tafel. Schon beim Frühstück erscheinen nicht selten 12 bis 14 verschiedene Schüsseln, und eben so reichlich ist der Mittags- und Abendtisch. Die herrschende Religion ist die römisch-katholische. Die dortigen Engländer und Schotten aber sind theils Episcopalen, theils Presbyterianer und theils Methodisten. Uebrigens herrscht hier völlig freie Religionsübung. Auf Künste und Wissenschaft wird wenig gehalten; es giebt sogar Mitglieder des Rathes, die weder lesen noch schreiben können. Die Schulen sind schlecht. Auf dem Lande wird das Volk vom Prediger unterrichtet, da aber die Gehöfte auch hier, wie gewöhnlich in Amerika, weit auseinander liegen, so werden die Schulen schlecht besucht.

Bewohner des westlichen Binnenlandes.

Unter dem westlichen Binnenlande verstehen wir die große Strecke Landes, welche im Süden an die vereinigten Staaten, im Osten an Canada und Neuwales, im Norden an das Parrymeer und im Westen an das Felsengebirge grenzt. Doch sind an mehren Puncten die Grenzen noch unbestimmt, wie auch ein großer Theil des Innern noch ganz unbekannt ist. Die meisten Nachrichten über dieses weite Gebiet verdanken wir den Pelzhändlern, die mit den hier wohnenden, unabhängigen Völkerstämmen im Handelsverkehr stehen. Das Klima ist milder, als in den östlichen Ländern, und der Boden, zumal in den südlichen Gegenden, fruchtbar. Große Strecken sind mit unermeßlichen Waldungen von Eichen, Buchen, Fichten, Cedern und andern Baumarten angefüllt, in denen, außer der Menge von Pelzthieren, auch große Heerden von Ochsen, Hirschen und Rennthieren herumstreifen. Die Einwohner bestehen, außer den wenigen Europäern, welche den Pelzhandel im nördlichen Amerika betreiben, aus verschiedenen, gewöhnlich freie

Indianer genannten, zuweilen auch unter dem gemeinschaftlichen Namen von Canadiern begriffenen Völkerschaften. Es giebt unter diesen freien Indianern verschiedene Völkerschaften, als: Irokesen, Huronen, Knistinoer, Steinindier, Tschipiweier, Biberindier u. s. w., aber sie stimmen in ihren Sitten und Gebräuchen größtentheils überein, und daher wollen wir sie, um nicht langweilig zu werden, unter dem gemeinschaftlichen Namen

freie Indianer

beschreiben. Sie sind wol gebaut, bräunlichroth von Farbe, mit schlichten schwarzen Haaren, starken Backenknochen, spitzen Habichtsnasen und sehr feinen Sinnen. Wie die meisten wilden Völker tättowiren sie sich und bemalen sich das Gesicht mit den grellsten Farben. Sie bekriegen sich oft unter einander und sind größtentheils sehr grausam gegen die Gefangenen. Eine furchtbare Gewohnheit ist das Scalpiren, d. h. das Abstreifen der Haut des Schädels nebst den Haaren mit dem Scalpirmesser, einem gewöhnlichen starken Messer, das Einige am Halse, Andere am Leibgürtel hängen haben. Die abgezogenen Kopfhäute (Scalp) werden getrocknet und von den Kriegern entweder an die Kriegskleidung befestigt oder auf Stangen, als Zeugen ihrer Waffenthaten, zur Schau getragen. Ob sie sich gleich auch des Feuergewehrs bedienen, so sind doch das Scalpirmesser und die Streitaxt ihre liebsten Waffen. Leicht auf den Beinen, sind die Indianer schnelle Läufer und gute Fußgänger, haben ein außerordentlich scharfes Gesicht und Gehör, und sehr feinen Geruch. Alle diese Indianer beweisen durch ihr Thun und Handeln, daß sie von Europäern Anstand zu lernen nicht nöthig haben. Unverdorben in ihren Sitten, zeigen sie, daß sie Männer sind, die an Scharfsinn, Gutmüthigkeit und an Rechtlichkeit dem gebildeten Europäer, welcher ihnen ihre Besitzungen stehlen will, nicht nachstehen. Durch die That beweisen diese sogenannten Wilden, daß sie, mit Europas Künsten noch unbekannt, doch

bessere Menschen sind, als manche Europäer, welche den Wilden verachten. Bescheiden und artig gegen Jeden, der es verdient, gegen den Fremden und Freund, höflich unter einander, beweisen sie dem Bekannten und Freunde, wenn sie ihm begegnen, daß Gefühl in ihnen lebt, ohne daß sie deshalb mit lügnerischen Complimenten ihr wahres Wort rütteln und schütteln. Wer des Indianers Ehre beleidigt, faßt nicht nur ihn und seine Verwandten, sondern den ganzen Stamm an, und wie die Rache auch ausfallen möge, — unausbleiblich ist sie. — Des Europäers leere Worte und Drohungen gelten dem Indianer nichts. Trèue und Glaube sind heimisch bei den Leuten, welche man Barbaren nennt; der bei weitem größte Theil der gebildeten Welt in Europa hat sich solcher Kleinigkeiten längst entschlagen. Von Jahr zu Jahr drängt man die armen Menschen aus ihrem heimathlichen Lande weiter westwärts, und fluchwürdige Ansiedler maßen sich das Eigenthum der Eingebornen an. Der Indianer Scharfblick ist so groß, daß ihnen die Spuren Vorangegangener klar sind und von ihnen als Mittel benutzt werden, Gesuchtes zu erkennen, Geschehenes zu überdenken, möglicherweise Bevorstehendes zu ahnen, Unthunliches zu meiden. Was manchem hochstehenden Europäer, der durch Geburt, Zufall oder Gunst seinen Platz erwarb, unklar ist, das sieht die einfache, nicht verdrehte, nicht durch böse Träume getrübte, scharf beobachtende, schlichte Natur des sogenannten Wilden. Erstaunenswerth sind die Geduld, Langmüthigkeit und Ruhe der Indianer, und ihre Leidenschaften können sie vortrefflich beherrschen. Bei Unglücksfällen, dieselben mögen auch noch so unerwartet kommen, bleiben sie gesetzt und ruhig und verändern keine Miene. Wenn sie noch so entsetzlich gequält werden, scheinen sie dabei doch heiter zu sein. Die Weiber sind die Sclavinnen ihrer Männer, haben eine große Menge Obliegenheiten, werden als Lastthiere behandelt und sind deshalb kränkelnd und elend. Obgleich aus den ehelichen Verbindungen der Indianer wenige Kinder hervorgehen, kömmt es doch vor,

daß sie deren eine beträchtliche Anzahl, von mehren Frauen, haben. Zuweilen verläßt der Vater dieselben in Zeiten der Noth oder bringt sie um, begräbt das säugende Kind auch wol mit der gestorbenen Mutter. Bei manchen Stämmen ist es Gebrauch, nicht in förmliche eheliche Verbindung zu treten, sondern sie machen es, wie es dem großen Satyriker Friederich träumte, und nehmen sich ein Weib auf längere oder kürzere Zeit. Außer daß bei einigen Stämmen die Braut dem Bräutigam einen Teller mit Mais überreicht, sind mit den Verbindungen keine Ceremonien und auch keine Gelübde und Versprechungen verbunden. Die Frau kann von ihrem Manne fortgehen, wann sie will, nnd der Mann kann sie fortschicken, wann es ihm beliebt. Die Frau wird gleichsam auf Probe, jedoch mit dem Vorsatze genommen, sie nicht verlassen zu wollen, wenn sie sich gut beträgt, und besonders selten wird die Frau fortgeschickt, wenn sie Kinder hat. Da die Frau dieses weiß, ist sie ihrerseits bemüht, Alles aufzubieten, um ihres Mannes Liebe zu erhalten und ihm zu Gefallen zu leben. Gleich nach der Verbindung bemüht sich der junge Gatte, ohne darüber zu sprechen, durch die That zu beweisen, daß er ein geschickter Jäger und im Stande sei, seine Lebensgefährtin zu ernähren. Schon am frühsten Morgen geht er auf die Jagd und kehrt oft schon zur Frühstückzeit mit einem Stück Wild zurück. Die Indianer sind in ihren Häusern zärtlich gegen ihre Familie und thun den Ihrigen zu Liebe, was in ihren Kräften steht. Der Mann wird von den übrigen Weibern des Stammes um so höher geachtet, je mehr er für seine Frau thut. In Krankheitsfällen der Frauen thun die Männer Außerordentliches, und es sind Beispiele vorhanden, daß ein Mann seiner Frau zu Liebe 40 bis 50 Meilen weit ging, um die Wünsche derselben zu erfüllen. Es kam sogar schon der Fall vor, daß der Mann seiner Frau zu Liebe 100 Meilen weit ritt, um die Wünsche derselben nach einem Gericht Wälschkorn zu erfüllen, daß er sein Pferd für einen Hut

voll dieses Getraides hergab und zu Fuß zurückkehrte, das Wälschkorn und seinen Sattel mit sich tragend. Sollte der Fall vorkommen, daß ein Mann gerechte Ursache hätte, mit seiner Frau zu zanken oder zu schelten, so vermeidet er es dadurch, daß er sein Gewehr nimmt, in den Wald geht und 8 oder 14 Tage, jagend, vom Hause fortbleibt. Auf diese Weise lebt die Frau in Ungewißheit, ob der Mann zurückkehren werde oder nicht. Die Frau wird dadurch in der Ortschaft übel berüchtigt, als ein zänkisches Weib, und das ist eine harte, wenn auch wolverdiente Strafe für sie. Eine solche ernstliche Warnung verfehlt ihr Ziel selten, und starrköpfige Weiber werden dadurch gewitzigt und pflegen dann einzusehen, was sie verloren haben würden mit ihrem Manne, und bessern sich dann in der Regel. Obgleich die Vielweiberei erlaubt ist, haben doch selten andere als Häuptlinge mehr als Eine Frau. Die Häuptlinge haben deren mitunter 4 bis 6. Es kommt auch nicht selten der Fall vor, daß ein Mann zwei oder mehre Schwestern zur Frau hat, die sich dessen ungeachtet ganz gut mit einander vertragen. Die älteste Frau des Hauses führt das Hausregiment, die jüngeren Frauen sind ihr unterthan und haben die meisten und beschwerlichsten Arbeiten zu verrichten. Wird ein Kind geboren im Sommer, geht die Mutter ans Wasser, taucht den Säugling in dasselbe, wickelt ihn in eine kleine wollene Decke und bindet ihn auf ein Brett, das mit Moos bedeckt ist und die Stelle der Wiege vertritt. Im Winter wird das Kind in Felle gewickelt. Das Brett, auf welchem das Kind liegt, wird mittelst eines breiten Tragebandes an der Stirn der Mutter so befestigt, daß es auf ihrem Rücken ruht. Die Kinder werden von der Mutter bis zum 4ten, zuweilen bis zum 6ten oder 7ten Jahre gesäugt. In den Kindern wird der Geist der Unabhängigkeit von der frühesten Zeit an geweckt und genährt. Man läßt ihnen in all ihrem Thun freien Willen und zwingt sie zu nichts. Dabei flößt man ihnen Ehrfurcht gegen den großen Geist ein und sagt ihnen, daß von diesem Alles komme, was man habe und

daß man bemüht sein müsse, die Gunst dieses Wesens zu erwerben, und die alten Leute, welche mehr wissen, als die jungen, zu achten habe. Die ausgezeichnetsten Jäger und Krieger stellt man den Kindern als Musterbilder vor, und bittet sie, denselben nachzustreben. Güte und Dienstfertigkeit gegen Schwache und Alte wird den Kindern dringend anempfohlen. Sind dem kindlichen Gemüthe die oben bemerkten Lehren eingeprägt, so unterweiset man sie in dem Unterschiede zwischen Gut und Böse, macht ihnen bemerklich, daß das Gute gute, das Böse böse Folgen habe, daß jenes dem guten Geiste und den guten Menschen wolgefällig, dieses denselben mißfällig und nur bösen Menschen und dem bösen Geiste erfreulich sei. Dieser Unterricht wird ihnen nicht in Schulen von Lehrern, nicht zu bestimmten Stunden gegeben, aber er wird dennoch tief eindringend und nachhaltig. Durch Beispiele lehrt man, auf mittelbare Weise, der Jugend Alles das, was die Alten wissen, und erhält zugleich die Achtung, welche dem Alter gebührt, aufrecht. Diese Art zu unterrichten ist bei allen indianischen Völkerschaften Nordamerika's üblich, und es wird dadurch der Grund zu der freiwilligen Unterwerfung unter die Oberhäupter, wodurch die Indianer sich auszeichnen, gelegt. Bis in das 6te Jahr und noch länger gehen die Knaben nackt. Die erste Bekleidung, welche sie erhalten, ist ein Marro, ein Stück blaues Tuch, welches locker zwischen den Beinen hindurchgezogen und mit einem Riemen angebunden wird. Die Mädchen erhalten, sobald sie gehen lernen, ein kleines Röckchen. Im 5ten oder 6ten Jahre erhält das Kind einen Namen. Bei dieser feierlichen Gelegenheit opfert und singt man. Allgemein ist die große Ehrfurcht vor dem Alter, und alte Leute werden daher von ihnen auf jede mögliche Weise unterstützt. Als Lieblinge, welche man gern und mit Achtung pflegt, werden die alten, schwachgewordenen Leute von den jungen behandelt. Wer es wagen würde, einen alten Mann oder eine alte Frau zu tödten, dürfte gewiß sein, daß ihm das Leben nimmer geschenkt

würde. Es kommt freilich vor, daß alte Leute, welchen ihre Lieben vorangegangen, des Lebens überdrüssig werden und den Tod suchen; aber der Fall, daß ihnen der Tod von jüngeren Leuten gegeben werde, kommt nicht vor. Fühlen die Indianer, daß ihre Altersschwäche Ueberhand nimmt, so pflegen bei den nördlichen Stämmen die ergrauten Krieger im Rathe anzuzeigen, daß sie gewilligt seien, ihr Klima zu verändern, indem sie den Todespfeil im Innern spürten. Zu dieser Veränderung gehen sie vorher in das Schwitzhaus, rauchen dann noch mit ihrem Stamme die Friedenspfeife, singen ihren Todesgesang, gehen in den Wald hinaus, hüllen sich ganz in ihre Decke ein, setzen sich unter einen Baum und verharren daselbst unbeweglich, bis der Tod sie in seine Arme aufnimmt. Die Indianer glauben, daß der große Geist (Manitto) die Erde und Alles, was darauf ist, zum allgemeinen Wohl der Menschen hervorgebracht, und das Land überflüssig mit Wild versehen habe, welches er ihnen zutheilte, daß er dies nicht zum Vortheile Weniger, sondern zum Nutzen aller Stämme gethan, und den Menschen Alles zum gemeinschaftlichen Wohl übergeben habe; aus dieser Ursache, und weil die Indianer kein Grundeigenthum haben, sind sie durchaus uneigennützig. Was aus der Erde hervorwächst, was auf ihr lebt, Alles, was in den Gewässern angetroffen wird, gehört Allen gemeinschaftlich. Auf diesen Grundsätzen beruht auch die Gastfreundschaft, welche diese Völkerschaften für keine Tugend, sondern für unerläßliche Pflicht halten. Diese Gastfreundschaft findet man durchgängig, und es wird selbst mit den Fremden der letzte Bissen getheilt. Lieber würde der Indianer sich selbst hungrig niederlegen, als von sich sagen lassen, daß er dem Fremdlinge nicht geholfen, daß er der Kranken und Dürftigen sich nicht erbarmt hätte.

Bewohner der russischen Nordwestküste.

Unter den Bewohnern dieses Landes sind

die Kalnschen

die bekanntesten. Sie haben einen starken Knochenbau, schwarzes, schlichtes Haar, hervorstehende Backenknochen, eine breite und platte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen und kleine schwarze Augen. Den Bart lassen die Männer sich von den Weibern ausraufen. Sie beschmieren täglich den ganzen Leib mit einer schwarzen Erde, wodurch die sonst ein wenig ins Bräunliche fallende Hautfarbe dunkel wird. Das Gesicht bemalen sie mit breiten, schwarzen, rothen und weißen Streifen, die sich nach allen Richtungen durchkreuzen, was ihnen ein wildes, gräßliches Ansehen giebt, welches durch das herabhängende, mit den kleinen Brust- und Halsfedern des weißköpfigen Adlers bestreute Haar noch gräßlicher wird. Den Weibern wird, sobald sie das Alter der Mannbarkeit erreichen, ein Einschnitt in die Unterlippe gemacht, in welchen erst ein Knochen, dann ein ovaler, nicht selten 4 Zoll langer und 3 Zoll breiter Doppelknopf, Kaluga, gesteckt wird, so daß die Unterlippe in wagerechter Richtung vorsteht, der äußere Rand derselben ganz dünn und dunkelblau wird, und die Zähne stets entblößt sind. Um ihre Scheußlichkeit zu vollenden, tragen sie Lippentröge, hölzerne, trogartig ausgehöhlte Unterlippen, die den aus ihren Mäulern reichlich fließenden Speichel aufbewahren. Nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer durchbohren den Nasenknorpel und die Ohren, und stecken allerlei Zierrathen hinein. Nur die Wohlhabenden unter den Kaluschen bekleiden sich mit wollenen Decken oder Bärenfellen, die sie mit zwei Zipfeln um den Hals zusammenbinden, so daß sie über den Rücken herunterhängen. Die meisten unter ihnen gehen, bis auf eine kleine Schürze, ganz nackt, sogar bei 10 Grad Kälte; denn kaum ist ein Volk gegen den Einfluß der Witterung so abgehärtet,

wie dieses. Wird es ihnen zu kalt, so springen sie, um sich zu erwärmen, ins Wasser. Die Hütten der Kaluschen bestehen aus einer Menge, in einem Viereck in die Erde gesteckter Stäbe, deren Zwischenräume mit dünnen Brettern ausgefüllt sind; das Dach ist mit Baumrinde bedeckt. In der Mitte der Wohnungen, die ihnen selbst beim strengsten Winter genügen, unterhalten sie ein Feuer, um welches herumsitzend sie ihre Arbeiten verrichten. In der Unreinlichkeit suchen sie ihres Gleichen, und wetteifern darin mit den schmutzigsten Thieren, wovon man sich überzeugt, wenn man einen Blick in das Innere ihrer Wohnungen thut, und die häßlichen Weiber aus den Pelzen, oder von den Köpfen ihrer Männer das Ungeziefer suchen und mit dem größten Appetit verzehren sieht. Ihre Speisen werden durch die Art des Genusses noch ekelhafter, als sie an sich schon sind. Sie genießen das Fleisch der Fische, welches fast ihre einzige Nahrung ist, gewöhnlich roh. Sie sind ein räuberisches, treuloses und mordlustiges Volk. Wo sich ihnen die Aussicht auf Raub oder Gewinnung einiger Sclaven darbietet, begehen sie die empörendsten Grausamkeiten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ihre Waffen sind Flinten, große Messer und Dolche, welche sie von Europäern gegen Seeotterfelle eintauschen. Ein Mord kann bei ihnen nur durch einen andern gesühnt werden, wobei es ihnen gleich gilt, ob der Mörder oder seiner Verwandten einer fällt. Herr von Kotzebue nennt sie das verworfenste Volk der Erde und führt zum Beweise folgende Thatsachen an: Einst war unter vier Anbetern einer Schönen ein Streit ausgebrochen. Nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten und keiner abstehen wollte, beschlossen sie, die Geliebte zu ermorden; und sogleich gab sie unter ihren Lanzenstößen den Geist auf. Um den Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche verbrannt wurde, versammelte sich die ganze Horde und sang ein Lied. Ein andermal war er Zeuge, wie ein Vater sein in der Wiege schreiendes Kind in kochenden Fischthran warf. Die

Reicheren unter den Kaluschen haben eine Menge Weiber und kaufen sich noch dazu Sclaven und Sclavinnen, die für sie arbeiten müssen. Die Weiber ziehen, gleich den alten dithmarsischen, mit in den Krieg und muntern, wie diese, die Männer zur Tapferkeit auf. Wenn der Herr stirbt, so werden zwei seiner Sclaven auf dem Grabe umgebracht, zu welchem Schicksale dieselben oft lange vor dem Tode des Herrn bestimmt werden. Von Religion hat man wenig Spuren unter ihnen gefunden. Von Unsterblichkeit haben sie einige, doch sehr verworrene Begriffe. An Hexereien glauben sie, und die Zauberer, die zugleich Aerzte sind, stehen in großem Ansehen. Die Todten werden theils begraben, theils verbrannt, und ihre Asche in kleinen hölzernen Schachteln aufbewahrt.

Bewohner der vereinigten Staaten.

Das Gebiet der vereinigten Staaten von Nordamerika faßt einen Flächenraum von ungefähr 113,000 geographischen []Meilen in sich. Die Länder dieses jetzt so blühenden Freistaats waren zur Zeit der ersten Ansiedelung ein ungeheurer, durch große Seen und Moräste unterbrochener Wald. Man konnte von dem nördlichen Canada bis nach Florida hinab, 300 deutsche Meilen, reisen, ohne aus der Waldung zu kommen und ein Dorf anzutreffen. Niemand hätte damals geglaubt, daß diese Wildniß so viele Bewohner des cultivirten Europas anlocken werde. Doch hat ausdauernder Fleiß sie in fruchtbare Landstriche umgeschaffen und das Klima verbessert. Die Zunahme der Bevölkerung in diesem Lande ist ungeheuer, und doch ist es bei weitem noch nicht so bevölkert, als es seiner Dimension nach sein könnte. Im Jahre 1770 schätzte man sie auf 1½ Millionen und jetzt auf reichlich 13 Millionen. In Hinsicht der Abstammung bestehen die Einwohner theils aus ursprünglichen (Indianern), theils aus eingewanderten. Die Urbewohner kennen wir ihren phy-

sischen Verhältnissen, ihrer Lebensart, ihren Sitten und Gebräuchen nach größtentheils schon aus der Beschreibung der Bewohner des westlichen Binnenlandes, daher wir hier nur Weniges von ihnen zu erinnern haben. Durch die Fortschritte des Ackerbaues und die dadurch herbeigeführte Ausrottung der Wälder und des Wildprets wurden die Indianer, die vornehmlich von der Jagd sich nährten, gezwungen, ihre Ländereien zu verkaufen und sich in dichte Wälder zurückzuziehen. Doch geschah dieses oft erst nach harten, blutigen Kämpfen mit den Europäern. Das Bild dieses armen Volkes, das mit hoher Begeisterung zur Vertheidigung seines Vaterlandes gegen die Angriffe der Europäer die Waffen ergriff, seine muthigen Streiter im Kampfe fallen sah und doch endlich den vaterländischen Boden verlassen und sich ein neues Vaterland suchen mußte, können wir nicht ohne theilnehmende Wehmuth betrachten. Einige Indianer jedoch faßten den Entschluß, zu bleiben, und gleich den Fremden die Erde zu bebauen. In den meisten Staaten trifft man daher Indianer, welche Reservatgebiete besitzen. Doch haben in neuerer Zeit auf Verwendung der Bundesregierung die meisten Stämme ihre Reservatgebiete gegen Entschädigung aufgegeben und sich in die westlichen Gegenden zurückgezogen. Unter den vielen Stämmen der Indianer sind die Tschirokesen, die Krihks, die Tschaktas und die Chickasaws die mächtigsten und merkwürdigsten. Sie leben in Dörfern und Städten, deren Häuser aus Baumstämmen sehr einfach erbaut sind. Einige Indianerstämme, namentlich die Tschirokesen, haben bereits einen gewissen Grad von Gesittung erlangt und bekennen sich zum Christenthume. An den meisten übrigen indianischen Völkerstämmen sind jedoch die Bemühungen, sie aufzuklären, ohne Erfolg gewesen, woran theils der Haß, den viele Indianer gegen die Weißen hegen, theils die dem Indianer eigenthümliche Freiheitsliebe, theils der zu große Unterschied, welcher in religiöser Hinsicht zwischen ihnen und den Weißen stattfindet, Schuld ist. Die Meisten

unter ihnen haben eine Art von Religion und ihre Priester, die in Verbindung mit den Geistern stehen. Sie beten den großen Geist an, haben heilige Häuser, worin die heiligen Gefäße aufbewahrt werden, verehren das Feuer und glauben an ein Leben nach dem Tode, wo der brave Krieger und Jäger in ein schönes, warmes, an Holz, Wiesen, Gewässern und Wildpret reiches Land kommt. Die eingewanderten Bewohner der vereinigten Staaten sind theils Europäer, theils Neger und Halbneger. Was so viele Einwanderer aus den verschiedensten Ländern hierher gezogen hat, ist die unbeschränkte Glaubensfreiheit. Daher finden wir hier nicht nur fast alle vorhandenen Secten der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, sondern auch Juden und Heiden friedlich neben und durch einander. Aber wie gemischt auch die Bevölkerung sein möge, so ist doch in den meisten Staaten die englische Sprache die herrschende und englisches Leben ist überhaupt in die ganze Masse der Bevölkerung gekommen. Es findet hier zwischen Städtern und Landvolk kein Unterschied statt. Wer sich die amerikanischen Pflanzer etwa wie deutsche Bauern dächte, würde sehr irren; sie sind in Ansehung der Kleidung sowol, als des Benehmens, den Städtern völlig gleich. Diesen wie jenen giebt das Gefühl der Unabhängigkeit eine gewisse Würde und zugleich auch Ungezwungenheit des Betragens. Kein Fremder, sagt Duden, hat in Nordamerika über Rohheiten zu klagen, die in Europa, und namentlich auch in Deutschland, alltäglich sind. Musterhaft ist das Benehmen gegen das weibliche Geschlecht. In keinem Wirthshause hört man in Gegenwart der Frauen unreine Scherze. Diese Strenge ist aus den englischen Sitten wohl bewahrt worden und auf die Abkömmlinge der Deutschen nicht ohne Wirkung geblieben. Der Anstand, der im öffentlichen Leben der Einwohner herrscht, ist eine Folge der Strenge, mit welcher auch im häuslichen Leben auf die Beachtung desselben gesehen wird. Der Amerikaner beobachtet selbst im Benehmen gegen seine Frau und

seine Kinder eine gewisse Förmlichkeit, die der Europäer für Kälte zu halten pflegt. Auch in den Häusern der minder Wohlhabenden wird die Frau von ihrem Manne stets „Mistres" angeredet, während diese zu ihrem Manne „Master" sagt. Wenn die Mutter ihre Tochter rufen läßt, so heißt es: „Rufen Sie Fräulein N. N." Es ist aber nicht Kälte, die den Amerikaner gegen seine Gattin so förmlich macht, sondern Achtung ihrer weiblichen Rechte. Und gewiß, es wäre gut, wenn auch in Deutschland das Weib mehr emancipirt würde; unmündig ist es nicht mehr, nur das Gesetz hat es noch nicht für mündig erklärt. — Es giebt in den vereinigten Staaten, wo Alle vor den Gesetzen ganz gleich sind, doch zwei Menschenclassen, welche an den Rechten und Freiheiten der Uebrigen keinen Theil haben, nämlich die Neger oder schwarzen Sclaven und die sogenannten Redemptioners, Loskäuflinge, weiße Sclaven, wie man sie auch nennen könnte.

Die Negersclaven

werden am häufigsten in den südlichen Staaten angetroffen, wo sie zum Plantagenbau gebraucht werden. Hier ist die Sclaverei und der Sclavenhandel gesetzlich erlaubt. Es werden ordentliche Sclavenmärkte gehalten, wo man die Neger auf langen Tafeln familienweise aufgestellt und die Versteigerer daneben sitzend und die gebotenen Preise laut ausrufend findet. Ein männlicher Sclave von 19 bis 30 Jahren wird gewöhnlich mit 400 bis 500 Dollars bezahlt. Eine Sclavin kostet um ein Drittheil weniger. Alle Sclaven müssen, wenn sie den Loskaufungspreis bezahlen können, freigelassen werden, und sie haben an den Sonntagen, wo sie für sich arbeiten können, Gelegenheit, sich selbst etwas zu verdienen.

Die Redemptioners

sind arme Einwanderer aus Europa, die sich so lange als Sclaven verkaufen lassen, bis sie den Ueberfahrtspreis,



den der Schiffer ausgezahlt bekommen hat, abverdient haben. Für eine Summe, die jeder rüstige Tagelöhner in einem halben Jahre verdient, werden sie auf 6, 7 und mehre Jahre in die Fesseln der Sclaverei geschlagen. Ihr Loos ist in der That härter als das der Negersclaven, von denen die Meisten niemals gewußt haben, was Freiheit ist. Der Mann wird von seiner Frau, die Kinder werden von ihren Eltern getrennt und sehen sich vielleicht nie wieder. Zehn gehen immer in Jammer und Elend unter, ehe Einer sich gut durchbringt; darum sollte sich Jeder vorher bedenken, was er thun wolle, damit es ihn nicht gereue. Eine seltsame Classe von Menschen sind die sogenannten Hinterwaldsleute. Aus einem Hange zu gesetzloser Ungebundenheit haben sie, auf alle Vortheile des geselligen Lebens Verzicht leistend, sich in die einsamen Wälder der westlichen Staaten zurückgezogen, in welchen sie, gleich dem von ihnen verfolgten Wilde, umherschweifen. Diese nordamerikanischen Freischützen bewohnen kleine armselige Hütten, die aus runden Baumstämmen erbaut sind. Zwei Bettstellen von unbehauenen Stämmen mit quer darüber gelegten Brettern, zwei Stühle und ein Schemel machen die gesammten Möbeln einer zahlreichen Familie aus. Leidenschaftliche Liebhaber der Jagd, und besonders der Bärenjagd, suchen sie diejenigen Gegenden auf, wo es viele Bären und wilden Honig giebt. Sie sind ehrlich, gefällig und gastfreundlich. Es gesellen sich zu ihnen bisweilen auch Menschen aus den gebildeten Ständen, die auf irgend eine Art mit der Welt zerfallen sind, und ebenfalls in den entferntesten Wildnissen als Waldbrüder leben. Ein wesentliches Gebrechen in den amerikanischen Freistaaten ist der Mangel an geschickten Handwerkern, und keiner findet daher leichter sein gutes Fortkommen als diese. Manufacturen und Fabriken sind in Flor; die Dampfmaschinen leisten bei allen Gewerben die wichtigsten Dienste; durch die Dampfschifffahrt wird der innere Verkehr belebt und die Civilisation befördert. Der Handel ist, nächst dem Ackerbau,

der wichtigste Industriezweig. Der Bewohner der vereinigten Staaten ist durchgängig mehr oder weniger Kaufmann; kaufmännisch ist der Character der Nation, wie der Regierung. Für wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit wird in den vereinigten Staaten wenig gethan; die Hauptrichtung geht überall auf das Practische, auf das, was Brot bringt. Die Geistlichen der anglikanischen und presbyterianischen Kirche haben besondere theologische Lehranstalten; um jedoch Prediger einer protestantischen Kirche zu werden, ist es nicht immer nöthig, Theologie studirt zu haben. Bei der Zerstreuung der Kirchen und Gemeinden ist das Amt eines Predigers höchst beschwerlich. Manche derselben haben jährlich 5 bis 600 englische Meilen herumzureiten. Weit besser als die Geistlichen haben es die Rechtsgelehrten, denn obgleich Bauern und Handwerker, Wirthe und Krämer in den hohen Rath des Volkes gewählt werden können, kann doch nur ein Rechtsgelehrter Präsident, Staatssecretair und Senator werden. Aus dieser Ursache pflegen die Söhne von wohlhabenden Familien, wenn anders sie zum Gelehrtenstande Lust haben, die Rechte zu studiren. Ist keine Hochschule in der Nähe, so gehen sie 2 oder 3 Jahre zu einem Advocaten in die Lehre, werden darauf vom Gerichtshofe geprüft, und dürfen dann für sich selbst practisiren. Um die Gelehrsamkeit der Aerzte steht es am schlechtesten. Es fehlt nicht an Pfuschern und Marktschreiern, die ihre Geheimmittel in öffentlichen Blättern anpreisen und deren einige sich sogar indische Aerzte nennen, indem sie vorgeben, ihre Weisheit von den Indianern gelernt zu haben. Besser, als um die höhere Gelehrsamkeit, steht es um die Bildungsanstalten für das Volk, für welche die einzelnen Staaten unglaublich viel thun. An allen nur einigermaßen beträchtlichen Orten findet man Freischulen. In den Städten sind auch unentgeltliche Sonntagsschulen eingeführt, welche in der Kirche gehalten werden. Die Staatsverfassung anlangend, so bilden die vereinigten Staaten einen Bund, welcher

aus mehren Demokratien besteht, die durch das Band eines allgemeinen Congresses zusammengehalten werden, der sich alle Jahr im Capitol der Bundesstadt Washington versammelt. Der Generalcongreß besteht aus zwei Kammern, der Repräsentantenkammer und dem Senate. Nur der Generalcongreß hat legislative Gewalt; die executive Gewalt liegt in den Händen des Präsidenten, der aber nur auf vier Jahre gewählt wird und welchem ein Vicepräsident und vier Ministerstaatssecretaire zur Seite stehen. Zum Schlusse nun noch, was Bromme in seinen Reisen über dieses Land und seine Bewohner sagt:

„Amerika, glücklich in den Elementen, aus welchen seine Freiheit hervorsproßte, entging allen jenen Leiden, die aus dem entgegengesetzten Systeme folgen. Dort verzehrt keine leere Kraft das Mark der Nation; dort lähmen keine feiernden Kräfte den Arm der Industrie; dort verpflichtet kein Herkommen das Volk, Tage lang Hasen und Füchse aufzutreiben, um einigen Müssiggängern Vergnügen zu machen; dort bläht sich nicht empörender Kastenhochmuth über grinsende Volksarmuth; dort pressen nicht mannigfaltige Finanzschrauben auf hundert Wegen dem Bürger den Erwerb ab; dort unterliegt nicht der Boden einer zweifachen Herrschaft, der des Ober- und der des Untereigenthümers; dort entziehen nicht unerschwingliche Auflagen dem Anbau des Landes und der Industrie die erforderlichen Capitalien; dort erliegt der Handel nicht unter den Fesseln ewiger Mauthschranken; dort brandschatzt nicht ein hohes Zollsystem unter dem Vorwande, die Industrie zu beleben, die Börse der Nation, — sondern ohne Regie und Monopole, ohne herrschende Kirche und stehende Armeen, ohne drückende Auflagen und Zölle erhebt sich der Staat lediglich auf den Grundlagen der allgemeinen Menschenrechte und des Bürgerthums, einzig von der Kraft des Volkes getragen, in dessen Reichthum die Regierung allein die unerschöpflichen Mittel ihres Bestehens findet. Man beruft sich dort nicht auf verwelkte Ahnen, um sich geltend zu machen; man zieht nicht

entlaubte und verdorrte Stammbäume aus der Tasche, um Aufmerksamkeit zu erregen.“

Bewohner von Mexiko.

Unter Mexiko verstehen wir den freien Bundesstaat, der im Norden und Osten an die vereinigten Staaten, im Westen an das stille Meer und im Süden an die Republik Mittelamerika gränzt. Dieses Land gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern der Erde. Ein gewaltiger Bergrücken, der einem gewölbten Dome gleicht, umfaßt die ganze Republik Mexiko. Die Thäler dieses schönen Landes werden als reizende Mulden geschildert. Die Pflanzendecken sind sehr verschieden und im hohen Grade üppig. Aus der Gestaltung des Bodens entspringen für Mexiko nicht geringe Vortheile, namentlich die durchgängige Gesundheit des Klimas; denn nur die Küstensäume gestatten, jedoch nur selten, dem gelben Fieber und dem schwarzen Erbrechen den Zugang. Durch die hohen Gestade wird die Eroberung des Landes durch einen auswärtigen Feind erschwert, ja unmöglich gemacht; nur durch inneren Verrath kann Mexiko erobert werden. Die Bevölkerung Mexikos besteht theils aus Einheimischen oder Indianern, theils aus Negern, theils aus Creolen, theils aus Mischlingen dieser drei Classen, theils aus Fremden von verschiedenen Nationen.

Die Indianer

machen die bei weitem größere Hälfte der Gesammtbevölkerung aus. Alten Traditionen zufolge kamen sie von Norden her und brachten den blutigen Götzen- und Opferdienst mit. Die Priester der abscheulichen Götzen waren blutdürstige, gefühllose Menschenmörder, die die heilige Scheu, welche das Volk vor ihnen hatte, zum Mittel der Befriedigung ihrer wollüstigen Begierden, ihres Eigennutzes und ihres Blutdurstes machten. Der Priester durfte nur



sagen, daß den Gott hungere, so mußten Söhne und Töchter zum Opferheerde gebracht werden, oder der Fürst mußte in den Krieg ziehen und Gefangene machen, denen der Priester auf einem schwarzen Steine, mit einem scharfen Kiesel das zuckende Herz aus dem lebendigen Leibe schnitt, um es der Sonne dampfend entgegen zu halten. Ihr höchster Gott war der Vitzliputzli, der in einem prächtigen Tempel verehrt wurde; er war es, dem jene blutigen Opfer gebracht wurden. Die mexikanischen Indianer gleichen im Aeußern denen der übrigen Theile Amerikas. Sie erreichen ein hohes Alter und würden noch länger leben, wenn nicht die Trunksucht, welche sie leider! den Europäern zu verdanken haben, die Keime ihres Lebens früher zerstörte. Dieses Laster ist unheilbar. Muß auch der Trunkene, mit einem eisernen Ringe am Fuße belastet, drei Tage lang die Gassen kehren, so trinkt er sich doch am vierten schon wieder einen Rausch. Seit der Eroberung Mexikos durch die Europäer ist das mexikanische Volk, welches einst auf einer so hohen Stufe der Cultur stand, in die Barbarei zurückgesunken, und zwar durch die Schuld der Europäer, welche nichts für die Bildung desselben thaten, oder doch oft, wie die spanischen Missionaire, verkehrte Wege einschlugen, um dasselbe zu cultiviren. Der Indianer verehrt daher, obgleich zum Christenthume bekehrt, noch seine Götzen, wie vor 300 Jahren, und hat sie nur mit einigen Bildern, die christliche Schildereien enthalten, vermehrt. Die Indianer zeigen, auf eine gewisse Stufe der Cultur erhoben, viele Anlagen zum Lernen und entwickeln vielen Verstand und Scharfsinn; ihre Einbildungskraft ist jedoch arm. Von den jetzt beschriebenen Indianern ist noch eine andere Classe dieses Volkes zu unterscheiden, welche wegen ihres kräftigen Widerstandes gegen jede Unterjochung den Namen „brave Indier“ erhalten hat. Sie sind heidnische Jagdvölker, welche das große, vom Riogrande bis zu den Gränzen der vereinigten Staaten sich erstreckende Land bewohnen. Alles, was sie zu gesitteten Menschen und ansässigen Ackerbauern

machen könnte, weisen sie hartnäckig und stolz zurück. Sie führen mit den Weißen einen beständigen grausamen Krieg und beunruhigen oft nächtlicher Weile die angränzenden Provinzen als gefährliche Räuber. Die Neger wurden als Sclaven in Mexiko eingeführt und für den Berg- und Plantagenbau verwendet. Jetzt aber sind sie in die Classe der freien Staatsbürger übergegangen. Sie sind ein kräftiger, gemüthlicher Menschenstamm und stehen in moralischer Hinsicht wenigstens nicht tiefer, als die übrige Bevölkerung Mexikos. Die Indianer lieben zwar die Neger nicht, doch finden Verbindungen unter ihnen statt. Die Creolen sind diejenigen, welche das meiste Ansehen genießen, die Regierung in Händen haben und im Besitz der besten Güter des Landes und reich besoldeter Stellen sind. Sie werden zwar oft als feurige, entschlossene, thätige, für große Ideen empfängliche Menschen geschildert; aber minder vortheilhaft sind die Schilderungen, welche neuere Reisende von ihnen entwerfen. Diesen gemäß fallen sie, mit Ausnahme einer geringen Anzahl, ihrem Vaterlande zur Last; denn ihnen fehlen die Kenntnisse, die zur Behauptung des ersten Ranges in einem Freistaate erfordert werden; sie sind stolz, sinnlich und heftig in ihren Leidenschaften. Die unterste Classe der Creolen, eine Art Lazaroni, ist lasterhaft, träge und habsüchtig, zu stolz, um zu arbeiten oder zu betteln, auf Betrug und Plünderung leidenschaftlich bedacht, unwissend und aufrührerisch. Der Einfluß der Creolen nimmt fast täglich ab, und die Ureinwohner, wie überhaupt die farbigen Classen der Bevölkerung, gewinnen immer mehr Einfluß. — Guachupiu's (Spitzköpfe) und Spanier sind in Mexiko gleichbedeutend. Sie, die einst im Besitze der Regierung, aller Ehrenstellen und Einkünfte waren, deren Verbindung sonst von den schönen Creolinnen gesucht wurde, sind jetzt allgemein, selbst von ihren Kindern verabscheut.

Bewohner von Mittelamerika.

Mittelamerika umfaßt die ganze Ländermasse, welche unter Spaniens Herrschaft den Namen des Generalcapitanats von Guatemala führte, und wird jetzt die Bundesrepublik von Guatemala genannt. Von diesem Lande gehört der größte Theil der heißen Zone und zwar jenen herrlichen Gegenden an, die sich eines ewigen Frühlings erfreuen. Ein großer Schmuck dieses Landes sind die zahlreichen Geschlechter der Palme von 110 bis 160 Fuß Höhe, die ihre Kronen über die Urwälder strecken. Guatemala ist gewaltigen Erderschütterungen ausgesetzt; längs der ganzen Westküste schaut eine furchtbare Reihe von Vulkanen, deren Kegelspitzen isolirt stehen, in das stille Meer hinab. Aber eben das unter der Erde arbeitende Feuer, in Verbindung mit der geographischen Lage und der guten Bewässerung, macht dieses Land zu einem der fruchtbarsten und befördert das Gedeihen der tropischen Pflanzen.

Die Bevölkerung von Guatemala besteht gegenwärtig aus denselben Elementen, wie die mexikanische. Die Indianer, aus mehr als 20 Stämmen bestehend, machen den ehrenwerthesten und größten Theil, nämlich 2/3 der Bevölkerung aus. Die Meisten unter ihnen sind angesiedelte oder sogenannte lateinische Indier, welche getauft sind und alle äußeren Gebräuche des Christenthums mitmachen, ohne von dem Geiste desselben etwas zu ahnen. Den geringeren Theil machen die vorerwähnten braven Indier aus, welche, als Heiden, unabhängig in den Gebirgen hausen. Die Indianer Mittelamerikas zeichnen sich vor den übrigen Indianern durch eine malerische Tracht aus. Die Wohlhabenderen tragen ein baumwollenes Hemd, weite Beinkleider, lederne Sandalen und einen Gürtel von farbigem Zeuge. Die gemeinen Indianer tragen keine Baumwolle, sondern Zeuge, aus den Fasern des Magney und andern Pflanzen gewebt. Sanftmuth, Fleiß,

Verschwiegenheit, Gastfreiheit und Wahrheitsliebe sind Tugenden, die man an diesem Volke rühmt; Trunkenheit dagegen ist ihr größter Fehler. Industrie, Ackerbau und Civilisation sind bei ihnen noch in der Kindheit; doch ist bei der ihnen eigenen Wißbegierde und bei der Sorgfalt, mit welcher sie ihre Kinder erziehen, zu erwarten, daß sie darin in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte machen werden. Von der übrigen Bevölkerung Guatemalas, von den Creolen, Negern und Mischlingen aller Art, gilt ganz das, was oben bei Mexiko gesagt wurde.

Die Völker Südamerikas.

Südamerika ist seinem größern Theile nach ein noch völlig unbekanntes Land, indem es Strecken von mehren tausend []Meilen enthält, die noch kein europäischer Fuß betreten hat. Boden und Klima bringen die reichsten und herrlichsten Erzeugnisse hervor; Berge und Ebenen, Höhen und Tiefen, Wald und Flur strotzen von Schätzen, welche die Natur im hohen Grade hier ausgeschüttet hat. Die Bewohner Südamerikas sind theils Ureinwohner oder Indier, theils Eingewanderte, Europäer und Neger, theils Mischlinge. Wie bei den Nordamerikanern, so ist auch bei den Südamerikanern die Kupferfarbe die vorherrschende. Doch findet man auch gelbliche, röthliche, dunkelbraune und schwärzliche Indianer, häufig auch Albinos oder Kakerlaken (weiße Neger), deren Farbe milchfahl und leichenhaft ist. Es giebt unter ihnen noch viele Menschenfresser, und die Bemühungen, sie von dieser unmenschlichen Gewohnheit abzubringen, sind nur bei Wenigen gelungen. Spiel, Tanz und Krieg werden von ihnen sehr geliebt. Ihre Kriege, die sie mit außerordentlicher Erbitterung führen, bestehen nicht in offenen Kämpfen, sondern in listigen Ueberfällen; der Scalp ist bei ihnen

ebenso wie in Nordamerika gebräuchlich. Sie sind nicht ohne Genie und Kunstanlagen; doch haben sie einen großen Hang zum Müssiggange und zur Faulheit, wie auch eine gewisse moralische Unbiegsamkeit und eine standhafte Beharrlichkeit bei ihren hergebrachten Sitten und Gewohnheiten, die allen rohen Völkerschaften eigen ist. Vielweiberei ist zwar ziemlich allgemein unter ihnen, doch herrscht in ihren Familien eine zärtliche Liebe. Berauschende Getränke lieben sie bis zur größten Ausschweifung, und die Kinder werden schon in früher Jugend an das Laster des Trunkes gewöhnt. Ihre Oberhäupter im Kriege und im Frieden, ihre Anführer gegen den Feind und ihre Vermittler in Streitsachen sind die Kaziken. Nichts Besseres, als heidnische Abgötterei, Fetischdienst und schamanischer Aberglaube ist ihre Religion; der große Geist ist der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Ein geheimnißvolles Instrument ist die heilige Trompete, Botudo genannt; sie wird nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten und nur von den Eingeweihten geblasen; zuweilen bläs't sie auch der große Geist selbst. Viele indianische Stämme sind zum Christenthume bekehrt; aber bei den meisten heißt dies nur so viel, als: sie halten an den äußern Gebräuchen der Christen. Mit den neuen Verfassungen jedoch und mit der neuen Ordnung der Dinge hat sich ihnen die Pforte der Civilisation geöffnet. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, daß auch in diesem Lande Alle die Heilswahrheiten des Christenthums als das herrlichste Kleinod erkennen und freudig annehmen. — Nach dieser Vorbemerkung gehen wir nun zu der Beschreibung der einzelnen Völker über.

Bewohner von Guyana.

Guyana ist ein Colonialland, in welches die Britten, Franzosen und Holländer sich getheilt haben. Der fruchtbare Boden und das milde Klima machen dieses Land zu einem der schönsten Colonialländer der Erde. Die Einwohner sind theils Weiße, theils Farbige, theils Neger-

sclaven. Die Ureinwohner, aus verschiedenen Indianerstämmen bestehend, wohnen unter den europäischen Colonisten und haben einen gewissen Grad von Civilisation angenommen. Sie leben in kleinen, einfachen und reinlichen Hütten, ganz der Natur gemäß, treiben Jagd, Fischerei, Viehzucht und Ackerbau. Man bemerkt unter ihnen eine große Liebe zu Hausthieren und Blumen, und nicht selten sieht man, daß eine Indianerin einem Lieblingskalbe die Brust reicht. Unter Anleitung einiger Brüdermissionaire schreiten sie in der Civilisation vorwärts. Die Beschäftigung der Europäer besteht vornehmlich aus Plantagenbau und Handel. Der Kaufmann, Plantagenbesitzer, Director und Administrator gilt hier Alles, und jeder Weiße ist bloß vom Kaufmannsgeiste beseelt. Kultur der Wissenschaften und Künste, Unterricht und Erziehung der Jugend werden als Nebensache betrachtet. — Die schlechtesten Kolonisten sind die Franzosen; ihre Kolonie hat nie recht geblüht, obgleich dieselbe mit dem übrigen Guyana gleiche Naturbeschaffenheit hat. Die Britten siedeln sich nur sehr selten bleibend in ihrer Kolonie an. Sie suchen ihr Glück zu machen und kehren dann in das Mutterland zurück. Wie in allen seinen Kolonien, lebt der Engländer hier auf großem Fuße. Er steht um 6 Uhr auf, trinkt Kaffee oder Chocolade, frühstückt um 10 Uhr Fleisch, Obst, Wein, hält um 5 Uhr in großer Gesellschaft ein reiches Mittagsmahl und bringt den Abend auf der Börse, im Kaffeehause, beim Spiel, Ball und Abendschmaus zu. Das holländische Guyana ist eine der schönsten Kolonien unter den Tropen. Hier führt der holländische Pflanzer eine Lebensweise, welche der des Chinesen gleicht. Früh um 6 Uhr erscheint er im Schlafrock und Pantoffeln unter dem Altane seines Hauses, wo er die Berichte des Aufsehers der Plantagen annimmt und Befehle ertheilt. Eine Negerin reicht ihm eine Tasse Kaffee, ein Negerknabe bringt Cigarren, Taback und eine Flasche Wein. Um 9 Uhr kehrt er in sein Zimmer zurück, das indessen mit Limonien gescheuert wurde, um sich zu

waschen und anzuziehen. Gegen 11 Uhr erscheint ein Frühstück von Fleisch, Gemüse und Obst, wozu er Wein oder Bier und Wasser trinkt. Um 12 Uhr reitet er zu den Plantagen, wohin ihn ein Negersclave mit Cigarren begleitet. Um 3 Uhr wird zu Mittag gespeis't; mit Fleisch verschiedener Art und kostbaren Früchten ist die Tafel besetzt; rother Wein beschließt die Mahlzeit. Nach der Mittagsruhe wird Kaffee getrunken, geraucht, spaziren gegangen. Die Abende werden mit Spielen, Wasserpartien, Assembleen und Concerten hingebracht. Bei dieser Lebensweise läßt der Holländer sich doch immer durch Vernunft und Vorsicht leiten und ist mildthätig, besonders, wenn es gilt, öffentliche Anstalten zu unterstützen.

Bewohner von Venezuela.

Die Natur hat Alles gethan, um Venezuela zu einem der gesegnetsten Länder und dessen Bewohner zu einem der glücklichsten Völker der Erde zu machen. Die Bevölkerung besteht aus Weißen, Farbigen und Indiern. Obgleich diese Letzteren die zahlreichsten sind, so behauptet doch der weiße Stamm, in Verbindung mit den Farbigen, eine entschiedene Ueberlegenheit über sie, welche durch Einwanderungen aus Europa, wozu die Fruchtbarkeit des Landes so sehr einladet, noch mehr gesichert werden würde. Unter den Eingebornen oder Indianern, die theils in den Wildnissen sich grausam bekriegen und auffressen, theils in Missionsdörfern, theils mitten unter den civilisirten Weißen leben, zeichnen sich besonders

Die Caraiben

als der schönste, geistvollste und bildsamste aller Indianerstämme Südamerikas aus. Sie sind stark und kräftig gebaut, haben eine gelbbraune Hautfarbe, ein rundes Gesicht, funkelnde Augen und schwarzes straffes Haar. Früher wurden den Neugebornen die Köpfe zwischen zwei Hölzern platt gedrückt, welche Gewohnheit jedoch durch die Missionaire abgeschafft worden ist; und es haben daher

die Caraiben schöngebildete Schädel mit hoher Stirn. Dagegen unterwirft man jetzt noch die Kinder im frühesten Alter andern unvernünftigen Qualen. Man sucht die Fleischmassen an den Beinen auf alle mögliche Weise zu vergrößern und bindet zu diesem Behufe lederne oder baumwollene Bandstreifen in Entfernungen von 2 und 2 Zoll um die Beine, welche täglich fester angezogen werden, um das Schwellen der Muskeln zu befördern. Erst in den Jahren der Mannbarkeit bekleidet sich der Caraibe. Ein viereckiges Stück Zeug um die Hüften (Camisa) bekleidet Weiber und Mädchen, ein viel kleineres den Mann. Der ganze Körper wird mit Roucu, einer rothen Farbe, überzogen und auf diesen Grund werden Figuren von weißer, schwarzer und blauer Farbe gemalt. Mit Unrecht hat man in frühern Zeiten die Caraiben als Menschenfresser verschrien. Zwar fehlt es an solchen keinesweges in den Parienwäldern; man weiß, daß ein Indianer sein Weib mästete und alsdann verzehrte. Doch unter den Caraiben giebt es, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Augenzeugen, keinesweges solche Cannibalen. Sie zeichnen sich durch Scharfsinn, Redlichkeit, Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus. Mit einem gewissen Stolze sondern sie sich von allen andern Stämmen ab und lassen sich auch in den Missionen nicht vermischen. Wenn ein junger Caraibe heirathen will, muß er sich allerlei Vorbereitungen unterwerfen, er muß fasten, sich in einen Schwitzkasten einschließen lassen und Arzeneien nehmen, die ihm von den Piachis, welche Priester, Aerzte und Gaukler zugleich sind, bereitet und unter geheimnißvollen Ceremonien dargereicht werden. Solche geheimnißvolle Ceremonien werden auch bei andern Gelegenheiten von den Piachis, als Priestern, veranstaltet, namentlich, wenn sie in den Krieg gehen wollen. Als Aerzte erscheinen sie in eine Perücke von Bast gehüllt, über und über bemalt, und mit einer furchtbaren Teufelsmaske angethan, in der Hütte des Kranken, murmeln mystische Worte, treten, kneten, prügeln ihn tüchtig ab, bis er gesund wird, oder unter ihren Händen stirbt.

Ein anderer merkwürdiger Völkerstamm dieses Landes sind

die Chaimas.

Sie sind von kleiner Statur, untersetzt breitschulterig, mit platter Stirn, schwarzen, tiefliegenden Augen, schwarzen Augenbraunen, welche sie gesenkt zu halten pflegen, was besonders den Weibern das Ansehen eines milden, bescheidenen Blickes giebt. Ihr Apostel war zu Anfang des 17ten Jahrhunderts der Pater Pampluna. Sie haben eine große Abneigung gegen die Kleider, welche so weit geht, daß sie, sobald die Missionaire sie zum Kleidertragen zwingen wollten, in die Wälder zurückgingen. Im Innern ihrer Hütten sind daher auch die Missionsindianer nackt und nur, wenn sie durch das Dorf gehen, mit einer Art Hemde bekleidet, das kaum bis an das Knie reicht. Obgleich diese Indier eine so starke Abneigung gegen die Kleidung haben, so erscheint doch keiner ohne den Guayuco, einen 2 bis 3 Zoll breiten Gürtel. Die Mädchen unterscheiden sich von den Weibern durch die Farbe dieses Gürtels, wie auch dadurch, daß sie die Haare in zwei Zöpfe geflochten tragen und die Haut nicht färben. Durch ordentliche Pfarrer, die man eingesetzt hat, schreiten sie, obgleich nur langsam, in der Civilisation vorwärts. Die Indianer in den Missionen unterscheiden sich von den wilden Indianern nur dadurch, daß sie gewisse Gebete nachsprechen, beim Schalle der Glocke ein Kreuz machen, sich nicht mehr bemalen, nicht durch Einschnitte in den Körper und Durchbohrung der Lippen, Ohren, Nase rc. entstellen, beim Ausgehen ein Hemd tragen und sich regelmäßiger mit Ackerbau beschäftigen. Sie haben einen so unwiderstehlichen Trieb zum Leben in der freien Natur, daß zuweilen ganze Dorfschaften nach mehren Jahren ihre Wohnungen verlassen und in die Wälder zurückkehren.

Bewohner von Neugranada.

Neugranada, ehemals ein Vicekönigreich, jetzt ein selbstständiger Freistaat, ist ein gesegnetes Hochland, in welchem die Natur viele Wunder gehäuft hat. Die Bevölkerung der Republik besteht aus Weißen, Indianern und Farbigen. Die republikanische Verfassung hat den Kastenunterschied vernichtet und Gleichheit der Rechte eingeführt. Die Spanier ließen es hier nicht bis zu ihrer Vertreibung kommen, sondern vereinigten sich mit den Creolen. Gute Sitten, feines anständiges Betragen, werden von den meisten Städten, namentlich von den Einwohnern der schönen Hauptstadt Bogota, gerühmt. Natürliche Anmuth und feine Sitte, Häuslichkeit und Sittsamkeit ziert die Frauen. Man liebt Musik, Concerte, Assembleen und Tänze; auch die Stiergefechte sind aus Spanien und die Hahnenkämpfe aus England nach Neugranada übergegangen. Hazardspiele werden im Uebermaße geliebt. Das Kirchenwesen und der Cultus tragen viel dazu bei, die Lust des Volks zu erhöhen; denn nicht feierlicher Ernst, sondern eine fröhliche reiche Pracht ist es, welche die überaus zahlreichen Kirchenfeste charakterisirt. Die herrschende Religion ist die römischkatholische, doch ist allen christlichen Einwanderern freie Religionsübung gestattet. Die Geistlichkeit übt übrigens hier noch einen großen Einfluß. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Indianern, welche theils civilisirt, zum Christenthume bekehrt und in Missionen versammelt sind, theils in völliger Unabhängigkeit und Wildheit die Urwaldungen durchziehen, in welche nur mittelst der vielen Flüsse der Eintritt möglich ist. Die zahlreichen Stämme derselben haben ihre eigenen Oberhäupter und Kaziken. Ihre Lebensweise ist einfach und die Sitten ihrer Väter haben sich unverändert erhalten. Sie haben einen starken muskulösen Gliederbau und langes, glänzendschwarzes Haupthaar. Die Männer gehen gewöhnlich nackt und tragen nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten ein Hemd; die Weiber

tragen bis zum Knie herabhängende Schürzen. Sie halten viel auf Putz und Zierrathen, bemalen den Körper, tragen Ringe und Bleche im durchbohrten Nasenknorpel. Ehebruch kommt selten bei ihnen vor und wird meistens mit dem Tode bestraft. Die Verlobungen und Hochzeiten werden feierlich begangen. Der Vater übergiebt seine Tochter mit feierlichen Reden dem Bräutigam und bläs't dazu auf einer Flöte. Die Hochzeit dauert mehre Tage. Die Gäste bringen Geschenke für das Brautpaar mit und errichten demselben in wenig Stunden eine Hütte, auch bereiten sie für dasselbe eine neue Pflanzung und bestellen sie mit Mais. Die Verstorbenen werden entweder in ihrer Hütte beerdigt, in welchem Falle man ihnen Lebensmittel mit ins Grab giebt, oder am Feuer getrocknet und dann in den Wohnungen aufgehängt. Der Todestag der Verstorbenen wird mit Essen, Trinken, Tanzen, Singen und schrecklichem Gebrüll alljährlich gefeiert. Man gräbt selbst die Leichname wieder aus, damit sie dem lärmenden Feste beiwohnen. Unter diesen Völkern zeichnen sich besonders

die Otomaken

durch Rohheit aus, und werden sogar von den übrigen Indianern als Wilde betrachtet und gemieden. Sie nähren sich nicht allein von Ameisen, Gummi, Fischen, Eidechsen und Wurzeln, sondern sie sind sogar Erdfresser. Ohne einen Nachtheil für ihre Gesundheit zu verspüren, verschlucken sie mehre Monate hindurch große Portionen von Erde, um ihren Hunger zu stillen. Häßlich, aber von robustem Körperbau, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber berauschender Getränke, zeigen sie keinen Sinn für Ackerbau und Sittigung. Sorgfältig wählen sie einen graugelben, sehr feinen, fetten Thon aus, kneten ihn zu Klößen von 5 bis 6 Zoll Durchmesser, die sie am Feuer rösten und zur Zeit der drei Monate dauernden Ueberschwemmung essen. Ein seltsamer Gebrauch bei dieser Nation ist es, daß ein junger Mann eine alte Frau und ein alter Mann ein junges Mädchen heirathen muß,

damit, wie sie sagen, nicht zwei Thoren zusammen kommen. Die Frauen haben bei ihren Männern nicht das beste Loos; daher beklagen bei Hochzeiten alte Weiber die Braut und singen derselben ihr künftiges trauriges Schicksal vor. Bei dieser Nation findet sich auch die Sitte, Alles zu zerstören, was den Verstorbenen gehört hat.

Die Bewohner von Quito oder Ecuador.

Quito, ein wunderschönes Land, in welchem, ob es gleich mitten unter dem Aequator liegt, doch wegen seiner hohen Lage ein ewiger Frühling ist, ist ein für sich bestehender Freistaat. Seine Bewohner, aus Weißen, Farbigen und Indianern bestehend, zeichnen sich durch Industrie und Biederkeit aus. Die Indianer der Hochebene sind keinesweges roh, indolent, dummhinbrütend, wie sie gewöhnlich geschildert werden, sondern üben Kunstfleiß in ziemlich hohem Grade. Sie sind gewöhnlich von kleiner Statur, bronzefarbig, aber gut proportionirt, muskulös und kräftig. Sie stehen meist als Dienstboten in den Haushaltungen und zeichnen sich durch Gehorsam und Treue aus, welche bei nur einigermaßen menschlicher Behandlung in rührende Anhänglichkeit übergeht. Ihre Kraft ist außerordentlich, besonders sind sie gute Lastträger. Die niedere Classe ist sehr dürftig bekleidet, die wohlhabendere dagegen kleidet sich sehr elegant und ganz in die Tracht der Spanier des Mittelalters. Ihre neugebornen Kinder wickeln sie fest ein und hängen sie an einen Nagel oder Baumast und auf Reisen an den Sattelknopf. Viele Indianer leben noch unabhängig, und auch von denen, welche durch die Jesuiten gebändigt worden waren, kehrten viele in die Wildniß zurück, nachdem sie die Missionen zerstört hatten. Aber, obgleich auch auf einer niedern Stufe der Kultur stehend, sind sie doch nicht ohne Religion, und die meisten ihrer Feste, ihrer Trinkgelage, Tänze rc. haben eine religiöse Beziehung. Einen Uebergang zu ihren religiösen Festen machen diejenigen Feste, welche an ge-

wisse Jahreszeiten und die Reife gewisser Früchte gebunden sind. Ein solches Fest ist das Juviafest, dessen Feier zu der Zeit, wo die wegen ihres köstlichen Oels sehr geschätzte Juviamandel reift, stattfindet. Eine Beschreibung davon giebt uns Humboldt. Er und seine Begleiter kamen in die Hütte, wo die Indianer zur Feier der Juviareife versammelt waren. Dieses Fest wurde durch Tänze gefeiert, wobei man sich der rohesten Völlerei überließ. In der Hütte waren weder Tisch noch Bank, aber in systematischer Reihe standen große geschwärzte und gebratene Affen an der Mauer umher. Dieser Anblick hat für den civilisirten Menschen etwas Schauerliches. Jeder Affe ist nämlich in der Stellung eines sitzenden Kindes gebraten, und sieht man die Wilden diese Affen nach einander hernehmen und verspeisen, so wird der geringe Abscheu, den die Indianer vor dem Menschenfleische haben, sehr erklärlich. Sie tanzen sehr gerne; doch sind die Weiber davon ausgeschlossen. Das Geschäft der Weiber ist, die Männer mit gebratenen Affen, Palmwein und Palmkohl zu bedienen, wenn sie genug getanzt haben. Ein eigener Indianerstamm sind

die Omaguas,

welche längs dem Ufer des Amazonenstromes bis tief in das Brasilische hinein wohnen. Sie drücken ihren neugebornen Kindern, ohne Nachtheile für die Sinne und den Verstand derselben, den Kopf zwischen zwei Brettern so zusammen, daß derselbe platt und oben zugespitzt wird, bei welcher Verunstaltung sie sich für schön halten, indem sie dem Monde zu gleichen glauben. Diesen Indianern haben wir vorzüglich den Gebrauch des Gummielasticum zu verdanken. Sie verfertigen daraus kleine Spritzen, mit welchen sie beim Ende eines Schmauses jedem Gaste das Gesicht bespritzen, desgleichen auch kleine Röhren, die sie mit Schnupftaback füllen, welchen sie durch einen Druck in die Nase treiben, um tüchtig zu niesen und dadurch, wie sie sagen, den Geist aufzuheitern.

Die weißen Bewohner Quitos sind im geselligen Leben äußerst human, offen, redselig, gastfrei und zuvorkommend gegen Fremde. Die Frauen, an einigen Stellen ausgezeichnet schön, genießen einer hohen Achtung. Sie lieben sehr den Putz. Juwelenschmuck, besonders Diamanten und Topase, werden von den Frauen außerordentlich geschätzt. Es ist nichts Ungewöhnliches, bei besondern Festlichkeiten Damen zu sehen, deren Schmuck 20,000 bis 30,000 Thaler werth ist.

Bewohner von Peru.

Die Republik Peru wird von Spaniern, Creolen, Indiern, Negern und farbigen Menschen bewohnt. 1526 kam das Land durch Pizarro in den Besitz der Spanier. Mit beispielloser Grausamkeit wurde das gutmüthige Volk von den Eroberern behandelt und dem spanischen Joche unterworfen. Das Land wurde von einer Reihe von Vicekönigen regiert, die Peru immer nur als eine Goldgrube betrachteten. Vergeblich waren die oft wiederholten Versuche der Nachkommen der vormaligen Könige (Inkas), ihre Ansprüche auf den Thron von Peru geltend zu machen; beständig rauchte das Blutgerüste vom Blute der Rebellen, bis endlich im Jahre 1826 Bolivar und Sucre die Spanier aus Peru vertrieben. Seitdem ist Peru eine unabhängige Republik.

Unter den Indiern, die gegenwärtig Peru bewohnen, sind noch Nachkommen der alten Peruaner, die sich der Tyrannei der Spanier durch die Flucht in die andischen Gebirge entzogen haben und unter der Regierung eines Abkömmlings der vormaligen Inkas, welcher den Titel Ampuro führt, einen unabhängigen, kriegerischen Staat ausmachen. So gebildet aber ihre Vorfahren waren, so roh, träge und unwissend sind sie, dabei zugleich trotzig und starrsinnig. Ihre Hauptnahrung besteht aus geröstetem Mais, Kartoffeln und dem Ertrage der Jagd und Fischerei, und ihre Getränke bereiten sie aus gegohrnem

Mais und aus zerstampften und zerkauten Maniokwurzeln. Mehr als diese lieben sie jedoch den Branntwein, den sie durch die Europäer kennen lernten. Ihre Wohnungen sind klein und armselig, und werden von ihnen gemeinschaftlich mit den Hausthieren bewohnt. Ihre Waffen sind große Spieße, Keulen, Dolche, Bogen und Pfeile. Letztere bestreichen sie nur auf der Jagd mit einem äußerst wirksamen Gifte, nie aber im Kriege, und behandeln ihre Gefangenen mit vieler Menschlichkeit. Die Kleidung dieser Indier, deren viele ganz nackt gehen, besteht in einem kurzen baumwollenen Hemde mit halben Aermeln, und die Kleidung der Weiber in einem kurzen Unterrocke von demselben Stoffe, auf beiden Seiten offen und von den Hüften bis ans Knie reichend; die Mädchen gehen in Eva's Tracht. Beide Geschlechter bemalen den Körper mit mancherlei Farben und tragen Goldschmuck in der Nase, am Kinn und um die Arme. Die Vielweiberei verabscheuen sie; nur die Kaziken heirathen zuweilen zwei Weiber. Die Ehe ist aber bei ihnen keinesweges unauflöslich; denn wenn zwei junge Eheleute nicht mehr mit einander leben zu können glauben, so steht es ihnen frei, einander zu verlassen und sich anderweitig zu verheirathen. — Die Religion dieser Indianer ist eine Vermischung des Monotheismus (Einheit Gottes) und Dualismus (zwei Götter). Sie glauben zwar an einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und stellen sich ihn in menschlicher Gestalt vor, aber sie nehmen auch ein böses Wesen als den Urheber alles Bösen an, daß sie sich im Mittelpuncte der Erde wohnend denken und bei dessen Namen sie schon zittern. Auch von einem Leben nach dem Tode haben sie einige Begriffe. Die Verstorbenen essen in jener Welt mit ihren Verwandten Maniok und Brot, halten Tänze und liefern Schlachten. Donner und Blitz sind die Angriffe auf die Feinde, und die Milchstraße ist ein Wandelplatz der Seelen. Auch an eine Seelenwanderung glauben einige Indianerstämme. Erschlagene Feinde gehen in bösartige Thiere, Kaziken in

tapfere Krieger, treue Weiber in Affen über, die deshalb von ihnen mit den lächerlichsten Ehrenbezeugungen überhäuft werden. Die Geräthschaften der Verstorbenen werden vernichtet und ihre Hütten durch Feuer von Grund aus zerstört, um ihr Andenken desto schneller zu vertilgen. Der Leichnam des Verstorbenen wird mit allerlei Ceremonien in einen irdenen Sarg gelegt und an einem entlegenen Orte beerdigt. Einige Stämme graben die Leichname nach einem Jahre wieder aus, waschen die Knochen ab und legen die Gerippe in einen mit Hieroglyphen und Symbolen des Todes verzierten Sarg, welchen sie, nachdem sie dem Verstorbenen nochmals ein feierliches Andenken geweiht haben, wieder in das Grab senken. Auch unter diesen Indiern sind Missionen angelegt, doch hat es den Missionairen unsägliche Mühe gekostet, sich bei ihnen Eingang zu verschaffen.

Die Creolen sind auch in Peru lebhaft, beweglich, gemüthlich. Eheliche und elterliche Zärtlichkeit, kindliche Liebe, Wohlthätigkeit, Edelmuth und Gastfreiheit sind Tugenden, die man in dem Hause eines jeden Creolen findet. Ihr Hauptfehler ist Genußsucht, namentlich eine unbegränzte Liebe zu den Freuden der Tafel. Wie überall in Südamerika, versteht man auch in Peru die Kochkunst vortrefflich. Die Tracht ist schön und malerisch. Die Männer tragen den spanischen Mantel; die Frauen aus allen Ständen unter dem Mantel die Saya, ein Gewand von Sammt oder Atlaß, meist schwarz und zimmtbraun, nur bei den Damen höherer Stände roth und hellblau, in sehr schmale Falten gelegt und dicht an dem Körper anliegend, unten sehr enge und mit Fransen, Perlen und Stickereien besetzt. Seidene Strümpfe und Schuhe von Atlaß, ein schöner Shawl und ein Ueberwurf von dünner schwarzer Seide vollenden den Anzug. Die Damen sind, gleich den unsern, nach Parfümen und wohlriechenden Wassern sehr begierig, schmücken sich mit Edelsteinen und Blumen sehr reichlich und rauchen Cigarren. Uebrigens ist das Silber in Peru so gemein, daß man noch jetzt in unscheinbaren

Häusern silbernes Hausgeräth für den gemeinsten Gebrauch antrifft. Vor der Revolution war ein Vermögen von 7 bis 8 Millionen so häufig, als bei uns ein Vermögen von eben so vielen Tausenden ist.

Bewohner von Bolivia.

Bolivia oder Oberperu, das höchste Land Amerikas, und vielleicht das höchste bewohnte Land der Erde, war in den alten Zeiten ein Theil des Inkareiches. 1538 kam es, nach dem tapfersten Widerstande der Indianer, an den spanischen Thron. Im Jahre 1780 empörte sich die ganze, furchtbar gedrückte indianische Bevölkerung unter Anführung ihres Kaziken Tupal-Amru, und nur mit der größten Anstrengung gelang es der spanischen Regierung, sich diesen wichtigen Theil ihrer südamerikanischen Besitzungen zu erhalten, nachdem beinahe der dritte Theil der weißen und gemischten Bevölkerung Oberperus vertilgt worden war. Als zu Anfang des 19ten Jahrhunderts die große südamerikanische Revolution auf verschiedenen Puncten zugleich ausbrach, gehörte Oberperu zu den Gegenden, wo der Geist der Unabhängigkeit am ersten erwachte; und wurde auch dieses Volk am spätesten von der spanischen Herrschaft befreit, so bewies es doch in dem ewig denkwürdigen Freiheitskampfe eine Entschlossenheit, eine Ausdauer und einen Edelmuth, der ihm die Theilnahme aller gebildeten Nationen sicherte. Im Jahre 1825 wurde die Unabhängigkeit des Landes ausgesprochen, und es führte von nun an, seinem Befreier Bolivar zu Ehren, den Namen: Republik Bolivia.

Die Indianer von Bolivia bewahren bis auf den heutigen Tag einen kräftigen Geist. Die Schönheit und Erhabenheit des Landes, das sie bewohnen, scheint auf ihre Gesinnung vortheilhaft gewirkt zu haben. Sie sind theils Nachkommen der Bewohner des Inkareiches, welche, jetzt civilisirt und zum Christenthume bekehrt, die westliche Hälfte des Landes bewohnen, theils später bekehrte,

zur Zeit der Eroberung noch ganz wilde Stämme, theils in den Wäldern und Ebenen wild umherschwärmende Völkerschaften, bei denen die Bekehrungsversuche der Jesuiten und Franziskaner kein Glück machen. Die östlichen Indianer der Missionen sind gebildeter als irgendwo in Südamerika. Die Missionen sind zu schönen Dörfern herangereift und im Departement Santa Cruz de la Sierra sind einige sechzig Missionsdörfer, welche die unermeßlichen Wildnisse belebt machen und von deren Bewohnern man Gelehrigkeit, Sanftmuth, Gastfreiheit und patriarchalische Sitten rühmt. Die Lebensart der Bolivianer ist noch sehr einfach, wie ihre Sitten. Für geistige Kultur und religiöse Aufklärung wird bestens gesorgt. Der Ackerbau schreitet vorwärts. Die Regierung bewilligt den Fremden, die sich hier als Kolonisten niederlassen wollen, 200 bis 1200 Corden Land, eine Schafheerde, Sämereien und die nöthigen Ackergeräthschaften, sie setzt Landestheile fest, welche ertheilt werden sollen, und schreibt die Art der Kultur vor. Die Fremden müssen, um jene Begünstigungen zu erlangen, sich verpflichten, die Ländereien in 2 Jahren urbar zu machen. Auch fremde Künstler und Gelehrte, die sich in Bolivia niederlassen wollen, werden von der Regierung sehr begünstigt; sie bewilligt 500 bis 2000 Piaster jedem fremden Künstler, der Proben seines Talents abgelegt hat. Er erhält auch außerdem eine Belohnung für den Unterricht junger Bolivianer, besonders wenn er seine Familie mit sich bringt oder eine Bolivianerin heirathet. Früher bestand Gleichheit aller Religionen, aber nach der Befreiung vom spanischen Joche ist die katholische zur Staatsreligion erhoben, wiewol Niemand seiner Religion wegen angefochten wird. Unter den dortigen vielen Bergwerken steht das zu Potosi im größten Rufe.

Bewohner von Chile.

Chile, nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, die es sahen, die erhabenste Landschaft auf Erden, wo die

Natur ihre Pracht majestätisch entfaltet und ihre Gaben in reichlicher Fülle ausgestreut hat, wurde 1541 eine spanische Colonie. Doch bei der allgemeinen Umwälzung Amerikas entzündete sich auch unter den Chilesen der Funke der Revolution, und erkämpften sie sich 1818 die Freiheit. Die Zahl der Bevölkerung beträgt reichlich eine Million, welche der Abstammung nach theils Ureinwohner, theils Ankömmlinge sind, von denen die letzteren sich in Creolen, Neger und Mischlinge theilen. Die eigentlichen Chilesen sind ein sanftes, fleißiges und gutmüthiges Volk und machen den größten Theil der Bevölkerung aus. Ihre Sitten sind rein und einfach, ihre Kleidung malerisch, besonders durch den von beiden Geschlechtern getragenen Poncho. Die Spanier, die in Chile leben, haben ihren Stolz abgelegt. Die Creolen, feurig und geistvoll, wie überall, sind im Besitz des größten Grundeigenthums und der größten öffentlichen Aemter. Die Kleidung der Männer ist europäisch, doch wird ihr häufig auch der Poncho hinzugefügt. Die Frauen tragen bunte Leibchen und über einem ungeheuren Reifrocke ein Kleid von farbigem Flanell oder schwarzem Sammt. Wegen der häufigen Erdbeben werden die Wohnungen niedrig und meist nur einstöckig gebaut, und für die Jahreszeiten, in denen man Erdbeben befürchtet, errichtet man niedrige Hütten, um darin zu schlafen. Die Staatsverwaltung befindet sich auf der untersten Stufe. Die Staatswirthschaft und der öffentliche Unterricht sind erbärmlich und geben zum Aufblühen des Staats keine Hoffnung. Hier finden wir auch

die Araucanier.

Dies ist der einzige Indianerstamm in Amerika, der unablässig seine Unabhängigkeit behauptete und durch der Waffen Gewalt nie bezwungen wurde; daher sie sich die niemals besiegten Sieger nennen. Sie sind von röthlichbrauner Farbe, hohem, starken Wuchse und schönem

kräftigen Körperbau. Ihr langes schwarzes Haar tragen sie frei herabhängend; die Barthaare aber werden sorgfältig ausgerissen. Die Kleidung stimmt größtentheils mit der der übrigen Chilesen überein. Die Kinder gehen bis in das 10te Jahr nackt, dann bekommen die Knaben einen Poncho und die Mädchen ein Stück Flanell, das sie um die Hüften binden. Der Mann treibt Jagd und das Weib bestellt den Acker. Polygamie ist erlaubt. Jeder Mann nimmt so viel Weiber, als er ernähren kann, und die Zahl derselben ist an der Zahl der Webestühle und der in der Hütte brennenden Feuer zu erkennen, indem jede ihrem Manne ein besonderes Gericht kocht. Will ein Araucanier heirathen, so macht er die Sache mit dem Vater der Auserwählten ab. Die Häuser dieser Indier sind lang, schmal und niedrig, aus Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt. Ein paar Bänke und ein Tisch machen das Hausgeräthe aus; Schafpelze vertreten die Stelle der Betten. Die 4 Oberhäupter der Araucanier heißen Toquis, die Unterkönige oder Präfecten der Provinzen heißen Ulmenen. Ihre Religion ist ein reiner Naturcultus. Ein höchstes Wesen verehren sie unter dem Namen Pulian, als den unsichtbaren, großen Toqui, der seine Ulmenen hat. Außer ihm glauben sie noch an einen guten Geist und Freund der Menschheit: Meulen, an einen Teufel: Voncuba, einen Kriegsgott: Epunamun, und eine Schaar Genien. Sie glauben an Unsterblichkeit der Seele, aber nicht an Strafen nach dem Tode, weil sie Pulian für zu gut halten, als daß er Verbrechen strafen sollte, die ihm nicht schadeten. Die Lehre von den Höllenstrafen, welche die Missionaire ihnen vortrugen, war eins der größten Hindernisse ihrer Bekehrung zum Christenthume. Stirbt ein Araucanier, so wird er in seinen besten Kleidern auf den Tisch gelegt und von den Weibern beklagt, während die Männer trinken. Nach 3 Tagen wird der Verstorbene begraben, und ihm, wenn es ein Mann ist, ein getödtetes Pferd und seine Waffen, wenn es eine Frau ist, ein Theil

ihres Hausgeräths, immer aber etwas Speise mit in das Grab gegeben.

Bewohner Patagoniens.

Patagonien ist ein rauhes, wildes und unfruchtbares Land. Es ist 1520 von Ferdinand Magellan entdeckt, weshalb es auch Magellansland heißt. Er fand die Bewohner in Thierhäute gekleidet, und die um die Füße gewickelten Felle gaben ihnen das Ansehen, als ob sie Pfoten, wie Thiere, hätten. Sie sind von hohem Wuchse und starkem Gliederbau, haben einen großen Kopf, ein breites und flaches Gesicht, lebhafte Augen und kleine Hände und Füße. Des rauhen Klimas ungeachtet gehen die meisten Patagonier fast ganz nackt und begnügen sich mit einem Mantel aus Lamafellen, der um die Hüften mit einem Gürtel befestiget ist und nur bei strenger Kälte um die Schultern gezogen wird. Ihr Gesicht bemalen sie mit rother, schwarzer und weißer Erde. Um Hals und Arme tragen sie Schnüre von Glaskorallen und unter dem Knie kupferne Ringe. Sie sind ein Nomadenvolk und haben daher keine festen Wohnungen. Sie sind friedlich, sanftmüthig, gastfrei, aber auch, nach den auf sie einwirkenden Umständen, rachsüchtig und furchtbar. Die Vorstellungen, welche die Patagonier von dem Entstehen der Dinge und von einem künftigen Leben haben, beweisen, daß sie nicht ganz ohne Religion sind. Doch ist dieselbe reiner Naturdienst. Die Beerdigung der Todten wird meist von den Weibern besorgt. Der Körper wird skelettirt und dann an einen allgemeinen Begräbnißplatz gebracht, wo die Gebeine an einander gebunden, mit Federbüschen geschmückt, ordentlich bekleidet, Bogen, Pfeile und Trinkgefäße in der Hand haltend, nach der Reihe aufgestellt werden. Sie beklagen die Todten, indem sie während des Knochenschälens mit geschwärztem Gesicht um die Hütte derselben herumgehen. Die Weiber ritzen sich Brust und Wangen

blutig; die Männer schlagen mit langen Stangen auf die Erde, um die bösen Geister zu verscheuchen. Wittwen müssen ein ganzes Jahr nach dem Tode ihres Mannes in der Hütte bleiben und fasten, auch dürfen sie sich während ihrer Trauerzeit das berußte Gesicht und die Hände nicht waschen.

Bewohner des Feuerlandes.

Das Feuerland ist eine Gruppe von 11 großen und 20 kleinen Inseln. Mit ewigem Schnee bedeckte Berge, wilde Klippen, ein rauhes Klima, dicke Nebel machen sie zu den traurigsten Ländern, die je von Menschen bewohnt werden können. Die Einwohner, Pescherähs, sind klein, häßlich und so ungebildet, daß sie sich nicht einmal die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse verschaffen können. Ihre kupferbraune Haut bemalen sie mit rothen und weißen Streifen, welche ihnen ein häßliches Ansehen geben. Ihr schwarzes, zottig um den Kopf herum hängendes Haar schmieren sie mit Thran ein; daher der widrige Gestank, den sie verbreiten. Ein Seehundsfell, mit einer Schnur um den Hals befestigt, ist fast ihre einzige Bekleidung. Die Männer tragen Federmützen; auch Schürzen aus bunten Federn sieht man unter ihnen. Von ihrem häuslichen Leben wissen wir wenig. Daß mehre Familien in einer Hütte beisammen wohnen, ist wahrscheinlich. Daß die Polyandrie unter ihnen eingeführt sei, hat man aus der geringen Zahl von Weibern geschlossen. Von Religion hat man keine Spur bei ihnen gefunden, was jedoch nicht berechtiget, auf gänzlichen Mangel derselben zu schließen, da man dieses Volk noch zu wenig kennt. Sie ziehen aus einer Gegend in die andere, und zünden überall, wohin sie kommen, Feuer an. Dieser Umstand hat vielleicht den Entdecker Magellan veranlaßt, die Inseln Feuerland zu nennen. Der Boden ist ganz unfruchtbar und unvermögend, Thiere zu ernähren; daher findet man unter den vierfüßigen

Thieren bloß den Hund, und unter dem Geflügel Geier und Habichte.

Bewohner von Argentina oder La Plata.

Argentina muß als die Wiege der südamerikanischen Freiheit betrachtet werden, indem sich hier zuerst der Kampf entspann. Nach vielen, vielen blutigen Kriegen gelang es den Argentinern im Jahre 1816, sich vom spanischen Joche zu befreien. Noch eine Zeit lang bot das Land ein trauriges Bild der Anarchie dar, bis es sich endlich im Jahre 1831 zu einer Föderalrepublik ausbildete, welche aus 13 Staaten und 2 Districten besteht. Dieser ganze Staatenbund wird auch die Republik Buenos-Ayres genannt, weil der diesen Namen führende Staat der größte ist und an der Spitze der Föderation steht. Die Republik Argentina ist ein überaus wasserreiches Land. Der Rio de la Plata (Silberstrom), über welchen merkwürdige Brücken von Tauwerk führen, hat nicht nur dem Lande den Namen gegeben, sondern führt auch demselben eine hinreichende Menge Wassers zu. Durch ihn werden jene weiten Ebenen und baumlosen Grasflächen bewässert, welche unter dem Namen Pampas bekannt sind und den zahlreichen Viehheerden, die den wesentlichen Reichthum der Bewohner ausmachen, zur Weide dienen. Dieser Staat schreitet in Industrie und wissenschaftlicher Bildung rasch vorwärts. Auf Kosten des Staats werden Schulen und andere Institute eingerichtet, Posten und Straßen angelegt. Es werden jährlich 40 Jünglinge nach Europa gesendet, um auf Staatskosten erzogen und gebildet zu werden. Der Sclavenhandel ist verboten, und die Kinder der Sclaven sind frei. An der Spitze der katholischen Kirche, welche die herrschende ist, steht ein Bischof, welcher sich um die Erziehung der Jugend sehr verdient macht. Die Bevölkerung der Republik besteht theils aus Indiern, von denen die meisten noch unbekehrt sind und zum Theil in berittenen

Horden ein umherschweifendes Jäger- und Räuberleben führen, theils aus Creolen, theils aus Negern, theils aus Farbigen. Die noch unbekehrten Indianer bestehen aus verschiedenen Völkerschaften, welche nicht selten wild, kriegerisch, verschlagen, grausam und blutdürstig sind. Die vorzüglichste wilde Völkerschaft sind

die Abiponier.

Sie sind groß von Statur, braun von Farbe mit Habichtsnasen und kleinen, schwarzen, durchdringenden Augen. Die Augenbraunen und Wimpern, wie auch den Bart und die vorderen Kopfhaare reißen sie sich aus und verunstalten sich durch allerlei mit Dornen in den Leib geritzte Zeichen, welche sie mit Asche schwarz und unaustilgbar machen, indem sie sich für um so schöner und furchtbarer halten, je mehr Aehnlichkeit mit den Tigern sie sich geben können. Auch machen sie sich an verschiedenen Orten Löcher in die Haut, sogar in Lippe und Nase, und stecken Straußfedern hinein. Sie führen ein umherschweifendes Leben und sind rauh und abgehärtet. Ohne Nachtheil für ihre Gesundheit schlafen sie auf feuchtem Boden; Tage lang können sie die Sonnenhitze mit unbedecktem Haupte aushalten; plaudernd und scherzend schwimmen sie durch die größten Flüsse. Sie leben fast nur von Wurzeln und Wildpret, und trinken nichts als Wasser. Keine Art der Wollust entnervt den Abiponier in seiner Jugend, daher dauert sein Wohlsein bis in das höchste Alter, und wenn Jemand im achtzigsten Jahre stirbt, so meint man, er sei jung gestorben. Von ihrer Religion weiß man wenig. Ein höchstes Wesen scheinen sie nicht zu kennen; aber den Teufel halten sie für ihren und der Spanier Großvater, der diesen prächtige Kleider, Gold und Silber, ihnen aber Pferde und hohen Muth als Erbtheil gegeben hat. Zauberer stehen bei ihnen in großem Ansehen. Verstorbene leiden sie keinen Augenblick in ihrer Hütte, sondern schleppen sie gleich nach dem Tode auf den Begräb-

nißplatz im Walde und verscharren sie nebst Allem, was ihnen gehört, selbst die Pferde nicht ausgenommen, in eine Grube, nachdem sie ihnen vorher die Zunge und das Herz ausgeschnitten haben. Eine eigene Art von Menschen hat sich aus den Spaniern gebildet, welche die mittlere Ebene der Pampas bewohnen und wahre Beduinen und Patriarchen der Wüste sind; es sind dies

die Gauchos.

Sie führen ein höchst einsames und wildes Leben; unbekannt mit allen Genüssen und Bequemlichkeiten des Lebens, halten sie sich mit ihren Familien und Knechten in einsamen Hütten auf, haben keine andere Nahrung als das Fleisch der Heerden und verrichten alle Geschäfte, selbst das Fischen und Wasserschöpfen, zu Pferde; ja sie hören die Messe vor den Kirchenthüren zu Pferde haltend. Alle übrige Zeit bringen sie mit Essen, Trinken und Schlafen zu. Sie legen den größten Werth darauf, nach ihrem Tode in geweihte Erde begraben zu werden. Da aber viele von ihnen weit von einer Kirche entfernt leben, so lassen sie oft die Leichen ihrer Verstorbenen unbeerdigt, nur mit Steinen und Zweigen bedeckt, auf dem Felde liegen, und bringen nach einiger Zeit die Knochen zum Pfarrer, damit er dieselben bestatte. Andere kleiden den Todten an, setzen ihn auf ein Pferd und lassen ihn zum Pfarrer reiten.

Bewohner von Uruguay.

Dieses Land, welches in Hinsicht der Natur, des Klimas und der Producte der Republik Argentina ähnlich ist, stand früher unter spanischer Herrschaft und führte den Namen der Provinz Montevideo. Später wurde es, nachdem sich Buenos-Ayres und Brasilien eine Zeit lang um dasselbe gestritten, für völlig unabhängig erklärt und hat nun als Freistaat Uruguay seine eigene Verfassung.

Der Schulunterricht wird auf Kosten des Staats ertheilt; doch haben die angesehensten Familien auf ihre Kosten auch eine weibliche Erziehungsanstalt errichtet. Jeder Fremde, der sich im Lande niederläßt, erlangt das Staatsbürgerrecht. Jeder Bauer, der sich auf seine Kosten hieher begiebt, erhält in der Nähe einer Stadt 60 Morgen Landes und die Nahrungsmittel bis zur ersten Ernte; nach 20 Jahren erst zahlt er Abgaben an das Land. Seltsam ist die Obliegenheit der Staatsregierung, die Briefe der Staatsbürger gratis zu besorgen. Die Bewohner von Uruguay sind Spanier und Einheimische, welche theils civilisirt und mit Spaniern vermischt, theils noch uncultivirt sind. Unter diesen Letztern verdienen vornehmlich

die Charruas

einer Erwähnung, welche durch ihre Tapferkeit und Verschlagenheit den Spaniern viel zu schaffen gemacht haben, und auch noch jetzt den Ruhm tapferer Krieger behaupten. Sie wohnen unter Häuten, die über ein paar grüne Zweige ausgebreitet werden. Ihre gewöhnlichste Nahrung ist das Fleisch wilder Kühe. Sie machen ihre Privatstreitigkeiten nie mit gewaffneter Hand aus, sondern bläuen einander so lange, bis Einer von Beiden davon geht. Trauer über den Tod naher Verwandten äußern die Männer nie, die Frauen aber durch Ablösen eines Gliedes am Finger, oder durch Zerfleischen der Brust, Arme u. s. w. Von Tanz und Musik findet man bei diesem Volke keine Spur. Auch von ihrer Religion ist nichts bekannt.

Bewohner von Paraguay.

Paraguay ist überaus üppig und trägt ganz den Character der Tropenvegetation an sich. Der Nationalreichthum des Landes besteht in dem berühmten Paraguaythee (Jesuitenthee), welcher sich von dem chinesischen wesentlich unterscheidet. Man packt diesen der Gesundheit

sehr zuträglichen Thee in Ochsenhäute und führt ihn in großer Menge in die übrigen Länder von Südamerika. Nach Europa aber kann er nicht versendet werden, weil er in kurzer Zeit seinen Geruch verlieren würde. Paraguay stand früher unter spanischer Herrschaft, erklärte sich aber 1811 für unabhängig und ernannte den Advocaten Doctor Francia zuerst auf drei Jahre, dann auf Lebenszeit zum Dictator. Als solcher beherrscht er Paraguay, welches unter seiner Regierung an Macht und Wohlstand augenscheinlich gewonnen hat. „Ich bin es der Wahrheit schuldig," schreibt Grandsire aus Paraguay, „zu sagen, daß nach Allem, was ich sehe, die Einwohner von Paraguay unter einer guten Regierung die glücklichste Ruhe genießen. Man reis't hier ohne Waffen, die Thüren der Häuser sind kaum verschlossen. Diebstahl wird mit dem Tode bestraft und der Eigenthümer des Hauses, oder die Gemeinde, in welcher der Raub geschehen ist, muß Ersatz leisten. Bettler sieht man gar nicht; alle Menschen arbeiten. Der Dictator läßt die Kinder der Armen auf Kosten des Staats erziehen. Alle Einwohner können lesen und schreiben. Die Alkaden, welche jährlich vom Volke gewählt werden, sorgen für den Schulunterricht und bestimmen, wie lange die Kinder die Schule besuchen müssen." Die katholische Religion ist Staatsreligion; doch hört man nichts von Verfolgung anderer Glaubensgenossen. Alle Klöster sind aufgehoben, und diejenigen Mönche, die nicht in den weltlichen Stand zurücktreten wollen, für unnütze Glieder des Staats erklärt worden. Die Bevölkerung von Paraguay besteht aus Spaniern, Creolen, Indianern, Negern und Farbigen. Zwei Drittheile davon sind Indianer, deren viele zum Christenthume bekehrt und civilisirt sind, während viele Stämme aber auch noch wild in den Wäldern umherstreifen und zuweilen in das Dictatorat zum Besuch kommen. Von den wilden Völkerstämmen führen wir auf:

Die Payaguer,

welche große, kräftige Menschen sind und zu den wildesten Indianern gehören. Sie sind im Schwimmen, Fischen und Schiffen ungemein geschickt. Von Kleidung wissen nur Wenige etwas, höchstens bedienen sie sich eines kurzen Hemdes das die Weiber aus Baumwolle verfertigen; die Meisten malen sich ein Hemde, eine Weste und ein Paar Hosen auf den bloßen Leib. Die Haare färben sie blutroth; in das eine Ohr binden sie einen Geierflügel; Hals, Arme und Beine schmücken sie mit Glaskugeln, Korallen u. dgl., und der Lippenschmuck hängt bis auf die Brust hinab. Ihre Lieblingsspeise sind Fische; die Milch verabscheuen sie, aber den Trunk lieben sie sehr. Ihre berauschenden Getränke, Chika genannt, verfertigen sie aus Honig, Manioc und Johannisbrot. Die Todten werden auf die gewöhnliche Weise begraben und die Gräber mit Hütten überbaut. Sie glauben, daß die Guten nach dem Tode an einen Ort, wo viele Fische sind, die Bösen aber in einen Feuerpfuhl kommen. Ferner gedenken wir der ziemlich zahlreichen

Guanas,

die im Kriege tapfer sind und Alles, was männlich und über 12 Jahre alt ist, erwürgen, jedoch nie einen Krieg anfangen. Sie wohnen unter großen, gewölbten, mit Stroh gedeckten Hütten, worin für 12 Familien Platz ist. Die Zahl der Weiber ist nicht groß, weil die Mütter die meisten weiblichen Kinder gleich nach der Geburt umbringen und verscharren, damit die Mädchen desto mehr Nachfrage und ein glücklicheres Loos haben. Wenn ein Mädchen heirathet, bestimmt sie zuvor, welche Geschäfte sie übernehmen, und ob sie mehre Frauen neben sich leiden wolle. Bei den Guanas müssen schon die Knaben von 8 Jahren früh aufs Feld ziehen, und wenn sie des Abends hungrig nach Hause kommen, werden sie tüchtig durchgehauen, von alten Weibern gekniffen und

mit spitzigen Knochen gestochen, worauf sie, wenn sie dieses alles ohne Aeußerung von Schmerz ausgehalten haben, von den Müttern Mais und Bohnen zu essen bekommen. Die medicinische Praxis wird hier von alten Weibern betrieben. Ihre Todten beerdigen sie, um recht oft an sie zu denken, dicht vor den Hütten.

Bewohner von Brasilien.

Das Kaiserthum Brasilien gewährt einem verständigen und fleißigen Volke einen glücklichen Aufenthalt. Die unermeßlichen Urwaldungen, reich an den prachtvollsten, schönsten, edelsten und nützlichsten Holzarten, namentlich den seit 300 Jahren berühmten Färbehölzern, sind ein Nationalschatz von nicht zu berechnendem Werthe. Einige Provinzen Brasiliens haben im eigentlichen Sinne des Worts goldenen Boden, den man, um Gold zu gewinnen, nur auswaschen dürfte, ohne daß man nöthig hätte, das Gold der reichen Minen bergmännisch auszubeuten. Alle Flüsse Brasiliens führen Gold. An Eisenminen und Edelsteinen hat kein Land so großen Reichthum wie Brasilien, dem übrigens seine geographische Lage die Kultur aller Gewächse der Erde gestattet. Dieses glückliche Land hat 5 Millionen Einwohner, von denen 2 Fünftheile Indianer, eben so viel Neger, Mulatten und Mestizen, und 1 Fünftheil Weiße sind. Die Eingebornen theilt man gewöhnlich in zwei Classen, in gezähmte oder civilisirte Indier, und in wilde Horden. Die Ersteren bewohnten, als die Europäer zuerst dies Land besuchten, bloß die Seeküste. Bei ihnen herrschte der Gebrauch, die Gefangenen zu mästen, an einem festlichen Tage mit einer mit bunten Federn geschmückten Keule zu erschlagen und dann aufzufressen. Sie sind nun civilisirt und haben durch die Veränderung ihrer Lebensweise auch ihre Originalität verloren. Die wilden Horden befinden sich noch in ihrem ursprünglichen Zustande, sind in verschiedene Stämme getheilt und bewohnen die brasilianischen Wild-

nisse. Die bekanntesten und merkwürdigsten der noch wild im Innern Brasiliens hausenden Stämme sind die Botocudos und die Camacans.

Die Botocudos.

Die Botocudos wohnen in Wäldern und zeichnen sich durch ihr originelles Aeußere und durch mancherlei eigene Characterzüge aus. Sie tragen in ihren Ohren und in ihrer Unterlippe große Holzpflöcke, die ihnen schon im siebenten oder achten Jahre eingemacht werden. Man spannt die Ohrzipfel und Unterlippe aus, stößt mit einem harten, zugespitzten Holze Löcher hindurch und steckt in dieselben erst kleine Hölzer, die man von Zeit zu Zeit mit größeren vertauscht. Diese Pflöcke haben große Unreinlichkeit zur Folge und sind ihnen beim Essen sehr hinderlich. Sie bemalen den Körper, gehen völlig unbekleidet, verschneiden das Kopfhaar und reißen alle übrigen Haare aus. Um sich im Walde zusammenzurufen, bedienen sie sich eines kurzen, gewöhnlich aus der Schwanzhaut des großen Gürtelthieres verfertigten Sprachrohres. Ihre Hütten bestehen aus Blättern von Kokospalmen. Wenn sie eine Gegend verlassen, so nehmen sie ihre wenigen Habseligkeiten auf den Rücken und suchen sich einen anderen Wohnort, der ihnen bequemen Unterhalt verschafft. Die Ehen werden bei den Botocudos ohne alle Ceremonie geschlossen, aber auch leicht wieder aufgelös't. Ein Mann hat gewöhnlich so viele Weiber, als er ernähren kann, deren Zahl zuweilen bis auf zwölf steigt. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht. Da sie weder von sittlichen Grundsätzen geleitet, noch in den Schranken der bürgerlichen Ordnung gehalten werden, so folgen sie bei ihren Handlungen nur den Eingebungen ihres Instincts und ihrer Sinne. Rachsucht und Eifersucht sind bei ihnen vorherrschend, doch zeigen sie sich, mit Wohlwollen behandelt, auch gutmüthig, treu und anhänglich. Da Unmä-

ßigkeit ihnen in hohem Grade eigen, erwirbt man sich ihre Freundschaft am sichersten durch Befriedigung ihrer Eßlust. Unter allem Wildpret sind ihnen die Affen am angenehmsten, wodurch sich auch die unter ihnen herrschende Sitte, Menschenfleisch zu essen, leicht erklärt. Sie tödten alle in ihre Hände gefallenen Feinde und verzehren ihr Fleisch. Die Botocudos haben eine Menge komischer Vorstellungen von schwarzen, theils großen, theils kleinen bösen Geistern. Wenn der große Teufel erscheint und ihre Hütten durcheilt, so müssen Alle, die ihn erblicken, sterben. Er hält sich nicht lange auf; er kommt, setzt sich ans Feuer, schläft ein und geht dann wieder fort. Findet er auf den Gräbern kein Feuer, so gräbt er die Todten aus. Unter allen Himmelskörpern steht der Mond bei ihnen im größten Ansehen. Ihm schreiben sie Donner und Blitz, das Mißrathen gewisser Nahrungsmittel und Früchte zu. Stirbt ein Botocude, so begräbt man ihn schnell in seiner Hütte oder in der Nähe derselben, worauf der Platz verlassen und ein anderer gewählt wird. Hat man den Verstorbenen sehr geliebt, so baut man noch eine besondere Hütte von Kokosblättern über sein Grab. Von Verstümmelung des Körpers als Zeichen der Trauer findet man keine Spur unter diesem Volke.

Die Camacans.

Die Camacans haben eine schöne braune, oft ziemlich dunkle Farbe. Sie erbauen ihre Hütten von Latten und bedecken sie mit Tafeln von Baumrinde. In denselben bereiten sie Schlafstellen von Stangen auf vier Pfählen, welche sie mit Bast bedecken; die Kinder pflegen mit den Hunden auf der Erde zu liegen. Die Weiber Gerden von ihren Männern etwas streng behandelt. w egen Kranke und Hülflose bezeugen sie eine große Gleichgültigkeit. Fast das Einzige, was sie an dem Kranken thun, ist, daß sie ihn mit Tabacksrauch beblasen. Stirbt ein Kranker, so versammeln sie sich um ihn her, beugen den

Kopf über den Todten hin und heulen Tage lang heftig, welches Zeichen der Trauer jedoch erkünstelt ist. Die Todten, welche oft lange über der Erde stehen, beerdigen sie nackt und in sitzender Stellung. Die Seelen der Verstorbenen sollen sie als ihre Götter ansehen und glauben, daß sie, wenn sie im Leben nicht gut behandelt worden sind, als Unzen wiederkehren, um den Lebenden zu schaden.

Unter den weißen Bewohnern Brasiliens spielen die Portugiesen die erste Rolle; denn sie haben nicht nur die Macht und das Staatsruder in den Händen, sondern sie besitzen auch die meisten Reichthümer. Stolz und Trägheit werden ihnen zum Vorwurfe gemacht, doch leben sie im Essen und Trinken sehr mäßig. Man kleidet sich in Brasilien nach englischer Art und lebt orientalisch. Die Hauskleidung der Frauen ist ein dünnes Gewand vom feinsten Musselin oder Battist. Wenn sie ausgehen oder sich zur Visite tragen lassen, werfen sie einen langen schwarzseidenen Mantel um, der auch über den Kopf geht. Sie sind von schwarzen Dienerinnen umgeben, die mit ihnen im vertrautesten Umgange leben, oft aber auch die härtesten Grausamkeiten von ihnen erdulden müssen. Nach der Landessitte darf eine Frau nur selten ausgehen. Wird sie Mutter, so stillt eine schwarze Amme das Kind, worauf dann die Sclavinnen es unterrichten. Reinlichkeit wird in den Häusern selten gefunden und vom Ungeziefer aller Art wird man gemartert. Die hier herrschende chinesische Sitte, die Nägel an den Fingern sehr lang wachsen zu lassen, zeugt von der Unthätigkeit und dem Müssiggange, welchem man sich ergiebt. Das Schnupfen des Tabacks ist in Brasilien bei allen Classen weit beliebter, als das Rauchen; selbst der ärmste Sclave hat seine Tabacksdose. Bei Begräbnissen wird eine ausschweifende Verschwendung getrieben. Ein Uebelstand ist es jedoch, daß keine Leiche über 12 Stunden liegen bleiben darf und die Kirchen zur Grabstätte dienen. Kinder werden in offenen Särgen zur Kirche gefahren, wie Engel gekleidet, geschmückt und gepudert. Erwach-

sene werden häufig im Mönchsgewande begraben, vornehme Militair- und Civilpersonen gewöhnlich im Costüme der Christusritter, den Helm auf dem Kopfe, gestiefelt und gespornt. Die Beerdigungen finden in der Regel bei Nacht statt. Der Sarg ist mit schwarzem Tuche oder Sammt überzogen, reich mit goldenen Tressen besetzt und so eingerichtet, daß der Deckel zu beiden Seiten aufgeschlagen werden kann. In der Kirche angekommen, wird er auf einen Sarkophag gesetzt und geöffnet; das Gefolge erhält eine brennende Wachsfackel. Dann beginnt die Todtenfeier, gewöhnlich von vortrefflicher Musik begleitet. Hat der Priester sein Gebet beendigt, ist das heilige Wasser über den Todten ausgegossen, so giebt man ihm ein paar Kannen ungelöschten Kalk mit auf den Weg, schließt den Sarg und schiebt ihn in eine der Nischen, welche in den Außenmauern der Kirchen und Klöster angebracht sind. Die Regierung ist erblich. Der Kaiser und die Generalversammlung repräsentiren die brasilianische Nation. Der letzteren ist, unter Sanction des Kaisers, die gesetzgebende Gewalt übertragen; auch bestimmt sie die jährlichen Staatsausgaben. Der Kaiser hat die Executivgewalt, beruft die Generalversammlung, erklärt Krieg, schließt Frieden, hat aber davon jedesmal die Generalversammlung in Kenntniß zu setzen. Die römisch-katholische Kirche ist die herrschende des Reichs; alle übrigen werden geduldet, doch dürfen ihre gottesdienstlichen Gebäude nicht die äußere Form von Kirchen haben. Die Haupt- und Residenzstadt ist Rio de Janeiro, die Wunderstadt Brasiliens, die durch schöne, nach der Schnur angelegte Hauptstraßen und viele große, prachtvolle Gebäude sich auszeichnet. Die Straßen sind meist eine Viertelstunde lang und durchgehends mit Gewölben und Kaufläden geschmückt. Unter den Kaufläden sind besonders die Sclavenmagazine zu bemerken. Als Doctor Meyen in Rio war, besuchte er die Magazine der Sclavenhändler und fand in solchen Läden mehrere hundert dieser unglücklichen Geschöpfe, die ganz nackt waren, und nur um

die Schamgegend ein kleines Stückchen Zeug hatten; das Kopfhaar war bei den meisten abgeschoren, so daß sie scheußlich aussahen. Sie saßen entweder reihenweise auf kleinen Bänken oder hatten sich auf die Erde niedergekauert. Ihr Zustand war schaudererregend. Die meisten, welche hier ausgeboten wurden, waren Kinder, und beinahe alle waren (am häufigsten auf den edelsten Theilen) mit glühenden Eisen gezeichnet. Ja, es sollen Mädchen gefunden werden, welchen man das Eisen auf die junge Brust gedrückt hat! — Nicht nur durch die Unreinlichkeit und die üble Ausdünstung, welche auf den Sclavenschiffen herrscht, sondern hauptsächlich durch die schlechte Nahrung, welche während der Ueberfahrt aus gesalzenem Fleische, Speck und Bohnenmehl besteht, bekommen diese armen Geschöpfe ein höchst trauriges Aussehen. Ihre Haut ist voll Ausschlag, und mit kleinen, umsichgreifenden Geschwüren bedeckt. Die schwarze Farbe der Haut hat durch Hunger und Elend ihren Glanz verloren. Wenn man dazu die dummen, gaffenden Gesichter nimmt, so sieht man diese Unglückskinder nicht gerne an. In Rio giebt es Leute, welche sich sonst durch Bildung und Humanität auszeichnen, dessenungeachtet aber die Neger nicht als zum Menschengeschlechte gehörend betrachten. Nach diesen erstaunenswerthen Grundsätzen werden denn auch die Sclaven behandelt, und, wie man sich in Rio fortwährend rühmt, außerordentlich milde. Man muß erst lange Zeit daselbst gelebt haben, bis das Gemüth sich an den beständigen Anblick des Elendes und an die entehrende Unterdrückung gewöhnt, um eine solche Sprache verstehen zu können. Wenn Neger gekauft werden sollen, untersucht man sie vorher, wie man bei uns das Vieh zu untersuchen pflegt. Damit die Neger den Käufern gegenüber nicht träge und niedergeschlagen aussehen, giebt man ihnen vorher reizende Sachen zu essen, oder man wendet andere Mittel an, um sie zur Lebhaftigkeit zu zwingen, welche schneller wirken, z. B. Ohrfeigen, Rippenstöße rc. Der Besitzer eines solchen Sclavenladens kommt

dem Fremden mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegen, reicht ihm die Hand und giebt ihm die Versicherung, daß er außerordentlich gute Waare habe. Er läßt sogleich einige Unglückliche aufstehen, und da er den Stock in der Hand hat, müssen sie sogleich ihre Künste machen. In Brasilien ist der Menschenhandel ungefähr das, was in Europa der Pferdehandel ist. Schon lange vorher, ehe der Tag anbricht, sieht man Tausende von Sclaven umhergehen, um Arbeit zu suchen. Marktplätze und Hafen sind damit angefüllt und man kann kaum einige Schritte gehen, ohne von ihnen angesprochen zu werden. Diese armen Sclaven müssen selbst für ihre Beköstigung sorgen und ihrem Herrn täglich ein bestimmtes Geld nach Hause bringen. Wenn sie nicht so viel nach Hause bringen, als sie abliefern sollen, so erhalten sie Schläge; verdienen sie mehr, als sie abzuliefern haben, können sie es einstweilen für sich behalten, um an andern Tagen, wenn sie nicht so viel eingenommen haben, als verlangt wird, von ihrem Ueberschusse das Nöthige zu der geringern Summe hinzuzulegen. Solche Sclaven müssen ihrem Herrn manchmal in einem Tage eine Summe heimbringen, welche einem Thaler preußisch gleichkommt. Einige Herren schicken ihre Sclaven in die Steinbrüche, andere, und deren Zahl ist beträchtlich, schicken sie ins Freie, um Insekten zu fangen, woher es kommt, daß man zu Rio die glänzendsten Insekten so billig kaufen kann. Hat ein Sclave erst eine gewisse Fertigkeit erlangt, so kann er nahe in der Umgegend von Rio bei schönem Wetter in einem Tage mehr als 5 bis 600 Käfer nach Hause bringen. Dieser Handel ist sehr einträglich, da das Hundert mit etwas mehr als 4 Thalern preußisch bezahlt wird. Sclaven wie Farbige werden überall verachtet. Nie geht ein Weißer einem Sclaven oder Farbigen aus dem Wege, auch dann nicht, wenn der arme Sclave so beladen ist, daß ihn die Last fast zu Boden drückt. So wie man bei uns die Hunde behandelt, schiebt der Weiße den Farbigen mit dem Stocke aus dem Wege. Ist das Ge-

dränge auf den öffentlichen Plätzen oder im Hafen so groß, daß die Sclaven unmöglich ausweichen können, so schlagen die Weißen auf sie los, um sich die Bestien, wie sie sich auszudrücken belieben, aus dem Wege zu schaffen. Allgemein rühmt man in Rio den Franzosen mit Recht nach, daß sie ihre Sclaven am mildesten behandeln. Seit die Sclaveneinfuhr verboten ist, ist diese Waare im Preise gestiegen und dadurch vielleicht einige Hoffnung vorhanden, daß die liebevollen weißen Eigenthümer ihre schwarzen Bestien etwas schonender behandeln müssen, damit die Arbeit, was später doch einmal geschehen wird, nicht sobald an sie komme. Nach wenigen Jahrzehnten könnte leicht der Fall eintreten, daß die Sclaven von ihrer Uebermacht Gebrauch machen dürften, wenn die Weißen nicht klug genug sind, durch Freilassung diesem Uebelstande zuvorzukommen. Auch hier ist jedes von einer Sclavin geborne Kind Sclave, während jedes Kind von einer freien Frau (auch in dem Falle, daß der Vater Sclave ist) frei ist. Jede Sclavin, die von einem freien Manne geheirathet wird, ist frei. Die Zahl der freien Neger und überhaupt der freien Farbigen ist schon sehr groß, da seiten eine reiche Person stirbt, ohne mehren ihrer Sclaven oder gar allen die Freiheit zu schenken. Aus solchen Freigelassenen besteht in Rio die furchtbarste Hefe des Volkes, die sich zu Allem gebrauchen läßt, und durch die Freilassung sich zum Arbeiten zu gut fühlt, so bald in Noth geräth, und dann zu unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht nimmt. Diese Freigelassenen sind es, durch welche der rachsüchtige Portugiese, sowie der Brasilier seine finstern Pläne ausführen läßt; diese Freigelassenen sind es, welche Tumulte veranlassen und ausführen, die schon öfter über Brasiliens politischen Zustand entschieden haben.

Bewohner Westindiens.

Die große Inselgruppe der Antillen, im heißen Erdstriche liegend, ist mit herrlichen Erzeugnissen der Natur überaus gesegnet, hat ein feuchtes Klima, wodurch die Glut der Sonnenstrahlen gemildert wird, aber die Luft in den niedrigen Strichen ungesund und für die Europäer auf manchen Inseln lebensgefährlich ist. Auch unter dem brennenden Himmel dauert die Feuchtigkeit fort, und befindet man sich in den niedrigen Küstenstrichen gleichsam in einem Dampfbade, wodurch die Fibern leiden und die Lebensthätigkeit unterbrochen, so wie eine allgemeine Abspannung bewirkt wird. Die Europäer verlieren hier ihre lebhafte Gesichtsfarbe, und der Krankheitsstoff, der sich aus den Morästen in der Nähe entwickelt, enthält für Menschen aus kalten Erdstrichen den Keim zum gelben Fieber, das überaus verheerend ist. Unter den Gewächsen, welche Westindien in Menge hervorbringt, nehmen Kaffee und Zucker eine bedeutende Stelle ein, daher eine kurze Beschreibung derselben. Der Kaffeebaum ist eine immergrüne, 12 bis 15 Fuß hohe Staude, mit einander gegenüberstehenden, ovalen, lanzenförmigen und spitzigen Blättern. Die weißen Blüthen sind denen des Jasmins ähnlich und riechen angenehm. Wenn die Früchte des Kaffeebaumes so weit gediehen sind, daß die Hülle die Farbe einer Kirsche hat, sind sie reif, und dann muß die Ernte beginnen. Jede Frucht enthält zwei Bohnen, welche vermittelst einer Maschine von ihrer Hülse befreit werden. Wild wächst die Staude im glücklichen Arabien. Der arabische Kaffee ist der beste und wird nach dem Hafenorte Mokka, von welchem der meiste ausgeführt wird, Mokkakaffee genannt. Ein Kaffeebaum von mittler Größe hat gewöhnlich 1 Pfund Kaffee, ein großer, kräftiger Baum 3 bis 4 Pfund. Im Ganzen werden auf Erden ungefähr 200 Millionen Pfund gewonnen, von denen 16 Millionen Pfund auf Arabien kommen.

Ein Zuckerrohrfeld bietet zur Blüthezeit einen überaus reizenden, schönen Anblick dar. Je nachdem die Beschaffenheit des Bodens ist, erreichen die Pflanzen eine Höhe von 3 bis 8 und mehr Fuß. Ist die Pflanze reif, so erscheint das Feld als ein großer goldener Teppich, der von den Sonnenstrahlen durch breite Streifen vom schönsten Purpurroth schattirt wird. Der Gipfel des Rohrs ist schwärzlich grün, wenn er aber in Folge der großen Hitze trocknet, verwandelt sich die Farbe in rothgelb. Von der Höhe des Rohrs hängen lange, schmale, flache, fein gezähnte Blätter herab, die sich zu trennen scheinen, um einen versilberten, 2 bis 6 Fuß hohen Stiel ausbrechen zu lassen, auf dessen Gipfel eine weiße gestreifte Blume sich wiegt. Wenn ein solches Feld, was nicht selten der Fall ist, in Brand geräth, entsteht dadurch eine so schreckliche Feuersbrunst, als man sich nur denken kann. Reißend schnell greift die wüthende, zerstörende Flamme um sich, und das Alles verschlingende Feuer ist höchst selten in seinem Laufe zu hemmen. Die arbeitenden Neger inmitten der Flammen, die mit Ungeduld des Ausganges harrenden weißen Besitzer, die allgemein herrschende Bewegung, Unordnung und Verwirrung, die rasche Verbreitung, das Knistern und Prasseln des brennenden Rohres, über welchem die Rauchwolken emporsteigen, bilden einen Grausen erregenden, nicht zu beschreibenden Anblick.

Die Bewohner dieser schönen Inseln sind größtentheils Neger, als Sclaven, oder Weiße, verschiedenen Völkern Europas angehörend, als Herren.

Die Neger Westindiens.

Diese unglücklichen Menschen, welche ihrem Vaterlande entrissen, zum Theil gewaltsam von ihren Familien getrennt, auf den Sclavenschiffen ärger als das Vieh behandelt werden, haben ein trauriges Loos. Möge es auch immerhin einige menschliche Pflanzer und Sclavenbesitzer geben, so ist doch unbestreitbar, daß der größere Theil sein

Sclavenvieh nur erträglich behandelt, um es sich länger zu erhalten, und Eigennutz die Quelle des bessern Looses ist, welches diesen unglücklichen Schwarzen zu Theil wird. Durch Thränen, Jammer und Blut der schwarzen Leute erwirbt der Pflanzer seine Reichthümer, durch Unmenschlichkeit der Seelenverkäufer sein Vermögen. Haben sich auch mächtige Regierungen vereinigt, den Sclavenhandel zu unterdrücken, und schon vielen solchen Unglücklichen die Freiheit verschafft, so dauert der Menschenhandel dessenungeachtet immer fort. Viele dieser Neger sterben schon in den Schiffsräumen, theils aus Mangel an guter Nahrung und reiner Luft, theils am Heimweh. In den Kolonien vermindern sich die Negersclaven, weshalb jährlich neue Zufuhr nöthig wird, um die Zahl vollständig zu erhalten. Die jährliche neue Zufuhr beläuft sich auf viele Tausende. Ist es den Negern zu verdenken, wenn sie gegen grausame, stets zum Strafen, nie zum Wohlthun willige Herren hartnäckig werden, und jede Gelegenheit, welche sich darbietet, benutzen, gegen die unmenschlichen Unterdrücker Rache zu üben? Giebt es auch unter den Negern, wie unter den übrigen Erdbewohnern, Menschen, welche für empfangene Wohlthaten nicht dankbar sind, so ist es doch auch durch zu viele Beispiele erwiesen, daß es deren auch viele giebt, welche die größte Dankbarkeit an den Tag legten, und willig das eigene Leben für das ihres Herrn darboten und darbrachten. Die unmenschlichen Treiber dieser armen Geschöpfe gehören nur zu häufig dem Auswurfe der Menschheit an. Die Europäer, die Herren, sind meist stolz und übermüthig geworden auf und durch die Reichthümer, welche ihre Sclaven ihnen erwarben. Kommt man in die wichtigsten großen Seestädte Westindiens, so findet man, daß auf den Straßen sich am Tage meistens Neger oder Farbige bewegen, und die wenigen Weißen, welche man erblickt, sind Matrosen oder Kaufdiener. Die halbnackten Neger, welche die Kaufmannsgüter in die Magazine schleppen, tragen weiße leinene Unterkleider, und sind übrigens nackt.

Völkerkunde

oder

Lebensweise, Sitten und Gebräuche

der verschiedenen Völker.

Bewohner Europa's.

Woher und warum Europa so geheißen ist, geht über die Grenzen der Geschichte hinaus, wenn wir nicht jener alten Sage der Griechen Glauben beimessen wollen, nach der es seinen Namen von der Europa, der vom Jupiter nach der Insel Kreta entführten Tochter des Königs von Phönizien, erhalten haben soll. Wenn Asien als die Wiege des menschlichen Geschlechts betrachtet werden muß und wir deshalb mit der Beschreibung der asiatischen Völker den Anfang gemacht haben, so verdient Europa die Wiege aller Kultur genannt zu werden, indem es nicht nur seit den ältesten Zeiten der Sitz der gebildetsten Völker war, sondern auch der Mittelpunkt ist, von welchem aus die Kultur über alle bekannten Punkte der Erde sich verbreitet hat. Europa wird oft von Reisenden, welche andere Welttheile, namentlich die tropischen Gegenden von Asien und Amerika besucht haben, unbillig, wie es scheint, gegen jene Länder zurückgesetzt, weil es sich nicht mit der Fülle und Pracht der Vegetation und der Größe und Herrlichkeit vieler Naturerscheinungen jener Gegenden messen kann. Werden aber Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, so möchte es sich doch wohl finden, daß Europa in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen sei. Europa hat im Vergleich mit andern Theilen der Welt

nur unbedeutende Gebirge, Flüsse u. s. w., seine Wälder halten keinen Vergleich aus mit den Urwäldern Amerika's, seine mächtigsten Thiere sind schwach und unbedeutend gegen die Riesen der Thierwelt in Afrika und Asien, dafür aber tritt auch die ganze Natur dem Menschen in Europa freundlicher und milder entgegen. Der strengste nordische Winter in Europa ist weder so lang noch so furchtbar, als die Sibiriens und Nordamerikas. Wir kennen nicht die Wuth der Orkane Westindiens, nicht die furchtbaren Extreme der Hitze und Kälte, wie Asien und Amerika sie darbieten; der Himmel strahlt bei uns nicht in tropischer Pracht, aber wir kennen auch nicht jene furchtbaren, verheerenden Krankheiten, welche die Einwohner jener glücklich gepriesenen Länder so oft heimsuchen. Wir kennen nicht jene, allem Leben feindseligen, unendlichen Wüsten Afrikas und Asiens, jene unendliche Menge, theils gefährlicher, theils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Thiere und Insecten. Unbesorgt überläßt der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiesen, ohne den giftigen Hauch einer verpesteten Luft, oder die Gewalt und das Gift mächtiger oder gefährlicher Thiere und Gewürme zu fürchten. Das meist überall milde Klima, die durchaus gesunde Luft geben dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im Allgemeinen vor allen Völkern der Erde auszeichnet, und begründen wenigstens zum Theil seine entschiedene Geistesüberlegenheit.

Europa ist so dicht bevölkert, daß von seinen 235 Millionen Bewohnern fast über 1000 auf eine Quadratmeile kommen. Doch ist diese Bewohnerzahl sehr ungleich über die verschiedenen Länder vertheilt; denn im nördlichsten Europa sind meilenbreite und meilenlange Strecken anzutreffen, die von Menschen weder bewohnt, noch besucht werden, während man im mittleren und südlichen Europa viele Striche findet, wo jeder Fußbreit von Menschen benutzt ist. Die europäische Volksmasse theilt man nach Sprache und Sitten in 14 Hauptna-

tionen, doch lassen sich diese auf die drei großen Hauptmassen der lateinischen, germanischen und slavischen Völker zurückführen. Hinsichtlich der Religion unterscheiden sich in Europa: Christen, Juden, Muhamedaner und Heiden, wenn wir die im nördlichen Winkel von Europa, am Eismeer versteckt liegenden Samojeden heidnisch nennen wollen, weil sie neben dem höchsten Wesen auch noch dem Urheber des Bösen göttliche Verehrung erzeigen und Zauberer unterhalten. Die christliche Religion, deren vornehmster Sitz und Mittelpunkt Europa ist, zerfällt in drei Hauptsecten: die römisch-katholische, die protestantische und die griechische, neben welcher noch einige kleinere bestehen, als die Socinianer, Mennoniten, Methodisten, Quäker und Herrnhuter.

Die Beschäftigungen der Europäer sind höchst mannigfaltig. Nur die Bewohner des nördlichen und östlichen Europa sind Hirten- und Jagdvölker, die übrigen sind seßhafte Völker. In mehren Ländern steht die Kultur auf einer sehr hohen Stufe. Ackerbau und Viehzucht werden mit vielem Fleiße betrieben. Der Handel ist fast in allen Ländern gleich lebhaft, und Wissenschaften und Künste sind in Europa bis zu einer in andern Welttheilen nicht erreichten Stufe der Vollkommenheit gelangt. Es giebt fast kein selbstständiges europäisches Volk, welches nicht den Wissenschaften und Künsten huldigte; doch am weitesten haben es darin die Völker germanischer und römischer Abstammung gebracht. Daher die große Menge von Schulen und Instituten für die gemeinnützigsten Kenntnisse, wie für die erhabensten Wissenschaften. Bei der Beschreibung der einzelnen Völker wird, wie auch in den übrigen Welttheilen meistens geschehen, die politische Eintheilung zum Grunde gelegt, und machen wir mit den Bewohnern von Spanien den Anfang.

Bewohner von Spanien.

Die Spanier sind von mittler Größe. Hohe Gestalten giebt es selten unter ihnen; doch sind sie im Ganzen sehr regelmäßig gebaut. Man schildert die Spanier gewöhnlich als mager, fleischarm und ausgetrocknet, von gelber und dunkelbrauner Hautfarbe. Ihre Magerkeit ist aber nicht auffallend, sondern steht ihnen in der Regel sehr gut. Die Spanier sind selten krank und erreichen öfters ein sehr hohes Alter. Es ist auffallend, daß es in Spanien so viele Blinde giebt. Der Nervenbau des Spaniers ist so fein und reizbar, daß er durch die leiseste angenehme oder unangenehme Berührung in plötzliche Bewegung gesetzt wird. Das schöne, fruchtbare Klima, so wie die Gold- und Silbergruben Amerika's, haben den Spanier träge und stolz gemacht. Er glaubt sich über alle andern Völker erhaben, weshalb er gegen Fremde gleichgültig und vornehm ist. Obgleich im Ganzen talentvoll, ist er doch durch die Schuld der Regierung in der Bildung des Geistes merklich zurückgeblieben. Der Spanier ist romantisch, voll Liebe, Gesang und Religiosität; tapfer, kühn und unternehmend. Beleidigtes Selbstgefühl treibt ihn zum rasenden Zorn und zur fürchterlichen Rache. Wenn er auch der Thätigkeit im Ganzen sehr abgeneigt ist, so liebt er doch den Tanz (seinen Fandango) leidenschaftlich. Die Spanier sind, mit Ausnahme der Andalusier, mäßig und nüchtern. Trunkenheit ist allgemein verächtlich, und man kennt kein ärgeres Schimpfwort, als Borracho (Trunkenbold). Wer einmal betrunken gewesen ist, darf nicht vor Gericht erscheinen und Zeugniß ablegen. Kein Spanier vergiebt sich etwas von seiner Würde, und selbst Bettler reden einander mit Euer Gnaden an. Den geringsten Bürger muß man, will man etwas von ihm haben, mit Caballero oder Ritter anreden. Der Meuchelmord, welcher aus verwirrtem Ehrgefühl entsteht, ist in Spanien nicht selten. Die niedrigste Volksklasse lebt daselbst in einem bedauerns-

würdigen Zustande, in Schmutz und Ungeziefer. Die Wohnungen dieser Leute sind von Thonerde aufgeführt, welche man für Hundelöcher ansieht. In diesen Löchern trifft man mehre Familien zusammenwohnend an, mit dem kärglichsten und schlechtesten Hausgeräth versehen. Statt der Betten haben sie Matratzen mit Stroh ausgestopft. Messer und Gabeln kennen diese Leute nicht: ihre Zähne und Finger vertreten die Stelle derselben. Die Nahrung der Armen in Spanien besteht in Oelsuppen mit Zwiebeln, Erbsen und Kartoffeln. Alles Gemüse wird mit Oel, und in Ermangelung dessen, bloß mit rothem (spanischem) Pfeffer angerichtet. Fleisch haben sie äußerst selten. Selbst die Mittelklasse lebt sehr einfach; doch wird Morgens und Abends, wenn irgend möglich, Chocolade getrunken. Das Hauptgericht, welches zuweilen selbst auf den Tafeln der Großen erscheint, ist der Puchero, bestehend aus allerlei Gemüsen, namentlich Zwiebeln, Knoblauch, Kohl, Erbsen ꝛc., welche mit Speck oder Rindfleisch zusammengekocht und mit rothem Pfeffer gewürzt werden. An Fasttagen ißt man Eierkuchen mit Oel zubereitet, Zwiebelkuchen mit Oel und Stockfisch, oder Eier. Wer außer dem Puchero noch Braten ißt, treibt schon Luxus. Die Olla potrida, dieses bekannte spanische Nationalgericht, ist der Puchero mit allerlei Arten Fleisch zubereitet. Wein trinkt man im Ganzen nur wenig. Tabackrauchen trifft man selbst bei den Spanischen Frauen sehr häufig.

Die Spanierin ist zwar nicht an Bildung und seelenvollen Zügen des Gesichts, nicht an Fülle des Busens schön, aber an Wuchs und an Zierlichkeit der Hände, Arme und Füße. Ihre schönen, dunklen Augen zeichnen sich nicht selten durch Glut und Feuer aus. Sie lieben Putz, Gesang und Tanz, aber hassen die Arbeit; sie sind verliebt und zärtlich, und martern den Liebhaber durch tausend Grillen. Sie werden schon mit dem elften oder zwölften Jahre mannbar, und im dreizehnten oder vierzehnten nicht selten verheirathet. Diese Blüthe ist aber

nicht von langer Dauer, denn bald nach der Verheirathung schwinden die Reize schnell, und eine Spanierin von 30 Jahren sieht aus, als ob sie 50 Jahre alt wäre; eine 40jährige wird man versucht, für 80jährig zu halten.

Die Spanier bekennen sich zur römisch-katholischen Religion. Sie kümmern sich weniger um das Innere des Glaubens, als um die äußeren Formen und den Kultus. So wie in anderen Dingen, so halten sie sich auch in der Religion für besser als andere Katholiken. Ein jeder Katholik, der nicht den Spaniern angehört, wird daselbst für einen halben Ketzer gehalten. Protestant ist ein Schimpfwort, und das Wort „Jude" wird gegen einen spanischen Katholiken selten ungeahndet ausgesprochen. Die Zahl der aufgeklärten Männer in der Religion ist daselbst sehr klein. In früheren Zeiten war es in Spanien Sitte, sich in der Charwoche, und manchmal auch zu anderer Zeit, öffentlich zu geißeln. In den Kirchen wurden zu diesem Behufe eigne Kleider aufbewahrt, wodurch das Gesicht verhüllt ward, und nur für die Augen eine Oeffnung gelassen war, damit sich ein Jeder öffentlich durchhauen konnte, ohne erkannt zu werden. Es waren sogar Regeln vorhanden, nach denen man sich mit Anstand geißeln konnte. Dieser Brauch ist jedoch schon lange abgeschafft, und nur selten tritt noch hie und da ein solcher Fall ein. Der prunkvollen Ceremonien der spanischen Kirche ungeachtet, zeichnet sich doch der gewöhnliche Gottesdienst an Sonn- und Werktagen durch große Einfachheit aus.

Die meisten Kirchen dieses Landes haben wenig Licht, und die wenigen Fenster werden, um den heiligen Schauer zu vermehren, noch durch Vorhänge verdunkelt. In Spaniens Kirchen sind keine Stühle; für kranke und schwächliche Personen sind Bänke an den Seiten der Kirche. Die anderen Personen knien größtentheils auf Strohmatten, manche Männer legen auch ihre Mäntel unter, und Frauenzimmer kauern zuweilen mit untergeschlagenen Füßen nieder.

Ganz eigenthümliche Vergnügungen der Bewohner der pyrenäischen Halbinsel sind die Stiergefechte, und verdienen daher eine nähere Beschreibung. Die Stiere, die bei diesen Festen geopfert werden, kommen meistens aus den Gebirgen Spaniens, wo sie in einem halb wilden Zustande leben. Der Schauplatz des Festes ist ein mit Barrièren umgebener Cirkus, mit amphitheatralisch erhöheten Bänken und Logen. Die Plätze werden vermiethet, wie im Theater, theuer und wohlfeiler, je nachdem sie sich im Schatten oder in der Sonne befinden.

Vor dem Gefechte treten in gehöriger Ordnung einige Alguazils (Häscher), ein Notarius und eine Polizeiperson auf den Kampfplatz, von welchen eine königliche Verordnung verlesen wird, worin einem Jeden, der nicht zum Gefecht gehört, bei harter Strafe verboten wird, in die Schranken zu treten und mit dem Stiere zu kämpfen. Darauf erscheinen die zum Gefecht bestimmten Personen, im bunten Festschmucke, nämlich der Matador (der Würger), der Hauptfechter, welcher dem Stiere den Todesstoß zu versetzen hat, die Picadores, welche ihn zu Pferde mit Lanzen angreifen, in altspanischer Rittertracht, und die Bandrilleros (Fähnchenträger), welche ihn zu Fuße necken und zu diesem Ende Stäbe tragen, die mit papiernen Fähnchen und einer Spitze mit Widerhaken versehen sind, welche sie mit Geschicklichkeit dem Stiere in die Haut werfen; oft sind auch Schwärmer an ihnen angebracht, welche, wenn der Stab in der Haut des Thieres steckt, losplatzen und so die Wuth desselben auf das höchste reizen. Den Beschluß des Zuges machen in der Regel einige schön geschmückte Maulesel, welche dazu bestimmt sind, die getödteten Stiere und Pferde wegzuschleppen. Nachdem nun die Kämpfer viele Verbeugungen gegen den Corregidor und gegen das Publikum gemacht haben, läßt jener dem ersten Alguazil die Schlüssel zum Behältnisse der Stiere zuwerfen, und zugleich erschallt die Musik. Bei Eröffnung der Thüre sind die Picadores schon auf ihrem Posten in der Nähe derselben, und

kämpfen zuerst mit dem eingelassenen Stiere, indem sie ihm wechselsweise die Lanzen vorhalten. Dabei kommt es häufig vor, daß Pferde verwundet oder getödtet werden und dem Picador nichts übrig bleibt, als sich durch einen behenden Sprung vor der Wuth des Thieres zu retten. Ist das Thier von diesen zurückgetrieben, so erschallt die Trompete, und die Bandrilleros nehmen die Stelle der abtretenden Picadores ein. Ihr Angriff ist gefährlicher. Mit den oben erwähnten Stäben nämlich stellen sie sich dem Stiere entgegen. In dem Augenblicke, da dieser den Kopf niederbeugt, um sie zu durchbohren, stoßen sie ihm die Widerhaken in den Nacken, indem Einer nach dem Andern hervorspringt, bis der Kopf des Thieres ganz mit solchen Stäben angefüllt ist. Dann tritt endlich der Matador hervor, dessen Auftritt von Lärmblasen begleitet wird. Dieser tritt mit einem langen Schwerte in der einen Hand und mit einem seidenen Mantel in der andern dem Stiere entgegen, und stößt ihm jenes zwischen den Hörnern hinein. Stürzt dann der Stier sogleich zu Boden, und wühlt mit Hörnern und Füßen, fährt ihm der blutige Schaum zum Munde heraus, so jubeln und gebehrden sich die Zuschauer, als ob sie den Verstand verloren hätten. Die Frauenzimmer sind mit ganzer Seele bei dem Feste, und ihre vielen Stimmen hört man vor Allen heraus. In früherer Zeit soll bei jedem Stiergefechte in einer besondern Loge ein Beichtvater mit geweihtem Oel sich aufgehalten haben, um einem tödtlich Verwundeten gleich die letzte Oelung zu geben. So gehen Grausamkeit und Bigotterie Hand in Hand. An diesen Belustigungen nimmt ein Jeder Theil. Kann der Arbeiter durch seinen Fleiß nicht so viel Geld aufbringen, um Theil nehmen zu können, so greift er zu anderen Mitteln, hin muß er. Er verkauft dazu, was er sonst nothwendig gebrauchen muß: sein Hemd, das er trägt, sein Bett, worauf er schläft.

Nach dieser allgemeinen Vorbemerkung wollen wir nun die Bewohner der Hauptprovinzen einzeln nehmen

Die Basken.

Die Basken, ein in Spanien an den Pyrenäen wohnendes Volk, sind wahrscheinlich Nachkommen der alten Iberier. Sie wohnen nicht in geschlossenen Gesellschaften, sondern zerstreut, am Abhange der Gebirge, in einzeln stehenden Häusern, daher der Volksverkehr unter ihnen nicht lebhaft ist. Sie zeichnen sich aus durch Tapferkeit, Freiheitsliebe und Unerschrockenheit, weshalb es der Spanischen Regierung auch immer sehr schwer geworden ist, sie zu zügeln. Sie sind unempfindlich gegen Frost und Hitze und ertragen jede Widerwärtigkeit mit unerschrockenem Muthe. Im Essen und Trinken sind sie mäßig, in Kleidung einfach, an Gestalt kraftvoll und männlich, im Betragen äußern sie Stolz und Haß. Ihre Waffen, welche sie immer bei sich tragen, bestehen in einem breiten Messer, einem Wurfpfeile und einem Spieße. Stirbt eine geliebte Person, so ist des Jammers kein Ende. Das Geschrei ist alsdann so arg, so hörbar, daß es in weiter Entfernung vernommen wird. Die Wittwe begleitet den Sarg ihres Mannes heulend und wehklagend, welchem Beispiele die in ihrer Gegend wohnenden Weiber folgen. Sämmtliche Weiber hinter dem Sarge reden bald mit dem Verstorbenen, bald mit sich selbst. Stirbt eine Person von hohem Range, so wird deren ganze Wohnung schwarz ausgeschlagen und der Sarg auf einen erhöhten Platz gestellt. In jedem Winkel des Saales, worin der Sarg steht, sitzt ein Klageweib und lobt den Gestorbenen auf bestmöglichste Weise, und zwar so lange, bis die Beerdigung Statt gefunden.

Die Katalonier.

Dieses Volk wohnt am östlichen Theile der Pyrenäen. Es sind tapfere, kräftige Menschen, von großem, starkem Körperbau, von finsterem Ansehen, mit feurigen, sprechenden Augen. Sie haben viel Unternehmungsgeist und

große Geistesgegenwart. Obgleich der Fremde sich leicht unheimlich fühlt durch das Zurückschreckende im Aeußern der Katalonier, so hat er doch keine Ursache, sich vor ihnen zu fürchten, denn sie sind ehrlich, bieder und brav. Dem Freunde sind sie wahrer Freund und lassen ihr Leben für ihn. Sie geben sich nicht, wie die andern Spanier, der Trägheit hin, sondern sind fleißig und arbeitsam. Nichts geht ihnen über ihre Freiheit. Sie stellen der Regierung Soldaten, aber ausheben darf sie dieselben nicht, sondern sie werden durch Werbungen hergestellt.

Die Valencianer.

Die Valencianer sind heiter, lebenslustig und fröhlich. Die schöne Gegend, worin sie wohnen, nährt sie auf eine leichte Weise, weshalb Nahrungssorgen sie nicht drücken. Sie sind so unbesorgt um die Zukunft, daß sie nicht einmal für den andern Tag sorgen. Singend und tanzend eilt der Valencianer durchs Leben. Er ist immer vergnügt, er mag zu Hause oder in der Kirche, allein, oder in Gesellschaft sein. An Aberglauben sind die Bewohner Valencia's reich. Von ihren Heiligen, deren sie eine Unzahl haben, erwarten sie Alles. Die Bildnisse derselben tragen sie immer bei sich. Geht es dem Valencianer gut, so hat sein Heiligenbild Ruhe; geht es ihm aber schlecht, so tritt er dasselbe unter Fluchen und Verwünschungen mit Füßen. Die Frauen in dieser Provinz sind schön, sanft und liebenswürdig. Sie sind gut gewachsen, haben ein feuriges Auge und etwas Bezauberndes in ihrem ganzen Wesen. Häuslichkeit, ein Glück der Männer, ist ihnen aber nicht eigen. Sie sind in steter Bewegung, bald eilen sie in die Kirche, bald auf die Straße, bald auf sonstige öffentliche Versammlungsplätze, um sich sehen zu lassen. Die Hochzeiten sind in dieser Provinz von besonderen Ceremonien begleitet. Wenn Jüngling und Jungfrau sich mit einander einig geworden sind, sich zu heirathen, und die Einwilligung der El-

tern dazu erlangt haben, so geht der Hochzeit folgende komische Scene voran. Ein Hochzeitbitter, Travador genannt, reitet mit dem Bräutigam und dessen Kameraden vor das mit vielen Blumen geschmückte Haus der Braut. Dieser Zug wird von vielen Musicis begleitet, wodurch er ein sehr feierliches Ansehen gewinnt. Dort angekommen, reitet der Travador mit dem Bräutigam unter das Fenster der Braut und hält eine lange Rede an dieselbe. Er schildert darin ihre Tugenden, ihre Reize und Schönheiten in den bilderreichsten Vergleichungen und mit den schönsten Farben. Ist er damit fertig, klopft der Bräutigam an die Thür der Geliebten und ruft den Namen derselben so lange, bis sie das Fenster öffnet und sich nach seinen Wünschen erkundigt. Mit beredter Zunge schildert er ihr nun seine gränzenlose Liebe und die Unmöglichkeit, ohne sie zu leben. Die Geliebte aber stellt sich gleichgültig dagegen und sucht ihn mit kalten Worten abzufertigen. Sie erklärt ihm, daß sie zum Heirathen noch viel zu jung und es nicht nett von ihm sei, die junge Knospe so früh zu brechen und von der Mutter zu entfernen. Er aber bittet und fleht, ihn nicht von sich zu stoßen, sondern ihn liebend in ihre Arme zu schließen. Dadurch weich und zur Gegenliebe geneigt gemacht, reißt sie den Kranz aus ihren Haaren und wirft dem Bräutigam denselben mit dem Versprechen hin: Die Deinige auf immer! Ist dies geschehen, werden alle Fenster des Hauses erleuchtet, die Thüren geöffnet und die Eltern kommen mit der Braut und holen den Bräutigam ins Haus. Die Musik ertönt abermals in voller Kraft, die Nachbarn jubeln und Freudenschüsse ertönen von allen Seiten. Die Hochzeiten sind auf der ganzen Halbinsel, sowohl in Spanien als Portugal, sehr kostspielig, indem es strenge Sitte ist, sich gegenseitig viele und reiche Geschenke zu machen, welche vor der Hochzeit öffentlich zur Schau gestellt und jedem Neugierigen von den Verwandten gerne gezeigt werden.

Die Andalusier.

Andalusien ist ein sehr fruchtbares Land, dessen Einwohner zart und ebenmäßig gebaut sind. Scharfsinn ist ihnen im hohen Grade eigen. In ihrem Wesen sind sie jähzornig, verwegen und lebhaft. Rache üben sie gerne; zur Wollust und Füllerei sind sie stark geneigt. Gegen Fremde betragen sie sich höflich und bescheiden, wenn sie etwas von ihnen haben wollen; wollen diese aber ihre Hülfe in Anspruch nehmen, so sind sie trotzig, auffahrend und unverschämt. Wegen ihres unerschöpflichen Witzes und ihrer Sprachgewandtheit sind sie gute Gesellschafter. Sie lieben den Müssiggang, ihre alten Gebräuche und eine gute Tafel. Können sie letztere aber nicht durch wenig Mühe haben, so sind sie auch mit geringer Kost zufrieden.

In dieser Provinz verdient bemerkt zu werden die Tabacksfabrik in Sevilla. Diese Fabrik wurde im Jahre 1770 mit einem Kostenaufwande von 37 Millionen Realen aufgeführt. Sie gleicht einer Festung, ist mit Mauern und Gräben umgeben, und hat zwei Zugbrücken, wodurch man in das Innere gelangt. Es ist die größte Tabacksfabrik in Europa und die einzige in Spanien. Sie verbreitet einen so starken Geruch um sich, daß man denselben in einer Entfernung von einer halben Stunde verspürt. Ueber 200 Mühlen werden hier in Bewegung gesetzt zur Verfertigung von verschiedenen Sorten von Taback. Alle Arten von Rauch- und Schnupftaback fabricirt man für Rechnung der Regierung. Der hier verfertigte Schnupftaback ist unter dem Namen Spaniol berühmt. Nur allein zum Färben des Tabacks braucht man zwei Schiffsladungen röthlicher fetter Erde, welche man in einem kleinen Dorfe in der Gegend von Karthagena findet.

Die Murcianer.

Wenn man die Spanier überhaupt träge und der Arbeit abgeneigt nennt, so trifft dieser Tadel die Mur-

cianer doch am schärfsten. Ihr Bett, ihre Cigarre und ihr Tisch sind ihnen das Beste, was das Leben ihnen bietet. Sie verschlafen selbst des Tages mehre Stunden, und essen fünfmal. Des Morgens genießt man zuerst Chocolade, darauf Pfefferoni, dann ißt man zu Mittag, dann wieder Chocolade, und zum Schluß folgt das Abendbrot. In der Zwischenzeit schläft der vornehme Murcianer, oder auch raucht er seine Cigarre, und zwar mit solcher Gemüthlichkeit, daß er sich während der Zeit um nichts bekümmert, was um ihn her vorgeht. Spät geht der Murcianer an die Arbeit und früh hört er wieder auf, und befleißigt sich dabei der bestmöglichsten Langsamkeit. Wird er während der Arbeit um etwas befragt, so ist er gleich zur Antwort bereit, hört aber so lange mit der Arbeit auf, und zündet erst gemüthlich seine Cigarre an, bevor er seine Thätigkeit wieder beginnt. Die Frauenzimmer zeichnen sich hierin nicht vortheilhafter aus. Es ist eine große Seltenheit, eine Nähnadel in ihren Händen zu sehen. Selbst die Dienstmädchen sind der Arbeit so sehr abgeneigt, daß sie nur zur Winterszeit dienen, und beim Herannahen der schönen Jahreszeit ihren Dienst verlassen, indem sie für eine Kleinigkeit ihren Unterhalt, der in Früchten, Melonen rc. besteht, haben können. So sehr die Spanier ihren Fandango auch lieben, so tanzt der Murcianer doch nicht gerne, indem dies ihm Anstrengung kostet. Sie haben ein gelbes, bleifarbiges Ansehen, sind von finsterem, jähzornigem, traurigem Wesen und leiden häufig an Leberkrankheiten. Als Radikalkur für alle ihre Krankheiten gebrauchen sie den Aderlaß. Dabei ist aber zu bemerken, daß sie sich nicht, wie wir, am Arme, sondern an der Hand zur Ader lassen.

Die Leoneser.

Diese Leute geben sich nicht gerne den Fremden hin, sondern sind verschlossen und haben in ihrem ganzen Wesen etwas Feierliches und Ernstes. Die Maragadas,

welche auch zu den Leonesern gehören und einen kahlen, meist öden Landstrich bewohnen, sind ernsthaft und verschwiegen, mager und ausgetrocknet und lachen und singen nicht. Sie sind ein sehr merkwürdiges Volk. Unabänderlich hängen sie gewissen Einrichtungen an, denen ein Jeder sich fügen muß. Ist ein Mädchen der Maragadas verlobt, so darf sie vor der Hochzeit mit keinem Andern, als ihrem Bräutigam, reden. Zeigt sie sich während dieser Zeit auf öffentlicher Straße, so wird sie von vielen Neckenden verfolgt, welche sie zum Reden zu bewegen suchen. Gelingt dies ihnen, so ist des Jubelns kein Ende. Die Braut muß alsdann eine bestimmte Menge Wein als Strafe entrichten. Die Männer durchziehen als Fuhrleute verschiedene Gegenden Spaniens, und die Weiber verrichten die Feldarbeit.

Bewohner von Portugal.

Die Portugiesen, welche mehr klein als groß sind, haben die dunkelste Gesichtsfarbe von den Bewohnern Europa's. Die Augen sind schwarz wie die Haare, dabei feurig und geistreich. Die Männer haben einen starken Bart, und die meisten Damen schmücken sich auch durch ein feines Schnurrbärtchen, welches ihnen nicht übel stehen soll. Obgleich der Portugiese nicht groß ist, so ist er doch wohlgebildet und kräftig. In seinem Unternehmen ist er ernst, ausdauernd und feurig, im Unglücke kühn, im Glücke stolz. Er ist, wie der Spanier, sehr reizbar, mit allen Talenten ausgerüstet, aber in geistiger Bildung sehr zurück. Portugal sowohl als Spanien fehlts an tüchtigen Volkslehrern; Unterrichts- und Bildungsanstalten sind lange nicht hinlänglich vorhanden. Die Geistlichkeit auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel übt über das Volk einen großen Einfluß aus, und sucht dasselbe in Unwissenheit zu erhalten.

Das weibliche Geschlecht in Portugal hält man im Allgemeinen für schön; doch gilt dies nur von den Gesichtszügen. Der Wuchs ist nicht vortheilhaft; die Füße, wenn auch klein, sind nicht gut geformt, und der Gang ist lange nicht so reizend und schön, als der der Spanierin. Wenn auch die Damen Portugals in den jüngern Jahren liebenswürdig und schön zu nennen sein möchten, so sind sie in ihren alten Tagen so viel häßlicher. Es wird daselbst für hübsch gehalten, recht dick zu sein. Um dies nun zu werden, nimmt man täglich Zuckerstoffe aller Art in großer Menge zu sich. Sieht man denn eine solche Wohlgenährte in den Straßen einer Stadt mit ihrem langen, dünnen, magern Hals umherwackeln, so verursacht dies dem Deutschen ein unwillkührliches Lächeln, wenn er denkt, daß eine solche Alte als schön bewundert werden will. Die portugiesische Dame wird sehr sorgfältig von ihrem Gemahl bewacht. Tritt ein Fremder ins Zimmer, so begeben die anwesenden Damen sich schüchtern und schnell hinaus. So sorgfältig die Damen auch wegen der wüthenden Eifersucht der Männer bewacht werden, so sind verliebte Abenteuer und wollüstige Ausschweifungen doch nicht selten. Daß diese Verbrechen nur mit dem Blute des Beleidigers gerächt werden können, erscheint uns bei dem Charakter und Temperament des Portugiesen nicht auffallend. Obgleich die Portugiesen die Spanier hassen, so haben sie doch Vieles mit ihnen gemein, namentlich die Trägheit. Die Portugiesin in den Städten sitzt den ganzen Tag am Fenster und sieht auf die Straße, ohne sich zu beschäftigen. Auch die niedere Klasse von Weibern findet man nach morgenländischer Sitte auf Matten mit untergeschlagenen Beinen in großer Behaglichkeit faullenzen. Recht Gelegenheit, der Trägheit zu fröhnen, geben auch die 139 Festtage, die in Portugal jährlich gefeiert werden.

Die Wohnungen der Portugiesen sind meistens von schlechter Beschaffenheit. In den Städten trifft man

freilich Häuser von mehren Stockwerken, aber alle leicht gebaut, und nicht selten hölzerne Gitter statt der Glasfenster. Man hat weder Kamin noch Kohlenbecken, kann also die Zimmer im Winter nicht erwärmen. Nur da, wo Britten und andere Ausländer wohnen, findet man Kamine und Oefen.

In diesem Lande ist, wie in Spanien, die römisch-katholische Kirche vorherrschend, doch werden auch Protestanten geduldet und haben freie Religionsübung.

Am Tage, wenn Einer die letzte Oelung empfängt, sind in dem Hause die Thüren nach der Straße geöffnet, und Jeder hat freien Zutritt zum Sterbenden. Ist Einer gestorben, so müssen die Familienglieder die Beileidbezeigungen annehmen, und Jeden zulassen, der, schwarz gekleidet, sein Beileid bezeigen will. Der gemeine Mann läßt seinen Todten ohne alle Umstände begraben. Er mag aber noch so arm sein, so muß das Begräbniß bezahlt werden; denn die Geistlichen in Portugal thun nichts umsonst. Hat der Arme kein Geld, so wird sein Todter nicht begraben. Alle Vorstellungen sind vergebens. Die Bittenden werden an die Almosen guter Menschen verwiesen; sie müssen die Gebühren zusammenbetteln; und bis die Summe vollständig ist, muß der Leichnam auf dem Strohsacke liegen bleiben, sollte er auch darauf verwesen. Der trostlose Arme trägt öfters den Leichnam seines Sohnes, seines Weibes vor die Kirchthür, und übergiebt ihn dem Erbarmen des Pfarrers, der ihn unberührt liegen läßt, aber ein Becken daneben setzt, um das Almosen der Vorübergehenden darin zu sammeln. Täglich wird gezählt, wie viel eingekommen ist, und erst dann, wenn nichts mehr an der vollen Summe fehlt, wird die schon halb in Fäulniß übergegangene Leiche beerdigt.

Die Bewohner Portugals sind sehr mäßig, und essen größtentheils Fleisch und Fische. Die niedere Klasse ißt gewöhnlich Brot mit Sardellen, und selbst die Bettler reiben ihren Kindern das Brot mit Sardellen ein. Statt unsers Roggenbrotes essen die Portugiesen un-

schmackhaftes Waizenbrot. Die Butter, welche in Portugal verbraucht wird, kommt größtentheils aus England. Je ranziger und öliger sie im Sommer ist, desto lieber hat man sie. In der Umgegend von Lissabon macht man auf dem Lande niemals Butter, sondern verkauft die frische Milch an die Stadtbewohner. Man treibt die Kühe in die Stadt, und melkt sie in Gegenwart der Kaufenden. Die Speisen werden größtentheils mit Oel bereitet; in den höhern Klassen mit feinem, reinem, und in den niedern mit starkem, ranzigem, das ordentlich prikkelt. Die Portugiesen trinken selten Wein; Wasser ist ihr liebstes Getränk, und Gefrornes ihre angenehmste Erquickung bei großer Hitze. Auch hier wird, wie in Spanien, Alles stark mit Knoblauch gewürzt. Des Abends halten die Portugiesen ihre Hauptmahlzeit. Nirgends wird der Schnupftaback stärker gebraucht, als in Portugal, und die Portugiesen entbehren lieber des Essens, als des Schnupftabacks. Statt daß man in Deutschland Trink- oder Biergeld giebt, giebt man in Portugal Geld zu Schnupftaback. So wie in Spanien, verheirathen sich auch in Portugal die Männer und Frauenzimmer sehr jung. Es ist dabei nicht selten, daß beide Theile sich vor der Verheirathung gar nicht kennen gelernt, indem die Verbindungen von den Eltern geschlossen werden. Daß aus dieser Sitte viele unglückliche Ehen entstehen, ist nicht zu bezweifeln, so wie auch gewiß sein soll, daß man in Portugal nicht viele eheliche Treue findet. Die Hochzeiten werden in diesem Lande gewöhnlich auf eine so pomphafte Weise gefeiert, daß die jungen Eheleute dadurch nicht selten in Armuth gerathen, und sich in den ersten Jahren kümmerlich durchhelfen müssen.

Die Processionen in Lissabon sind mehr Volksfeste. Es vereinigen sich zu einer solchen Procession die Menschen aller Orden und Klassen. Die Straßen sind mit Blumen bestreut, die Balkons mit kostbaren Teppichen und seidenen Tapeten verziert und mit Personen beider Geschlechter überfüllt. Die Musikanten der verschiedenen

Regimenter eröffnen mit munterer Musik den Zug. Hierauf folgen die verschiedenen Brüderschaften mit großen brennenden Wachslichtern in der Hand, und angethan mit seidenen Ueberröcken ohne Aermel. Diesen folgen einige hundert Mönche in ihren mannigfaltigen Ordenstrachten, und endlich Kinder mit gepuderten Haaren, welchen man Flügel am Rücken befestigt und blaue seidene Reifröcke angezogen hat, damit sie Engel vorstellen sollen, und possirlich einherschreiten können. Diesen Engeln folgt die Monstranz *), von feierlichem Pomp umgeben und in eine Rauchwolke eingehüllt. Sie ist aus gediegenem Golde und mit vielen herrlichen Edelsteinen besetzt, so daß das Feuer derselben alle Blicke blendet. Einige tausend Mönche und Mitglieder der Brüderschaften folgen darauf, und eine starke Abtheilung Militair, welche die Kopfbedeckung in der Hand trägt, schließt den langen Zug. Andacht nimmt man bei solchem Zuge nicht wahr. Niemand betet, die Mönche grüßen ihre Bekannten, lassen ihre Tabacksdosen in der Reihe hin und her gehen, und sprechen und lachen laut mit einander. Man kann es den Ordensleuten ansehen, daß Kummer und Sorgen ihnen fremd sind, und daß sie das arme, gutmüthige Volk für sich sammeln und arbeiten lassen. Betrachtet man die Mönche, und denkt über ihr Dasein nach, so läßt sich begreifen, warum so viele kräftige, junge Leute, die zum Denken und Arbeiten zu träge

---

*) Die Monstranz ist das Kirchengefäß der römisch-katholischen Kirche, worin das geweihete Abendmahlsbrot öffentlich ausgestellt wird. Sie ist gewöhnlich sehr kostbar, von Gold oder Silber, mit Edelsteinen besetzt, und nicht selten ein Werk der Kunst. Die kostbarste in Deutschland ist in Prag in Gestalt einer Sonne, deren Scheibe von einem großen Edelstein gebildet wird, und deren in Silber gearbeitete Strahlen reichlich mit Diamanten besetzt sind. Die Arbeit daran hat allein über 30,000 ℛ gekostet. Nur ein geweiheter Priester darf sie berühren. Mit ihr wird der beim Gottesdienst versammelten Gemeinde der Segen ertheilt.

sind, sich alle Mühe geben, in einen geistlichen Orden aufgenommen zu werden. Sie brauchen sich weder geistig noch körperlich anzustrengen, haben nicht nöthig auf strenge Erfüllung ihres Gelübdes zu halten, sind im Besitze der öffentlichen Achtung, und entbehren so Nichts, was zur Befriedigung der Wünsche eines sinnlichen Menschen gehört. Diese Leute haben sich nicht um den Unterricht des Volks zu bekümmern, und nicht über die Sittlichkeit desselben zu wachen, also Nichts zu thun, als daß sie Hausfreunde wohlhabender Familien sind, bei denen sie aus- und eingehen, und wo sie den Damen manchmal die traurige Langeweile vertreiben.

Ein sehr unentbehrliches Volk für die Portugiesen, namentlich für die Bewohner Lissabons, sind die

Galegos.

In Lissabon sind auf den meisten freien Plätzen laufende Brunnen, welche aber immer von ekelhaften Bettlern umgeben sind, die daselbst zuweilen ihre Lumpen waschen und auf den Brunnengeländern trocknen. In den Häusern sind keine Brunnen, man würde also, wie in den meisten andern Orten, die Dienstboten an die öffentlichen Brunnen schicken müssen, um von daher Wasser holen zu lassen. Da aber die Lissaboner sehr träge sind, können sie sich zu solcher beschwerlichen Arbeit nicht entschließen, und es kommen daher die armen arbeitsamen Bewohner aus der spanischen Provinz Galizien zu Hunderten, um für geringen Lohn das Wasser in kleinen Fässern in die Häuser zu tragen. Die Zahl dieser Galegos, welche sich theils vom Verkaufe des Wassers nähren, oder bei allen möglichen Dienstverrichtungen aushelfen, oder auf den Straßen stehen und die Aufträge der Vorübergehenden erwarten, soll sich in Lissabon auf ungefähr 40,000 belaufen. Diese thätigen Menschen sind überaus ehrlich, so daß ein von einem Galegos begangener Diebstahl etwas Unerhörtes ist. Sie bewachen sich selbst un-

ter einander, um den guten Ruf ihrer Ehrlichkeit zu behalten, und bestrafen den aus ihrer Mitte, auf welchem der Verdacht einer Untreue ruht. Diese arbeitliebenden, überaus sparsamen Menschen suchen sich im Laufe einiger Jahre ein kleines Kapital zu erwerben, mit welchem sie zu den lieben Ihrigen zurückkehren, um sich daselbst häuslich niederzulassen.

Ehe wir uns einem andern Volke zuwenden, wollen wir noch Einiges über die Unreinlichkeit in Lissabon und über die Menge des Ungeziefers in Portugal niederschreiben.

Portugals Hauptstadt gewährt, besonders vom mächtigen Strom aus gesehen, einen herrlichen, viel versprechenden Anblick, wenn man aber die Stadt in verschiedenen Richtungen durchwandert, kann man sie nicht schön nennen, obgleich sie einige schöne Gebäude und öffentliche Plätze hat. Die langen Straßen sind schmal, die meisten Häuser sind 4 bis 5 Stock hoch. Wenn aber auch Lissabon die schönste Stadt der Erde wäre, möchte man doch, mit Ausnahme der wenigen neu erbauten Straßen, nicht gerne lange dort weilen, indem die dort herrschende Unreinlichkeit jede Vorstellung übertrifft. Zu allen Stunden wirft man Kehricht, die Ueberbleibsel der Speisen und andere Gegenstände, welche den höchsten Ekel erregen, auf die Straßen. Es ist ein Glück, daß die herrenlosen Hunde, deren Anzahl man auf mehre Tausend schätzt, zum Theil das Aufräumen übernehmen. Die Glut der Sonne trocknet die sich aufthürmenden Kothhaufen, welche durch die Fußtritte der Menschen und Thiere in den feinsten Staub verwandelt werden, den der sanfteste Wind in die Höhe treibt, so daß die Fahrenden und Gehenden mit Ersticken bedroht werden. Geht man im Juli, wenn der Seewind weht, über die Straße, so muß man sich wieder umkleiden, und wenn man die Fenster einige Minuten offen läßt, sind alle Zimmergeräthe mit dem ekelhaftesten Staube bedeckt. Als die Franzosen in Portugal waren, ergriffen sie kräftige Maßregeln, die Straßen zu säubern, und es war damals in

Lissabon so reinlich, als in anderen großen Hauptstädten Europa's; nach ihrem Abzuge aber hat sich die alte Unreinlichkeit, welche Portugals Bewohner zur andern Natur geworden, sogleich wieder eingestellt; die Straßen füllten sich wieder mit Koth, und in wenigen Monaten war die Stadt wieder in eine Kloake verwandelt.

Alle Reisenden beschweren sich über die Menge des Ungeziefers in Portugal, und man wird versucht, diese Klage für wahr anzunehmen, da man sie fast von einem Jeden, der in Portugal gereis't ist, wiederholen hört. Die Wohnungen, die Kleider, das Haar der ärmern Volksklassen sind voller Ungeziefer, dessen Erscheinen in solcher Menge nicht nur ekelhaft und Abscheu erregend, sondern auch der Gesundheit des Menschen höchst nachtheilig ist. Allerdings mag das Klima die Ausrottung und gänzliche Vertilgung dieser Arten von Ungeziefer, mit denen in Portugal so häufig die Häuser angefüllt sind, erschweren, aber die natürliche Trägheit der meisten Leute niedern Standes ist gewiß hauptsächlich daran schuld, daß ihre Kleider und sie selbst auf ihrem Leibe öfters vom Ungeziefer bedeckt sind. Dazu kommt noch, daß auf Reinlichkeit der Straßen, wie schon bemerkt, sehr wenig gehalten wird, wodurch denn freilich die Sauberkeit der Menschen, die Tag und Nacht dort umherwandeln und nicht selten auch dort liegen, eben nicht befördert werden kann.

Bewohner von Frankreich.

Frankreich, in den frühesten Zeiten der Geschichte Gallien genannt, verdankt seinen jetzigen Namen den Franken, einem deutschen Volke, welches in der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts dieses Land eroberte, und hier unter Chlodwig ein Reich der Franken stiftete. Die Lage Frankreichs ist eben so schön, eben so bequem, als vortheilhaft und erwünscht für einen großen cultivir-

ten Staat, dessen Bewohner alle Künste, Wissenschaften und Gewerbe, und dabei auch Handel und Schifffahrt in einem ziemlich hohen Grade treiben. Im Allgemeinen hat Frankreich einen ergiebigen Boden; doch herrschen im Einzelnen viele und große Verschiedenheiten in Ansehung der Ergiebigkeit. Den reichsten Boden findet man in dem Elsaß, in den Somme- und Seinegegenden, in einem Theile des Flußgebietes der Loire und in den Marschen der Vendée. Das Klima ist im Ganzen gemäßigt, angenehm, der Gesundheit des Menschen und dem Wachsthum der Pflanzen günstig; nirgends giebt es Extreme von Hitze und Kälte. Die größte Hitze herrscht in der Provence, wo der milde Herbst sich tief in den November, ja in den December hinein erstreckt. Mit Ende Januars ist der eigentliche Winter vorbei. Schnee stellt sich sehr selten ein. Die Ernte fällt im Norden Frankreichs zu Ende des Juli und in den August, in der Mitte Frankreichs in den Juli, und im Süden vom 24. Juni bis zum 15. Juli. Die Natur hat Frankreich mit einem großen Reichthum an Producten gesegnet, und man findet hier nicht allein die zum Leben erforderlichen Erzeugnisse, sondern auch viele zur Erhöhung des Lebensgenusses dienende, und zwar in einem so großen Ueberflusse, daß ein beträchtlicher Theil an das Ausland abgelassen werden kann. Die Bewohner Frankreichs nennt man zwar mit einem gemeinschaftlichen Namen Franzosen, aber es giebt außer den eigentlichen Franzosen, welche die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen, auch noch andere Volksstämme. — Die eigentlichen Franzosen sind, was die körperliche Bildung betrifft, im Allgemeinen meistens hübsche, wohlgestaltete Leute, mit lebhaften Augen und treffenden Physiognomien; die Gesichtsfarbe ist weiß, doch in den südlicheren Landschaften mehr braun als weiß. Die Statur der Franzosen ist überhaupt mehr eine mittlere, als große, doch giebt es auch Franzosen von einer ansehnlichen Größe, vorzüglich in Nordfrankreich. Im Ganzen kann man sagen, daß die Franzosen gut gewach-

sen sind und einen wohlgebauten, gesunden, festen, dauerhaften Körper haben, der jedes Klima und alle Strapazen erträgt. Ein großer Theil des weiblichen Geschlechts verdient wirklich mit vollem Rechte den Beinamen des schönen. Doch giebt es im Durchschnitt mehr Brünetten als Blondinen. Von keinem Orte Frankreichs ist die Schönheit der Weiber und Mädchen schon seit langer Zeit berühmter, als von Arles in der Provence. Die Arleserinnen haben einen Teint von blendendem Weiß; ihre Züge sind angenehm und regelmäßig; ihre Haare schwarz wie Ebenholz; ihr Wuchs ist schlank und fein; ihr Lächeln ist anmuthig; ihr Blick bezaubernd und eine ausnehmende Lebhaftigkeit beseelt ihr Gesicht. Man darf nicht glauben, daß das weibliche Geschlecht in Frankreich weniger züchtig und keusch sei, als in andern Ländern; denn die Unverheiratheten sind zwar oft frei mit dem Munde, aber zurückhaltend mit der That; sie werden auch außer den Gesellschaften höchst eingezogen gehalten und erlangen erst durch die Haube eine größere Freiheit. — Hauptzüge in dem Charakter des Franzosen, welcher durch sorgfältige Ausbildung wahrhaft edel und erhaben werden kann, sind: Lebhaftigkeit, Heiterkeit, Jovialität, Frohsinn, die jedoch oft in Leichtsinn ausarten. Ueberhaupt genommen sind die Franzosen gutmüthig, gefällig, versöhnlich, ihre Sitten sanft und in manchen Gegenden noch sehr rein und einfach. Gewiß findet man in den Provinzen und auf dem platten Lande eben so viel Reinheit und Einfachheit der Sitten, treuherzige Biederkeit, gutmüthige Ehrlichkeit und herzliche Gastfreiheit, als in irgend einem andern Lande, dabei im Ganzen viel Abgeschliffenheit der Sitten und Feinheit im Umgange. Die häuslichen Sitten und Gebräuche des Landvolkes haben etwas Mildes und Herzliches. Die größte Zuvorkommenheit und Artigkeit findet man in allen häuslichen Kreisen. Alle Bande der Verwandtschaft sind unter dem Landvolke vorzüglich heilig, so daß der Greis, wenn er sich dem Abende seines Lebens nahe

glaubt, seine ganze Haabe seinen Kindern übergiebt und ihrer Großmuth und Dankbarkeit seine künftige Pflege und Unterstützung anvertraut. — Die Wohnungen der Franzosen sind in den Städten größtentheils hübsch, gut eingerichtet und geschmackvoll ausmöblirt. Auf dem Lande hingegen sieht es in vielen Gegenden in dieser Hinsicht äußerst kläglich aus. In der Bretagne sind die Häuser gewöhnlich bloß von Lehmwänden erbaut, mit Stroh gedeckt und oft so elend, daß der Reisende sie eher für Wohnungen von Wilden, als von Franzosen halten würde. Große und ansehnliche Dörfer sieht man vorzüglich in dem nördlichsten Theile Frankreichs. In der Regel hält jedoch der französische Bauer auf ein gutes Bett, und die Anschaffung desselben gehört unter seine ersten Sorgen, sobald er Herr einer Hütte wird. Kein hohes Bett zu haben, gilt als ein Zeichen von Armseligkeit, welches Alle zu vermeiden wünschen. — Da der Franzose auf das Aeußere seiner Person ungemein viel hält, so darf uns seine Liebe zum Putze, die durch alle Stände herrscht, nicht befremden. Die Modetracht ist in den Städten die pariser. Indeß ist die Modewuth bei weitem nicht so groß, als das Ausland glaubt. Man sieht wohlhabende Männer, deren Anzug an die Zeiten ihrer Voreltern erinnert, und alte Franzosen und Französinnen schreiten wenigstens weniger mit der Mode fort, als unsere alten Frauen und Männer. Die Jugend freilich in den größern Städten ändert hier, wie überall, ihre Kleider nach den Launen der Mode, die von Paris ausgeht. Eine fest bestimmte Nationaltracht giebt es in Frankreich gar nicht, aber doch haben die gemeinen Bürger und Bauern ihre ganz eigne Tracht, welche nach den verschiedenen Provinzen unter einander verschieden ist, und in jeder mit unabweichlicher Allgemeinheit herrscht. Im Ganzen genommen ist die Tracht der Bauern ärmlich und geschmacklos. In vielen Gegenden verfertigen sich die Landleute fast alle ihre Stoffe zu den Kleidern selbst. Sehr gewöhnlich sind die Holzschuhe, deren sich

beide Geschlechter bedienen und sie nur an Sonn- und Festtagen mit ledernen vertauschen. Die Haidebauern, theils Hirten, theils Lämmerhändler, zeichnen sich besonders durch ihre Kleidung aus, wovon das Baret, das sie auf dem Kopfe tragen, und ein Mantel oder Ueberrock die Hauptstücke sind. In den Sumpfgegenden der Haiden gehen sie auf hohen Stelzen. — In Hinsicht des Essens und Trinkens lebt der Franzose im Ganzen genommen weit besser, als die Bewohner vieler andern Länder. Er ist mehr ein Freund von Leckerbissen und von solchen Speisen, die den Gaumen kitzeln, als von einfachen, aber nahrhaften Speisen. Nirgends ist die Kochkunst, sammt der Zucker- und Pastetenbäckerei, auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, als in Frankreich, und die französischen Köche stehen überall in großem Rufe. Ueberhaupt lieben die Franzosen das Vergnügen der Tafel und essen gut, doch nicht übermäßig. Warme Speisen zu Abend und Waizenbrot sind auch bei den geringen Klassen gewöhnlich, so wie überhaupt der Franzose ein Liebhaber von Suppen und Brühen ist. Freilich ist ein großer Unterschied zwischen dem reichen Bauer in den fetten Getreidegegenden und dem armen Bewohner der unwirthbaren Gebirgsstriche. Während Jener des Tages gewöhnlich vier Mahlzeiten hält, ein leichtes Frühstück beim Aufstehen, das meistens aus dünner Suppe besteht, dann das eigentliche Mittagsmahl, hierauf das aus rohen Vegetabilien, Brot und Butter bestehende goûté, und endlich das Abendessen, welches, wie das Mittagsmahl, aus Fleisch und Gemüsen als Ragout bereitet ist, — lebt der Gebirgsbewohner nicht so gut, sondern seine Nahrung ist äußerst schlecht. Fleisch kommt selten auf seinen Tisch; Milch und Käse machen seine Hauptspeise aus, wozu noch Kartoffeln kommen. Sein Brot bereitet er aus Roggenmehl, mit Kartoffelmehl vermischt, oder aus Buchwaizen-, Hafer- und Gerstenmehl. In der Gegend der Oberalpen backt sich der Landmann sein Brot auf anderthalb Jahre, so daß

es steinhart wird und zerschlagen werden muß. In den Savennen und in andern Gegenden gewähren die Kastanien dem gemeinen Mann ein Hauptnahrungsmittel. Eine Lieblingsspeise desselben sind auch Knoblauch und Zwiebeln, welche in Südfrankreich einen so lieblichen Geschmack haben, daß man sie wie Aepfel genießt. In dem größten Theile Frankreichs dient Wein und Wasser zum Getränk, und in solchen Gegenden, wo kein Wein wächst, wird statt dessen Aepfel- und Birnwein getrunken. Branntwein und Kaffee werden hier lange nicht so häufig, als in Deutschland, genossen. Das Tabackschnupfen ist sehr üblich, das Tabackrauchen dagegen erst durch die Revolution und durch den Krieg verbreitet, beschränkt sich aber bloß auf die niedern Stände. — Der Ackerbau wird in Frankreich viel stärker getrieben, als die Viehzucht. Im Süden ist der Waizen und Mais, im Norden der Roggen und die Gerste die Hauptfeldfrucht. Die Viehzucht wird sehr vernachlässigt, und selbst sein Pferd wartet der Franzose nicht mit der Zuneigung, wie der Britte oder Deutsche. In den südlichen Gegenden Frankreichs legt man sich stark auf die Esel- und Mauleselzucht. Der languedocsche Bauer geht nirgends hin ohne seinen getreuen Esel; diesem ladet er alle seine Bürden auf und gewöhnlich sitzt er noch auf dessen Rücken. Weiber und Mädchen lassen sich von ihm auf das Feld, in die Stadt, von Dorf zu Dorf tragen, und legen ihm die Lasten auf, unter welchen so manche Bäuerin in Deutschland fast unterliegt. — Das schwerste Rindvieh Frankreichs findet sich vielleicht in den Marschen der Vendée, wo man zuweilen Ochsen von 1500 bis 1800 Pfund schwer sieht. — Die Industrie der Franzosen ist von einer großen Wichtigkeit und Vollkommenheit. Vornehmlich haben sie es in Gegenständen des Geschmacks, des Luxus und des Putzes weit gebracht, worin Frankreich von je her den Ton angegeben hat. Nächst England treibt Frankreich unter den europäischen Ländern den stärksten Handel. Jährlich werden 26,364

Messen und Märkte in 6306 Ortschaften gehalten. — Die Franzosen, von der Natur mit vorzüglichen Geistesanlagen versehen, sind zu einer hohen Stufe der wissenschaftlichen Bildung gelangt, und sowohl die Wissenschaften, als die schönen Künste werden mit großem Erfolge von ihnen kultivirt.

Frankreich macht eine erbliche, jetzt durch eine Constitution und Reichsstände beschränkte Monarchie aus, deren Oberhaupt, mit der Würde eines Königs geschmückt, die ganze vollziehende Gewalt in Händen hat, die gesetzgebende aber mit der Nation theilt. Die Thronfolge ist in der Familie Orleans des Hauses Bourbon erblich, und zwar dergestalt, daß sie nach dem Rechte der Erstgeburt auf die gerade abstammende Linie übergeht. Die Töchter und alle weibliche Descendenten sind von der Thronfolge ausgeschlossen. Der König wird mit dem ersten Tage des funfzehnten Jahres mündig. Der Titel des Königs ist: König der Franzosen. Der Papst nennt ihn den erstgebornen Sohn der Kirche; die Franzosen reden ihn in der zweiten Person mit Sire an. — Die Rechte der französischen Bürger sind durch die Constitution bestimmt. Ein Geburtsunterschied findet zwar statt, aber jeder Franzose, sein Titel und Rang sei auch, welcher er wolle, ist vor dem Gesetze gleich, nimmt an allen Vorrechten der Franzosen gleichen Theil, kann zu den höchsten Civil- und Militairämtern gelangen und steuert ohne Unterschied nach Verhältniß des Vermögens zu den Staatslasten. — Die Staatsverwaltung ist wohl geordnet und eine der einfachsten in Europa. — Jede Gemeinde wird durch einen Maire verwaltet, welcher in den großen Gemeinden, die über 5000 Einwohner haben, zwei Adjuncten hat; in den kleinern nur einen. Die Maire und Adjuncten werden alle fünf Jahre neu ernannt. In den Gemeinden unter 5000 Seelen ist der Maire auch Polizeibeamter; in den über 5000 Einwohner sind besondere Polizeibeamte angestellt, um gemeinschaftlich mit

den Localbehörden für die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu sorgen.

Die herrschende Religion in Frankreich ist die katholische; andere Religionspartheien sind zwar seit der Revolution von 1789 geduldet und ihre Bekenner sollen völlig gleiche Rechte mit den Katholiken genießen; indessen hat der im südlichen Frankreich von jeher herrschende Verfolgungsgeist doch noch in der neuesten Zeit, besonders 1815, blutige Auftritte hervorgebracht. Es leben jetzt mehre Millionen Protestanten in Frankreich, welche theils der reformirten, theils der lutherischen Confession angehören. Die Revolution hat die katholische Kirche in Frankreich furchtbar erschüttert; alle ihre höchst ansehnlichen Güter wurden eingezogen und der größte Theil der Geistlichen mußte entfliehen, um dem blutigen Hasse des Volkes zu entgehen. Unter Napoleon sind zwar die Kirchen wieder hergestellt, und von dem jetzigen König werden die Geistlichen sehr begünstigt; aber der Geist des Volkes hat sich größtentheils von ihnen gewendet, und die Unwissenheit, die Armuth und der finstre, nur den Aberglauben befördernde Geist des größten Theils der französischen katholischen Priester lassen sobald noch keine günstige Veränderung in dem durch Revolution und ewige Kriege verwilderten Geiste des Volkes erwarten.

Bewohner Italiens.

Italien ist wegen seines lieblichen Klimas die Freude seiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer. Die Hitze, die in den südlichen Gegenden Italiens im Sommer allerdings sehr groß ist, wird doch selten unerträglich, da die Luft durch Seewinde merklich abgekühlt wird. Die Luft ist den größten Theil des Jahres hindurch rein und trocken, und der Himmel fast immer klar. Entspräche die Industrie der Bewohner Italiens den von

der Natur durch Klima und Boden gewährten Vorzügen, so würde dieses Land in Ansehung der Production sicher die meisten übrigen Länder Europas übertreffen. Die Italiener stehen von Alters her in ziemlich üblem Rufe vor ganz Europa; sie mögen auch, wenigstens vor Zeiten, wohl Anlaß dazu gegeben haben, wie aus ihren eigenen Schriftstellern erhellt; darum befürchten auch noch heutiges Tages viele Reisende in Italien überall Betrug, Hinterlist, Dolchstiche, Räuber, Giftmischer; sie werden aber gar bald überzeugt, daß das böse Gerücht über diese Nation größtentheils ungegründet ist. Billige, unpartheiische Beurtheiler rühmen vielmehr die Italiener wegen ihrer Höflichkeit, Offenheit und Treue in Erfüllung ihres gegebenen Wortes. Man warnt z. B. vor den spitzbübischen Wirthen. Ein Reisender aber, der ganz Deutschland und Italien durchzog, versichert, daß er auf seiner ganzen Reise in Deutschland keine ehrlichere antraf. Man accordirt zwar mit ihnen, aber nicht, weil man Betrug besorgt, sondern weil es Landessitte ist. Man setzt nämlich den Preis fest, für den man speisen will. Ein Reisender kann da nach seinem Beutel zehren, und braucht sich nicht vor übermäßigen Preisen zu fürchten. Ueber Tische geben viele italienische Wirthe ihrem Gaste so viel Wein, als er trinken mag, und lassen sich ihn nicht besonders bezahlen, denn das Getränk ist schon in dem Preise der Mahlzeit mit einbegriffen. Der Italiener hat eine Festigkeit in seinem Charakter, die bis in Unbiegsamkeit ausartet; daher auch seine Rachbegierde. Aber auch dieses hat sein Gutes. Er wird sein gegebenes Wort dafür auch treulich halten, und man wird wenig Beispiele haben, daß auch der verruchteste Bandit seine Zusage gebrochen hätte. Eine mündliche Abrede, selbst mit dem Gemeinsten im Volke, ist so sicher, als ein schriftlicher Vertrag. Wenn z. B. ein Vetturino (Kutscher) einen Preis bedingt, so kann man sicher sein, daß er niemals weiter etwas verlangen, oder die mindesten Kniffe sich erlauben wird, mehr zu erhalten. Da man mit den

Vetturini zugleich die Kost einbedingt, so hängt man in dieser Hinsicht ganz von ihnen ab; sie sorgen aber für ihre Passagiere, wie ein Vater oder Bruder.

So unversöhnlich der Italiener als Feind ist, so standhaft und zuverlässig ist er als Freund. Hat er Jemand in Schutz genommen, oder seiner Freundschaft würdig erkannt, so geht er für ihn in den Tod. Man hat nur das übertriebene Böse, nicht aber auch das viele Gute in dem Charakter der Italiener aufgesucht. — Sie sind eifrige Katholiken, aber nichts weniger als bigott, selbst der Pöbel ist es nicht. Man ist eben so ungezwungen in ihren Kirchen, als in Deutschland, und ein Protestant kann während der Messe umhergehen, die Malereien, Statüen und Merkwürdigkeiten besehen, ohne bemerkt und belästigt zu werden. In den Wirthshäusern bekommt man an den Festtagen fast überall Fleisch, wenn man es verlangt, und auch bei den Processionen kommt kein Protestant in Verlegenheit. — Ein anderer schöner Zug der Italiener ist ihre Liebe zur Reinlichkeit. Sogar in den Wirthshäusern zeigt sie sich auf eine auffallende Art. Alle ihre Geschirre und Geräthschaften sind auf das glänzendste gescheuert, ihr Tisch- und Bettzeug ist äußerst sauber. Auch in kleinen Städten und selbst in einzelnstehenden Wirthshäusern auf den Apenninen wird man nicht selten auf Porzellan und Silber bedient. Die Küche haben nur allein die Männer zu besorgen. Die Häuser der Italiener haben eine ganz eigene Einrichtung. In der Mitte des ersten Stockwerks ist sowohl in den Palästen, als in Privathäusern, ein Saal, der einen Balcon auf die Straße hinaus hat. Die Säle zeichnen sich schon von außen durch ihre höhern Fenster aus. Aus diesem Saale geht man in die anstoßenden Zimmer. Die Dächer der Häuser sind flach und meistens mit Hohlziegeln gedeckt.

Die Frauenzimmer in Italien, besonders die unverheiratheten, müssen ziemlich eingezogen leben, vorzüglich im Venetianischen. Gewöhnlich werden sie in Klöstern

erzogen. Sie schminken sich nicht, oder doch nur höchst selten, denn sie sind überzeugt, daß ihre schöne, weiße, äußerst feine Haut, ihre Lebhaftigkeit und das Feuer ihrer Augen alle Schminke entbehrlich mache, so blaß auch gewöhnlich ihr Teint ist. Unverheirathete Venetianerinnen bekommt man, wenigstens aus den höhern Ständen, in der Regel selten zu sehen, denn meistens bleiben sie im Kloster, bis sie verheirathet werden. Man merkt ihnen, wenn sie es verlassen haben, die klösterliche Eingezogenheit jedoch nicht lange an. Kaum ist die junge Frau einige Monate verheirathet, so erscheint sie ganz umgewandelt. Man sieht an ihr nicht mehr die geringste Verlegenheit, sie unterhält in glänzendsten Cirkeln auf das angenehmste eine ganze Gesellschaft; sie besucht alle Vergnügungsörter, geht auf Promenaden, fährt auf das Land, und Niemand tadelt sie; man spricht: é donna maritata (es ist eine verheirathete Frau), und Jedermann enthält sich aller Bemerkungen über sie. Niemand verübelt es auch einer Frau, daß sie sich einen treuen Hausfreund, einen sogenannten Cicisbeo, hält. Selbst in den untern Ständen der Bürger haben die Weiber ihren Freund, der ihr beständiger Begleiter und Vertrauter ist. Es entstehen aber aus diesem Cicisbeat gar manche Unordnungen; denn ist der Cicisbeo arm, so muß die Dame ihn mit Geld, Kleidern und andern Dingen auf Kosten des Mannes und ihrer Kinder unterstützen. Ist hingegen der Cicisbeo reich, so erwartet seine Dame Geschenke von ihm, und er muß mancherlei Ausgaben für sie machen. Ist der Mann eifersüchtig und will er keinen solchen Hausfreund dulden, so entstehen sehr oft häusliche Zwistigkeiten, Zänkereien, Processe. Der Stand eines Cicisbeo ist nicht immer sehr beneidenswerth. Es giebt zwar würdige Damen von überaus angenehmen Umgang; doch ist im Allgemeinen das Cicisbeat eine harte Sclaverei. Wenn ein solcher Frauenknecht seiner Dame mit aller der Geflissenheit und Sorgfalt aufwarten will, die von ihm gefor-

dert wird, so muß er auf alle ernsthafte Beschäftigung Verzicht leisten, und nichts anders thun und wollen, als seiner Gebieterin Unterhaltung und Vergnügen verschaffen. Widerfährt ihr etwas Unangenehmes, wird sie beleidigt, beschimpft, so muß er ihr Beistand und Rächer, und immer bereit sein, sein Leben für ihre Ehre aufs Spiel zu setzen. Vom Morgen bis in die späte Nacht ist er ihr Gesellschafter, muß alle ihre Launen, so wunderlich sie auch sein mögen, geduldig ertragen, für ihre Unterhaltung sorgen, und besonders die strengste Gleichgültigkeit gegen jedes andere weibliche Wesen zeigen. Und wehe ihm, wenn er das Geringste in seinem Dienste versieht, oder auch nur zum Vortheil eines andern Frauenzimmers spricht! — So sehr aber sich der Cicisbeo vor aller genauen Bekanntschaft mit andern Frauenzimmern hüten muß, so wenig genirt sich die Dame. Unterhält sie ein Liebesverständniß mit einem Andern, so muß der Cicisbeo es ruhig mit ansehen, oder wohl gar ihr Vertrauter werden. Er hat dann einen doppelt harten Stand; denn entdeckt er dem Manne etwas davon, so hat er den Zorn eines beleidigten Weibes zu fürchten; hält er aber die Liebschaft vor ihm verborgen und der Mann merkt etwas von dem Handel, so hat er von ihm die unversöhnlichste Feindschaft zu erwarten. Zu Venedig stand ehedem die Aufführung der Frauen unter der strengen Aufsicht des Raths der Zehn, der überall seine Spione hatte. Diejenige Dame, die verbotene Spiele gespielt, die Grenzen des Wohlstandes und der Sittlichkeit überschritten, oder sonst sich unwürdig betragen hatte, wurde fürs Erste von Seiten dieses Gerichts durch ihren Mann gewarnt. Blieb die Warnung ohne Wirkung, so erschien ganz unerwartet in der Nacht der Obergerichtsdiener, der gewöhnlich 40 Sbirren oder Häscher in seinem Gefolge hatte, setzte seine rothe Mütze auf und kündigte der Dame im Namen seiner Gebieter den Hausarrest an, oder bat sie, sich schleunigst anzukleiden und ihm in seine schon in Bereitschaft stehende Gondel zu

folgen. So höflich dieser Mann auch seine Botschaft ausrichtete, so war er doch stets ein Bote des Schreckens, und der angstvollen Frau blieb nichts übrig, als dem Befehl ohne Weiteres zu gehorchen. Nun wurde sie vernommen, verurtheilt und in ein Kloster oder auf das feste Land, in ein Landhaus, oder, bei größeren Vergehungen, auf eine einsame Insel gebracht.

Die Römer.

Nicht die Römer, wohl aber die Römerinnen sind wegen ihrer schönen Gestalt der Erwähnung werth. In keiner andern Stadt findet man, wie in Rom, verhältnißmäßig so viele Schönheiten, als hier unter dem weiblichen Geschlechte. Rothe lebhafte Gesichtsfarbe ist zwar bei den römischen Schönen selten, aber sie wird durch sanfte, zarte Gesichtszüge und durch ein feuriges, durchdringendes Auge ersetzt. Der Körper ist gewöhnlich stark und kräftig, und vorzüglich ist ein runder voller Hals und eine volle Brust den Römerinnen eigen. Selten aber sind sie stolz auf ihre Schönheit und selten suchen sie durch Kunst ihre natürlichen Reize noch zu erhöhen. Die Männer hingegen sind im Ganzen von keiner angenehmen Gesichtsbildung, was vielleicht von ihrem unordentlichen Leben herrührt. Auch zu Rom ist, wie zu Venedig, Genua, Mailand, das Cicisbeat eingeführt.

Die Gesellschaften der Römer sind frei und ungezwungen. Mittagsgesellschaften sind in Rom selten. Zum Essen werden nur vertraute Freunde gebeten, und dann macht man gar keine Umstände. Bei den Geistlichen ist nur eine Dame in Gesellschaft, aber es fehlt darum nicht an Munterkeit. Die Abendunterhaltungen sind die gewöhnlichsten und fast einzigen Gesellschaften, die man in Rom kennt. Man kommt und geht ohne Complimente, öfters ohne den Herrn vom Hause zu sprechen, weil er sich eben mit Andern unterhält. In der Gesellschaft hört aller Unterschied des Ranges und der Würde auf; der

14 **

Fremde ist wie der Einheimische, der Bürger wie der Edelmann und wie der Prinz geachtet. Man scherzt und heitert sich auf, ohne zum Spiel seine Zuflucht zu nehmen. Es wird nichts gereicht als Erfrischungen. Ueberhaupt wird in Rom des Abends nicht gegessen. Selbst die feierlichen Festins der Minister bestehen nicht in prächtigen Mittags- und Abendmahlzeiten, nur allein Illumination und Musik machen das eigentlich Festliche aus.

In der Religion ist der denkende Römer weit aufgeklärter, als im Ganzen die Katholiken in Deutschen Ländern, und in der Toleranz übertreffen sie fast die Protestanten. Das Mönchsleben und die Ehelosigkeit der Priester werden getadelt, und die Anbetung der Reliquien, der volle Ablaß der Sünden, die unendliche Zahl der Heiligen und mehre Ceremonien werden als Mißbräuche anerkannt. Indessen ist es doch auch gewiß, daß selbst den aufgeklärten Römern noch mancher Aberglaube anhängt. Sie sehen noch Wunder, wo keine sind, und erwarten solche, wo sie nie erfolgen. Sie glauben fest, daß die Empfehlung an gewisse Heilige oder die Betastung ihrer Reliquien vor Krankheiten bewahre, oder davon heile. Es ist ein eigenes Geschäft des Papstes, Rosenkränze zu weihen und Reliquien auszutheilen. Kein Geistlicher reis't leicht von Rom ab, ohne eine gehörige Anzahl geweihter Rosenkränze mitzunehmen, die er an die Leute in seiner Provinz austheilt. Am Feste des heiligen Antonius, den 17ten Januar, werden vor den Kirchen des Heiligen die Pferde und Hunde gesegnet. Ein Priester besprengt sie mit Weihwasser und spricht die Segensformel. Die heiligen Väter versprengen aber ihr Weihwasser nicht umsonst, sondern lassen sich für jedes Gespann Pferde einen Speciesdukaten bezahlen. Eine andere Einsegnung geschieht am Feste der heiligen Agnes. Nach dem Hochamte werden in ihrer Kirche zwei junge Lämmer, die von den Mönchen einige Wochen vorher gut gefüttert worden sind, schön geputzt, von dem Bischof, der die Messe gelesen, eingesegnet und dem Ceremonienmeister im Lateran

übergeben. Darauf werden sie an einem beliebigen Tage dem Papste in seinem Vorzimmer vorgestellt. Er tritt aus seinem Gemache heraus, streichelt sie und segnet sie ein; dann werden sie gewissen Nonnen zur Fütterung übergeben. Von ihrer Wolle werden die Pallia oder bischöflichen Mäntel gemacht, die der Papst für einen hohen Preis den Bischöfen zuschickt.

Sbirren, oder Spione und Häscher, sind in großer Menge in Rom. Ihr Anführer heißt Bargello. Sie gehen in allerlei Kleidern, um unkenntlich zu sein, und die Römer fürchten sie sehr. Einen sonderbaren Aufzug giebt es, wenn die Sbirren Deliquenten vom Lande in die Stadt führen. Die Verbrecher sitzen zu Pferde, die Hände sind ihnen auf dem Rücken und die Füße unter dem Bauche des Pferdes zusammengebunden; sie müssen also fast unbeweglich sitzen. Einige Sbirren führen die Pferde, andere reiten voraus, andere folgen; alle haben geladene Flinten quer über dem Sattel. Die Strafen der Verbrecher sind in Rom zu gelinde. Ein Mörder kommt mit der Corda und der Galeere davon. Die Corda oder das Wippen, die gewöhnlichste Strafe aller Verbrecher in Rom, ist wohl nur in Italien bekannt und gebräuchlich. Fast in allen Hauptstraßen steht an der Ecke eine Art von hoher Winde. An dieser werden die Verbrecher an den Händen, die ihnen kreuzweise auf den Rücken gebunden sind, in die Höhe gezogen und drei Mal mit einem Stoße niedergelassen. Durch den Stoß reißt man ihnen die Arme rückwärts aus den Gelenken. Nach überstandener Strafe werden die Verbrecher aber sogleich ärztlich behandelt und dann, je nach dem Grade des von ihnen begangenen Verbrechens, auf kürzere, oder, wenn sie einen Mord verübt haben, auf längere Zeit auf die Galeeren geschickt.

Die Feier der Religionsfeste zu Rom besteht vorzüglich in der Ausschmückung der Kirchen. Die Säulen werden mit rothen seidenen oder sammetnen Stoffen bekleidet und mit goldenen Tressen umwunden, die Mauern aber mit Teppichen von demselben Stoffe behängt. Auf dem

Hochaltare brennen unzählige Kerzen und die Messen und Vespern werden mit Gesang und schöner Musik begleitet. Vor Allem verdient die Feier der stillen Woche und der Ostern in Rom gesehen zu werden, denn in der ganzen Christenheit hat sie gewiß nicht ihres Gleichen. Am Palmsonntage fängt die Feierlichkeit damit an, daß der Papst in dem großen Saale seines Palastes Palmen austheilt. Diese Ceremonie kann man auch in der Minoritenkirche mit ansehen, wo sie nach den Gebräuchen der Syrier Statt findet. Die Messe wird auf syrisch und einige Gebete in arabischer Sprache gesungen, nach einer Melodie, die dem Gesange der Juden in ihrer Synagoge vollkommen ähnlich ist. Wenn die Hostie emporgehalten wird, klingelt man mit einer Glocke, schüttelt einige Bleche an Stangen und schlägt zwei messingene Schalen an einander. Vor dem Altare steht eine Art von Baum, aus Olivenzweigen zusammengebunden, der eingesegnet, in Procession vor die Kirche getragen und dann wieder zurückgebracht wird. Am Mittwoch, Donnerstage und Freitage ist drei Tage hinter einander das Miserere oder der 50ste Psalm in der sixtinischen Kapelle im päpstlichen Palaste zu hören. Eine entzückendere Musik läßt sich nicht denken. Sie wird von zweiunddreißig der besten Sänger ausgeführt; kein Instrument begleitet diese; die Musik ist aber so volltönend, so melodisch, daß sie nach Noten von Niemandem nachgesungen werden kann, und von den Sängern selbst nur durch lange Uebung erlernt werden muß. Abends in der Dämmerung, bei ausgelöschten Lichtern, bei einer tiefen, feierlichen Stille, hebt dieser Klagegesang an. Man vergißt bei diesen melodischen Tönen ganz die Erde, wird aus der Zeit in die Unendlichkeit entrückt und glaubt die Chöre der Seligen zu hören. Noch mehr wird der Eindruck durch die dabei üblichen Gebräuche verstärkt. Vorher nämlich werden funfzehn Psalmen gesungen, und bei jedem Psalm wird eine von den funfzehn Kerzen ausgelöscht, die auf einem Leuchter mit eben so vielen Armen brennen. Zuletzt wird also die ganze

Kirche dunkel, und in dieser Dunkelheit ertönt das Miserere. Am grünen Donnerstage wohnt der Papst der Hochmesse bei, die in der sixtinischen Kapelle von einem Kardinal gelesen wird. Hierauf ertheilt er von der Loge der Peterskirche aus dem Volke den Segen und kommt dann in die Sala ducale zum Fußwaschen. Diese Ehre, gewaschen zu werden, widerfährt einer Anzahl alter Priester, die in einer Reihe auf einer Erhöhung von drei Stufen sitzen, bekleidet mit langen weißen Kleidern und mit einer runden weißen Mütze. An den Füßen haben sie eine Art Pantoffel, oder Schuhe ohne Schnallen, mit Bändern zugebunden, und die Strümpfe, die mit den Beinkleidern aus einem Stücke bestehen, sind so gemacht, daß sie selbige über den Fuß hinaufziehen können, ohne das ganze Bein zu entblößen. Die zu dieser Feierlichkeit bestimmten Priester werden aus verschiedenen Nationen gewählt, und oft sind ihrer mehr als zwölf anwesend. Der Papst wird, auf einem Lehnstuhl sitzend, auf den Schultern nach dem Throne hingetragen; vor ihm her trägt man das Kreuz und ihm zur Seite eine Anzahl großer Fächer von weißen Pfauenfedern. Er verfügt sich darauf in ein Nebengemach, wo er sich umkleidet, setzt sich dann auf den Thron und spricht einige Worte, worauf das Chor der Sänger antwortet. Dann legt er seinen ganzen bischöflichen Ornat und seine Mütze ab und kommt in einem weißen Talar, in Begleitung zweier Kardinäle und einiger Bedienten, zu den Priestern, die nun auf die oberste der drei Stufen hinaufrücken und den rechten Fuß entblößen. Er begießt nicht, sondern wäscht ordentlich den Fuß, trocknet ihn mit einem weißen Tuch ab und küßt darauf den Fuß. Dann wird einem jeden Priester von den Personen, welche den Papst begleiten, ein Strauß von weißen Blumen und ein Päckchen mit ein paar Goldstückchen überreicht. Sie behalten auch das Tuch, womit ihnen der Fuß abgetrocknet worden ist. Darauf werden sie zu Tische geführt, und der Papst wartet ihnen, wenigstens mit dem ersten Gericht

und mit dem ersten Glase Wein, in eigner Person auf. An einer andern Tafel essen späterhin die Kardinäle. Am Abende wird in der Peterskirche ein großes metallenes Kreuz, das an einem Seile, fast mitten in der Kirche, vor dem Hochaltare hängt, an beiden Seiten mit Lampen illuminirt. Diese Beleuchtung macht in der großen prächtigen Kirche einen äußerst schönen Effect. Alles ist dunkel, ausgenommen da, wo dieses erleuchtete Kreuz, das in der Luft zu schweben scheint, sein Licht hinwirft. Der mehr und mehr zunehmende Schatten der entfernteren Gegenstände und das in der Kirche herrschende Halbdunkel, nebst dem zahlreichen Volke, machen diese Erleuchtung zu einem äußerst interessanten Gegenstande, der die Seele tief ergreift. Vor den Altären brennt nur eine einzige kleine Lampe, die mit den übrigen einen hübschen Contrast bildet. Die ganze Kirche ist voll Menschen, und allenthalben sitzen Maler, um die Ansichten und die Wirkung der Erleuchtung aufzunehmen.

Am Charfreitage ist Alles Trauer in den Kirchen. Kein Weihwasser, keine brennende Kerze auf dem Altare, kein Orgelklang, keine Musik; die Altäre sind ihres Schmuckes entblößt, die Bilder mit Decken behängt. Um die Mitte des Vormittags wird das heilige Kreuz und die Hostie feierlich nach dem Hochaltare getragen und dann zuerst die Leidensgeschichte dreistimmig gesungen, worauf Gebete folgen. Dann zeigt der Kardinal, der die Ceremonien verrichtet, das Kreuz, das ein Stück des wahren Kreuzes enthalten soll, drei Mal dem versammelten Volke mit den Worten: „Dies ist das Kreuz des Holzes," worauf eine Stimme antwortet: „An welchem der Heiland der Welt hing;" dann fällt der Chor ein: „Kommt, laßt uns anbeten!" Mit diesen Worten beugen sich die Kniee Aller. Darauf wird das Kreuz auf den Stufen des Altars auf ein Kissen gelegt und vor demselben eine lange Decke ausgebreitet, damit alle Anwesende sich nahen und es verehren. Der Kardinal geht zuerst ohne Schuhe zur Decke hin, verbeugt sich drei Mal

und küßt bei der dritten Verbeugung das heilige Kreuz. Eben so folgen die Priester und die Uebrigen, alle mit ausgezogenen Schuhen, während von dem Chor gesungen wird. Dann wird das Kreuz auf dem Altar aufgestellt und der Kardinal lies't Gebete ab für den Papst, auch für alle Nationen, für Ketzer und Ungläubige. Hierauf wird die geweihete Hostie herbeigeholt und das Hochamt gefeiert. Freitagsabends ist das Kreuz in St. Peter wieder erleuchtet, und der Papst kommt in Begleitung der Kardinäle, seine Andacht hier zu verrichten. Am ersten Ostertage hält der Papst in eigner Person in der St. Peterskirche das Hochamt im Beisein der Kardinäle. Es ist dazu ein eigner Thron für ihn aufgerichtet, auf dem er so lange Platz nimmt, bis die Hostie auf dem Hochaltare geweiht wird. Vor diesem Altare darf Niemand, als der Papst selbst, die Messe lesen. Hierauf wird das Evangelium abgesungen. Nach vollbrachter Messe werden in Gegenwart des Papstes die Reliquien vorgezeigt, und darauf läßt er sich hinaustragen, um von der Gallerie der Kirche herab dem Volke den Segen zu ertheilen. Dabei erscheint er in seinem vollen Glanze. Mitten auf dem prächtigen St. Petersplatze, der allein schon einen bewundernswürdigen Anblick gewährt, umschließt ein Regiment päpstlicher Soldaten einen länglich viereckigen freien Platz, und vor demselben hält die Bürgergarde zu Pferde, umgeben von einer unabsehbaren Menge Zuschauer, die bis auf die Treppen und an die Hallen der Kirche dicht an einander gedrängt stehen und voll Erwartung zur Gallerie hinaufsehen. Endlich erscheint der heilige Vater auf seinem Stuhle getragen, in Begleitung des Kreuzes und der Fächer von Pfauenfedern, auf der Gallerie unter einem schönen Thronhimmel. Er wird niedergesetzt, und nach einer kurzen Pause steht er majestätisch wieder auf; alles Volk aber, die Soldaten ausgenommen, fällt auf die Kniee nieder. Langsam breitet der Papst seine Hände aus, schlägt sie über dem Kopfe betend zusammen und ertheilt drei Mal den

Segen, wobei sich Jedermann in frommer Andacht eifrig auf die Brust schlägt. Darauf setzt er sich wieder nieder, und nun wird von einem Kardinal dem Volke Ablaß verkündet. Der Papst aber erhebt sich noch einmal nach dieser Feierlichkeit und giebt mit einem Kreuze den Segen. Während der Segnung läuten alle Glocken und die Kanonen donnern vom Kastell. Dies Alles giebt eine Idee von fast überirdischer Größe; die Schönheit des Platzes, der erhabene Ort, von welchem der Papst sich dem versammelten Volke zeigt, die vielen tausend Menschen, die Erwartung und Andacht des Volks, als ob es einen Engel vom Himmel herabreden hörte, das Geläute der Glocken, das Donnern der Kanonen, dies Alles zusammengenommen läßt einen unbeschreiblichen Eindruck in der Seele zurück.

Da Italiens Bewohner seit den frühesten Zeiten mit verschiedenen andern Völkern in Berührung gekommen sind und sich mit denselben vermischt haben, so hat das ursprüngliche Gepräge der Altvordern sich sehr verwischt. Dazu kommt noch, daß das Land, was immer in viele kleine Staaten getheilt war und noch getheilt ist, nicht sowohl ein Volk, als verschiedene Völklein und Volkszweige, die nach den einzelnen Abtheilungen der Vorzeit und der Gegenwart sich unterscheiden, besitzt. Fast jede große Stadt, besonders wenn sie früher Hauptstadt eines selbstständigen Staates war, hat ihr eigenthümliches Gepräge. Venedigs Bewohner zeichnen sich durch Frohsinn aus; die Mailänder sind treuherziger, als die übrigen Italiener. Die Bewohner Genuas sind sehr geizig; in Turin findet man viele eitle und eifersüchtige Aristokraten. Durch Leidenschaftlosigkeit zeichnen die Bewohner von Florenz, durch Leidenschaftlichkeit und Unbesonnenheit, aber auch durch Edelmuth, Bolognas Bewohner sich aus. In Neapel giebt der Augenblick Veranlassung zum Handel, und in dieser Beziehung sind die Bewohner von Florenz und Neapel als Gegenfüßler zu betrachten. Aus diesen Ursachen ist es so schwer, etwas allge-

mein Geltendes, auf sämmtliche Bewohner Italiens Passendes, aufzufinden. Fröhlichkeit bemerkt man im Süden, wie im Norden, und findet auch bei den untersten Ständen viel Talent und große Gewandtheit. Fast alle Italiener sind nüchtern; der bei weitem größte Theil reizbar, wollüstig, eifersüchtig, schlau, rachsüchtig und feige. Der Muth der Italiener besteht meistens in Worten; wo das liebe Leben gefährdet ist, da halten sie sich gerne weit vom Schusse. Findet man auch öfters große Neigung zum Uebervortheilen und Betrügen, so kann man doch nicht sagen, daß die Italiener, von welchen viele ihrem Handwerke nach Räuber sind, diebisch seien: denn sie rauben wohl, stehlen aber nicht. Zum süßen Nichtsthun haben sie viel Anlage. Scharfsinn und Urtheilskraft, so wie eine starke Einbildungskraft und Sinn für das Schöne findet man durch das ganze Volk verbreitet. Ueberall bemerkt man Sinn für Dichtkunst und Musik, und das Dichten aus dem Stegreife (das Improvisiren) ist im mittleren und südlichen Italien unter allen Volksklassen etwas sehr Gewöhnliches. Ehe wir uns von Italien wenden, noch Einiges von den

Lazaroni in Neapel.

Die Lazaroni machen eine eigne Klasse der Bewohner Neapels aus. Sie leben ohne Stand und Beschäftigung, Eigenthum und Obdach, ohne Prunk und Bequemlichkeit. Ihren Namen sollen sie von Lazarus führen. Sie sind ein glückliches, zufriedenes Volk, das die höhern Stände nicht um ihre Reichthümer und Bequemlichkeiten beneidet, jammern nicht und klagen nicht, sondern scherzen und lachen und beurkunden durch Mienen und Aeußerungen, daß sie sich in ihrem Stande der Armuth und Blöße wohl befinden. Darum begehen sie auch keine Unordnungen, stehlen und rauben nicht und ertragen selbst geduldig die Verachtungen und Beleidigungen des andern Pöbels. Die überaus große Fruchtbar-

keit, das schöne Klima des Landes und das süße Nichts-thun haben diese Klasse Menschen erzeugt. Ein Lazaroni begnügt sich oft ganze Wochen lang mit den Früchten, die das Land reich und trefflich darbringt. Seine Kleidung ist äußerst gering, denn er ist halb nackt und nur mit wenigen Lumpen bedeckt; seine Wohnung ist selten in Häusern, sondern gewöhnlich unter freiem Gotteshimmel. Hier schläft er auch. Diese ihre so wenigen Bedürfnisse erlangen sie als Tagelöhner, Boten, Träger rc. Sonst gab es in Neapel an 40,000; heute ist ihre Zahl durch polizeiliche Maßregeln minder geworden. Sie lebten unter einem Oberhaupte in einer gewissen Vereinigung und bildeten einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken gesetzt hat. Deswegen sind sie auch immer von derselben mit einer Art Achtung und Auszeichnung behandelt worden. Der Hofrath Moritz sagt in seiner Reisebeschreibung von Italien von ihnen: „Diese Philosophen scheinen so wenig das Bedürfniß von Zeitvertreib zu fühlen, daß sie sich nicht einmal zu irgend einem Spiel anstrengen, sondern halbe Tage lang mit untergeschlagenen Armen sitzen, stehen oder liegen. Gewiß giebt es unter ihnen mehr als Einen Diogenes, der den großen Alexander um nichts weiter bitten würde, als zwischen ihm und der Alles erquickenden Sonne keine Scheidewand zu machen. Sie machen nicht sowohl eine eigene Nation, als vielmehr eine Art von philosophischer Secte aus, die noch einen Schritt weiter gehen, als die alten Cyniker, indem sie außer der Mühe des Handelns noch die unselige Mühe des Denkens vermeiden. Sind diese Leute auch im Durchschnitte gegen einzelne Bekannte und solche, welche gut mit ihnen umgehen, treu, so sind sie dagegen auch alle Augenblicke bereit, alle ehrlichen Leute, wie sie sich ausdrücken, um des heiligen Glaubens willen, ein Bischen umzubringen, da, wo man es verlangt, etwas Feuer anzulegen, und wo sich ihnen Gelegenheit bietet, zu rauben und zu stehlen.

Bewohner der europäischen Türkei.

Die Türkei ist eins der schönsten Länder in Europa. Es ist von der Natur befestigt, indem es ein bergiges, zerrissenes und seltsam gestaltetes Terrain bildet, ohne doch eigentlich Gebirgsland zu sein. Der Boden ist im Allgemeinen sehr ergiebig, aber nur zum geringen Theile gehörig bebaut. Das Klima kommt in der nördlichen Abdachung mit dem süddeutschen ziemlich überein, so daß insbesondere die Donauländer noch ziemlich strenge Winter haben. Dagegen ist es in der südlichen Hälfte sehr mild und in den Küstengegenden des Marmormeeres und Archipelagus sinkt das Thermometer selten unter 0 Grad. Mit Ausnahme einiger Sumpfgegenden an der Donau ist das Klima überall gesund, und die Pest, die nicht selten wüthet, ist ein verschuldetes Uebel. In Betreff des Productenreichthums gehört die Türkei zu den gesegnetsten Ländern Europas. Die Gebirge, deren keines die Schneelinie erreicht, sind meist mit den trefflichsten Waldungen bedeckt, und die südlichen Gegenden haben den herrlichsten Schmuck in schönen Blumen und duftenden Kräutern. An nutzbaren Mineralien liefert das Land nur Stein- und Seesalz in Menge, doch fehlt es ihm gewiß auch nicht an metallischen Schätzen, nur kennt und benutzt man diese bis jetzt sehr wenig. Die thierische Schöpfung erregt nicht weniger Bewunderung. Die Flüsse und Meere wimmeln von zahlreichen Fischen. Die Honigbienen bereiten auf den würzigen Fluren und Höhen noch heute, wie im Alterthume, köstlichen Honig. Das Pferd wurde auch von den asiatischen Völkern eingeführt, und in den Donaugegenden wohnten die berittenen Scythen. Kameele sieht man nur in der Umgebung von Constantinopel; das Maulthier ist den Bergländern angemessener, als das Pferd, und der Esel wanderte mit Silen im Gefolge des Bacchus von Asien her ein. Wann das Schaf eingeführt wurde, ist ungewiß. Seine Wolle diente den Alten allgemein zur Kleidung,

und die Töchter der Könige, wie der Armen, zeigt uns das Alterthum mit der Spindel beschäftigt, Wolle färbend mit dem Purpur der Uferschnecken. Die eben so schöne als züchtige Penelope webt aus Wolle den Leibrock ihres Mannes. Ergiebig ist in allen Gegenden der europäischen Türkei die Jagd. Daß es Löwen gegeben habe, lehrt uns das Alterthum ausdrücklich; denn Herkules schmückte sich mit der Haut des Löwen von Nemea, erschlug die lernäische Schlange, tödtete den erymantischen Eber.

Einen nicht geringen Beitrag zu dieser Mannigfaltigkeit thierischer Schöpfung liefert der Mensch. Man möchte sagen, alle Völker der alten Welt haben sich hier gemischt. Europäische und asiatische Völkerschaften bedecken das Land, und vielleicht hat nur dieser Mannigfaltigkeit der Türke seine schwankende Herrschaft zu danken. Das Schwert Muhamed's hat hier Geschlechter zusammengedrängt und unter seinen eisernen Despotismus gebeugt, welche durch Character, Lebensweise, Bildung und Sitten durchaus von einander verschieden sind. — Gehen wir jetzt zu der Beschreibung der einzelnen Völker dieses Landes über.

Die Türken.

Als Herr des Landes betrachtet sich der Türke oder Osmanli, Nachkomme der kriegerischen Horden, welche die arabischen Herrscher Kleinasiens zur Zeit ihres Sinkens als Leibwächter um sich versammelt hatten. Dieser häßliche Völkerstamm, beute- und raubsüchtig, war aus den Hochsteppen Asiens herabgekommen, und wahrscheinlich tatarisch-mongolischer, keineswegs caukasischer Abkunft. Es ist gewiß, daß die veredelten Züge der heutigen Türken europäischen Ursprungs und Folge der Vermischung verschiedener Völker sind; denn Osmanen, Turkomanen, Tataren, Araber und muhamedisirte Griechen wurden durch einander gemischt, und die schönen Circassinnen, Griechin-

nen, die edelsten Töchter Constantinopels wurden in die Harems der wilden Eroberer gekauft und gezwungen. Aus dieser Vermischung entstand der heutige Türke, welcher ganz anders gestaltet ist, als der Eroberer Constantinopels. — Werfen wir zuerst einen Blick auf das häusliche Leben des Türken, namentlich in der Hauptstadt. Er steht früh auf, verrichtet sein Gebet, läßt sich bedienen, raucht Taback, betet wieder, ißt und trinkt, schläft, trinkt Kaffee und zieht sich zuletzt in seinen Harem zurück. Seine Geschäfte bestehen darin, daß er seinem Vorgesetzten aufwartet, und wenn er angestellt ist, seinen Dienst versieht, wenn er ihn nicht durch Andere versehen lassen kann. Schöne Frauen sind sein erstes Bedürfniß, die aber auch große Forderungen machen, denn sie verlangen eine schöne Bedienung, prachtvolle Einrichtung und köstliche Kleidung. Sie nehmen nichts weiter vor, als daß sie ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten besehen, sich putzen, und höchstens sticken. Um die Finanzen ihres Mannes sind sie unbekümmert; denn hat er kein Geld mehr, so wird sie höchstens an einen solchen verkauft, der wieder Geld hat, oder falls sie eine rechtmäßige Gattin ist, kehrt sie in das Haus ihres Verwandten zurück. Ihr Kind säugt eine schwarze Sclavin. Die rechtmäßigen Frauen sind unumschränkte Herrinnen des Harems und gebieten über ihre Sclavinnen; auch darf sich der Mann gegen sie keine Mißhandlungen erlauben. Eine türkische Frau geht nur dicht verschleiert und mit einem zahlreichen Gefolge aus, indessen lassen die Großen von Constantinopel ihre Harems wohl eben so, wie die Sultane, durch Verschnittene (Eunuchen) bewachen. In dem Harem des Sultans befinden sich 5 bis 600 Sclavinnen aus den verschiedensten Ländern der Erde. Der Oberzöllner für Constantinopel wählt immer die schönsten Mädchen des Sclavenmarkts aus für den Harem des Großherrn. Die vornehmste und erste Klasse der Sclavinnen ist die der Cadinen. Diese, gewöhnlich vier an der Zahl, genießen dieselben Auszeichnungen, wie die wirklichen Sultanin-

nen, sind zwar keine Ehefrauen im Sinne des Korans, kosten aber eben so viel Geld. Wird die Cadine von einem Sohne entbunden, so heißt sie Cadine Sultane. Erklärt der Sultan in Gegenwart des Mufti eine Sclavin für frei, so gewinnt diese Cadine durch diese Ehe, welche der Trauung auf die linke Hand gleich kommt, an Achtung und Auszeichnung. Eine zweite Gattung von Sclavinnen sind die Gedeklis, eine Art Kammerjungfern des Sultans. Nach den Gedeklis kommen die Ustas, eine bedeutende Zahl schöner Mädchen, deren Geschäft ist, die Valide Sultane oder Sultanin Mutter, die Cadinen und deren Kinder zu bedienen. Ueber das gesammte weibliche Personal des Harems führt die Tehaga-Cadine oder Aga des Harems die Aufsicht. Die größte Gewalt im Harem führt jedoch, der Sitte gemäß, die Sultanin Mutter, welche mit einer Art religiöser Ehrfurcht behandelt wird. Sie spielt oft die erste Rolle im Staate, und dieses um so leichter, da ihre Einkünfte vom Staat 500,000 Piaster betragen. Sie ist, sobald sie nach dem Regierungsantritt ihres Sohnes in den Winterharem *) zurückgekehrt ist, die unumschränkte Gebieterin desselben.

---

*) Den Winterharem hat noch kein Fuß eines Franken betreten. Er ist von einer dichten Mauer umgeben, und hat nur einen einzigen Eingang, welcher durch vier Thore, zwei von Erz und zwei von Eisen, verschlossen wird. Tag und Nacht steht eine Garde coptischer Mönche zur Bewachung da, und nicht einmal der Kislar-Aga, das Oberhaupt der schwarzen Eunuchen, darf ohne besonderen Befehl des Sultans hinein. In der Mitte des Winterharems befindet sich der Pavillon des Großherrn, der nebst den vorzüglichen Gemächern auch sein Schlafzimmer enthält. Hier steht auf einer Estrade (Erhöhung) das Bett mit atlaßenen, gold- und perlenreichen Vorhängen, und ein mit Goldstoff bedeckter Divan nimmt den Raum an den Wänden herum ein. Es befindet sich hier auch der Thronsaal, wo der Sultan die Prinzessinnen von Geblüt und die Cadinen empfängt und auch die meisten politischen und religiösen

Das Gemach einer türkischen Dame hat etwas Feenhaftes. Die Fenster, ziemlich hoch, lassen am Tage eine Art Dämmerlicht einfallen. Des Nachts werden sie erleuchtet, entweder durch eigends dazu bereitete, wohlriechende Wachskerzen, oder durch Lampen von verschiedener Form. Tapeten und kostbares Tafelwerk verziert die Wände. Weiche, schwellende Divans von blauer, grüner oder rother Farbe, meist aus Damast und reich gestickt, stehen an den Wänden umher. Ein kleiner niedriger Tisch nimmt die Mitte ein. Die Frauen des Harems sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf den Divans. Sie sind stets auf das sorgfältigste geputzt und wirklich schön gekleidet, meist zarte, blendend schöne, volle Gestalten, den Kopf schön gelockt, mit einem Turban, verfertigt aus dem schönsten Stoffe. Eine glänzende Juwelenrose ist häufig über der Stirn angebracht. Beinkleider, meist aus Atlaß, unter den Knöcheln niedlich zusammengezogene, gestickte Strümpfe und prachtvolle Pantoffeln zieren den Fuß. — Hat der Türke Geld und Vermögen genug, so darf er vier dergleichen Frauen haben, was jedoch sehr viel kostet, da sich die Türkin täglich zwei bis drei Mal anzukleiden wünscht. — Die Frauen rauchen alle Taback, schnupfen aber nicht.

Im Charakter des Türken ist viel Eigenthümliches. Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, und wäre es auch sein eigenes, Mangel an jedem Gefühle der Humanität, kalte Grausamkeit, Verschlagenheit, mit einem feinen, listigen und vorsichtigen Anstrich von Höflichkeit übertüncht, und Egoismus, das sind die natürlichen Folgen der Religion und Lebensweise des Türken. Im Innern seines Harems herrscht Haß, Stolz und Eifersucht, als natürliche Folge der Lebensweise der Türkinnen. Im Aeußern ist es Pest und Despotismus, was vom Tür-

---

Feste feiert. Dieser Saal ist mit Gold getäfelt und hat in jeder Ecke einen von Gold und Edelsteinen strahlenden Thron.

ken unzertrennlich ist und durch ihn überall hin verbreitet wird. Zwar sind sie gastfrei und thun in dieser Hinsicht mehr, als andere Völker, aber nicht aus Gefühl der Menschlichkeit, sondern aus blindem Gehorsam gegen den Koran, der die Errichtung der Karavanserais, der Narrenhäuser und die Speisung der Müssiggänger und Bettler gebietet. Der Türke hält sich bei allem dem für das erhabenste Wesen auf Erden und legt seinen Stolz bei jeder Gelegenheit an den Tag. Der berühmte Heldenmuth in den Gefechten ist nichts als jene Hartnäckigkeit, welche aus der trüben Quelle des Fanatismus eingesogen wird. Wo sollte auch nachdenkender Ernst herkommen? Wo die geistvolle Idee des Heldenmuthes bei Menschen, welche, blind für die Zukunft, diese ihrem Schicksal und ihrem Sultan überlassen, mit derselben Gleichgültigkeit heute auf weichen Polstern, durch Opium überreizt, in den Armen der Circassinnen ruhen, und morgen gleichgültig ihren Kopf der Schnur des Henkers darbieten, oder den Bettelstab ergreifen? Dies ist nicht jene Entschlossenheit, welche einem Socrates den Giftbecher versüßt; es ist eine Dumpfheit des Characters, von Ausschweifung und Ueberspannung erzeugt.

So wie der Koran diesen Charakter der Türken trefflich unterstützt, so liegt in ihm auch ein Haupthinderniß der Civilisation desselben. Die Religion der Türken, der Islamismus, wovon schon bei Persien die Rede gewesen, und dessen Hauptsitz Constantinopel ist, ist nur berechnet für ein Nomadenvolk. An die Stelle heidnischer Mythen, christlicher Wahrheiten und jüdischen Materialismus setzt sie die Wirklichkeit selbst, indem sie sinnliches Vergnügen in dieser und jener Welt zur Basis ihrer Lehre macht. Alle Muselmänner ohne Ausnahme machen die Einheit Gottes zur Grundlage ihres Glaubens. Muhamed ist der Prophet Gottes und genießt mit ihm gleiche Ehre. Sie befolgen alle Hauptgebote des Korans mit strenger Genauigkeit, nur das Verbot des Weines wird nicht immer beobachtet, denn sie trin-

ken ihn heimlich gern. — Der Sultan ist in allen Dingen das höchste Oberhaupt, die Regierungsform monarchisch. Der Sultan wird im Harem geboren, erzogen, von Sclavenhänden gepflegt, und stirbt im Harem, wenn er nicht früher erdrosselt wird, was auch im Harem geschieht. — Nach Außen steht der Großvezier als das zweite Ich des Sultans an der Spitze des Staats. Er besitzt die Reichssiegel und die unumschränkte Vollmacht, Alles nach seinem Gutdünken zu thun und zu unternehmen; er genießt beinahe dieselbe Ehre, wie der Sultan. Ein doppelter Goldstoffkaftan, Garten, das Zusammenberufen des Divans, öffentliche Aufzüge gehören zu den Vorrechten des Großveziers. Ein Amtspelz von weißem Atlaß, mit schwarzem Zobel ausgeschlagen, ist sein Staatskleid. Er allein darf sich zu allen Zeiten dem Sultan nahen, um ihm Bericht zu erstatten. Er hat ungeheure Einkünfte und braucht sie auch; denn er muß einen großen Hofstaat halten, an den Großherrn große Geschenke abliefern. Allein kein Vezier ist auch nur eine Minute seines Lebens, seiner Schätze, seiner Gewalt sicher; ein Wink des Großherrn und sein Kopf fällt zu seinen Füßen.

Nirgends auf Erden blüht die Bestechung so, wie hier; für Geld kann Jeder in der Türkei Alles werden, Alles erlangen, Alles thun; und man ist so ehrlich, daß man dies nicht einmal leugnet. Die Gerechtigkeitspflege wird vom Vezier und dem Divan in der Hauptstadt und von andern Großbeamten in den verschiedenen übrigen Bezirken verwaltet. Die Paschas verwalten die Justiz in den Provinzen, und unter ihnen verwalten die Agas und Kadis die Justiz der Distrikte und Ortschaften. Die Justiz ist äußerst prompt und streng. Betrügt der Fleischer, so nagelt man ihn mit dem Ohre an seinen Laden an, und zwar so, daß nur die Zehenspitzen die Erde berühren. Bäcker, die schlechtes Brot backen, oder es zu klein machen, werden in den glühenden Ofen geschoben und gebacken. Die Lastträger in Pera ließen

sich mehre Diebstähle gegen die Franken zu Schulden kommen, und trieben dieses so arg, daß vor einigen Jahren die Gesandtschaften sich deshalb beim Sultan beschwerten. Plötzlich bekamen die Lastträger Befehl, ein Kriegsschiff mit Waizen zu beladen. Sie tragen nach einander die Säcke hinein, aber keiner kommt wieder heraus, denn Alle werden auf der entgegengesetzten Seite über Bord geworfen. Man sieht nicht selten früh Morgens die Hausherren an den Fenstern ihrer Häuser hängen. Die Enthaupteten bleiben gewöhnlich auf dem Richtplatze liegen, indem man diesen an jeder Straßenecke findet. Dem gläubigen Muselmann wird der Kopf unter den Arm, dem Raja unter den Hintern gelegt. — Die Polizeiverwaltung der Hauptstadt liegt auch in der Hauptsache dem Großvezier ob. — Jeder Verhaftete, der nicht Soldat ist, wird bei geringen Vergehungen nach dem Herkommen und dem Koran, oder anderen Gesetzen in Gegenwart des Großveziers gerichtet; ein paar hundert Bastonaden auf die Fußsohlen werden ohne viele Bedenklichkeit ausgetheilt. Ist das Vergehen größer, so verurtheilt ihn der Großvezier, nach dem er gelaunt ist, zur Verweisung oder zum Tode. Die Debdil sind eine Art geheimer Spione, die verkleidet umhergehen, um ihre Bemerkungen zu machen, die natürlich ziemlich folgenreich sind. Niemand darf über drei Tage verhaftet bleiben; sind drei Tage vorbei, so muß er gerichtet werden, und stirbt Jemand im Gefängniß ohne Verurtheilung, so ist der Richter den Anverwandten wegen seines Todes verantwortlich. Auch die Folter ist in Constantinopel in einem abscheulichen Grade üblich. — In Constantinopel kann nur ein ausdrücklicher Befehl, der auf das bestimmteste abgefaßt ist, Haussuchungen veranlassen, auch muß die Person oder der Gegenstand, den man finden will, auf das genaueste bezeichnet sein; und die Polizei wird dann immer in ein Türkenhaus vom Iman, zu einem Christen von einem christlichen Geistlichen und zu einem Juden vom Rabbiner begleitet.

Jetzt wollen wir die Bewohner der einzelnen Provinzen näher ins Auge fassen und richten zuerst unsern Blick auf die

Albanesen.

Sie selbst nennen sich Schypetaren (Springer) und bewohnen seit den ältesten Zeiten das vortrefflich für den Anbau aller Kulturzweige geeignete Bergland Albanien. Von den heutigen Griechen werden sie Arbaniten, von den Türken und Arabern Arnauten genannt. Die Albanesen sind im Ganzen ein äußerst kräftiges Kernvolk. Die Luft der Berge unter einem südlichen Himmel, die Lebensweise und Beschäftigung, der Mangel an Restaurateurs, Apotheken und Homöopathen organisiren ein Prachtvolk. Auch moralisch sind sie nichts weniger als verwahrlos't, nur ist ihr Geist noch nicht geweckt, für das Geistigschöne noch nicht erwacht.

Die Sitten des Volks sind halb barbarisch. Raub und Mord wird als ein Theil der Nationalindustrie mit Nachsicht und Gelindigkeit behandelt; Diebstahl etwas strenger. Die Albanier sind meist beschäftigt, die Straßen in Bosnien und Albanien unsicher zu machen; nur Zwischenräume sind es, in welchen es den Türken gelingt, augenblicklichen Raubstillstand zu bewerkstelligen. Die Größe der gemachten Beute ist es, was Ansehen verschafft und zur Größe hilft. Man steigt hier vom Räuberhauptmann bis zum Pascha. Weiß nämlich ein Räuber sich Anhang zu verschaffen und wird er mächtig, so erklärt ihn die Pforte in die Acht; gelingt es ihm aber, diese Achtserklärung zu umgehen, oder etwa gar den gegen ihn abgeschickten Pascha todtzuschlagen, so nimmt die Pforte keinen Anstand, ihn an die Stelle des Erschlagenen zum Pascha zu ernennen. Geschenke und Bestechungen der Großen in Constantinopel dürfen dabei natürlich nicht fehlen. Die Schnur erreicht solche in der Regel am Ende, aber das widerfährt auch nicht selten dem ehrlichen Schelm

von Pascha und hat nichts zu sagen. Die Albanesen stehen wegen ihrer Tapferkeit, ihres Muthes und ihrer Treue in hohem, militärischen Rufe, taugen jedoch wenig zur festen Schlachtlinie. Nur wo Mann gegen Mann gefochten wird, siegen sie, aber schrecklich ist ihre Niederlage vor einem in der Kriegskunst geübten Feinde. Zärtlich ist der Albanese nicht. Die Mädchen werden frühe abgesondert. Die Erziehung der Weiber, dieser so wichtige Punkt des Nationallebens, erstreckt sich nur auf rohe Arbeit und Bewahrung der Jungfrauschaft. Daß dieses liebenswürdige Geschlecht auch eine Seele habe, daran wird gar nicht gedacht. Verlobungen finden schon in der Wiege statt, aber Mädchen wissen selten, wem sie versprochen sind, und lernen ihren Bräutigam erst im zwölften Jahre, am Tage ihrer Hochzeit, wo der Bräutigam etwa 15 Jahre alt ist, kennen. Ein Ring ist das Zeichen der Verlobung, aber die Tochter wird dem Vater förmlich abgehandelt; Geld bei den Aermern und Güter und Vieh bei den Reichern müssen dem Stande der Braut angemessen sein. Hundert Ziegen, eben so viele Schafe, zwei Maulesel und eben so viel gewöhnliche Esel sind eine reiche Mitgabe, welche von den Sängerinnen des Hochzeitsfestes nach Gebühr gepriesen werden. Etwa vier Jahre nach der feierlichen Verlobung der Vorhochzeit, wenn die Braut ihr sechszehntes Jahr erreicht hat, wird sie nun wirklich in das Haus des Gatten gebracht und Mühe und Arbeit fängt an. So wie sie sich ihrem Gatten das erste Mal in seinem Hause naht, wirft sie sich vor ihm nieder auf die Knie, küßt ihm die Hand und legt einen Sack nebst Strick zu seinen Füßen nieder. Wie glücklich sind dagegen unsere Frauen! „Wie glücklich seid ihr Frauen in Frankistan!" sagte die schöne Gattin des Reis-Effendi. Mit Blumen geschmückt nimmt die Braut an dem Tage den obersten Platz an der Tafel ein, aber damit ist denn auch die Herrlichkeit zu Ende. Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei, heißt es hier im eigentlichen Sinne.

Die Arme bleibt Sclavin ihr Lebelang; darf nie mit ihrem Manne essen, sondern muß sich nebst den Kindern von den Abfällen nähren, die von ihres Mannes Tische fallen! muß alle Arbeiten verrichten, alle Mühen tragen, um die Dienerin des Räubers zu sein. Dem christlichen Albanesen ist das Weib doch noch Gefährtin, aber dem Türken, ist er arm, ein bloßes Lastvieh, ist er reich, ein Spielzeug des Harems. Stirbt der Schypetar, so wird er schrecklich beheult, was die slavischen Völker mit einer besonderen Virtuosität auszuführen verstehen. Die Gattin stimmt allezeit das Klagelied an, der Chor folgt nach. Die Herkunft, Thaten, Vorzüge und Eigenschaften, die der Todte hätte haben sollen, werden gepriesen, dann wird er in seinem ganzen Staate, mit seinen Waffen geschmückt, in einen Teppich gehüllt, begraben. Der Albanese steht früh auf, raucht den ganzen Tag, geht auf die Jagd oder den Raub, läßt Weib und Kind arbeiten und lebt so, bis er stirbt, was jedoch bald geschieht, denn nicht leicht über 60 Jahr reicht das Alter des Schypetars.

Der Religion nach sind die Albanesen theils Muhamedaner, theils Christen. Die Sprache der Schypetars ist sehr gemischt und zerfällt in viele Dialekte, das Slavische ist aber Grundton. Sie haben als echte Barbaren keine Schrift, und wer albanisch schreibt, bedient sich bald griechischer, bald türkischer, bald römischer Charaktere. Es ist bemerkenswerth, daß in Europa nur drei Völker eine eigene Schrift haben, die Griechen, die Römer und die Deutschen.

Die Serbier.

Der Serbe ist ein schöner, hoher, kraftvoller Mensch, und versteht die Schönheit seiner Gestalt durch die Pracht der Kleider, die an den Orient erinnern, zu erhöhen. Die Lebensweise der Serbier ist sehr einfach. Sie lieben geistige Getränke, ohne Säufer zu sein, und Betrunkene sieht man äußerst selten, da man sich dieses Lasters als

einer nur Sclaven eigenen Ungebührlichkeit schämt, und mit Recht, indem an der Zahl der Betrunkenen der Grad des Druckes, welcher auf einem Volke lastet, wie auf einem Barometer die Luftschwere, genau abgemessen werden kann. Kein freier Mann huldigt der Trunkenheit. Man findet bei den Serben, was überhaupt bei allen Völkern, die fleißig und weder Zierpuppen, noch Trunkenbolde sind, der Fall ist, mehr häuslichen Wohlstand, als Luxus, und im Ganzen entbehrt der Serbe nichts, was zu einem behaglichen Leben gehört. Der Serbe gehört zu der südslavischen Völkerfamilie; er ist daher lebhaft, voll Feuer und raschen Blutes, er liebt Musik und Gesang, denn die Slaven sind ein singendes Volk. Er liebt Mährchen, denn er hat die Spiele der Phantasie in seiner Gewalt, noch mehr bewegt ihn das Heldenthum; und die Helden des Volks, sein Unglück und seine Erhebung sind die unerschöpflichen Themata seiner Gesänge. Aber auch die Liebe ist es, die Schönheit, die Rosenwangen, der kussige Mund der Landestöchter, was sein Lied belebt. Die Treue, die häusliche Sorgfalt, die Zucht und die Schamhaftigkeit und dabei wieder die Kühnheit der Liebe und ihre Alles aufopfernde Kraft für den Geliebten, über Alles aber die Gewalt der Mutterliebe bilden den Inhalt der sehr oft herzergreifenden Lieder dieser Völker. Die Ereignisse des Tages bleiben nicht stumm, auch die Geschichte des Dorfes kommt zur Sprache. Hat irgend Einer seine Braut untreu verlassen, hat eine Jungfrau den Kranz verloren, sie wird unabsichtlich der Gegenstand des hallenden Liedes, das warnend, tadelnd, spottend, erbarmend von Berg zu Berg tönt. Es zeugt für den eigenthümlichen Adel des menschlichen Geistes, daß er ohne alle künstliche Hinaufstimmung eine Schönheit entfaltet, die mehr werth ist, als man durch Kunst erlangt. Diese Menschen, die oft, ja meist nicht lesen und schreiben können, keine Schule besucht haben und bloß in der Tradition leben, nehmen oft einen Ideenschwung in ihren Gesängen, der unwiderstehlich die

Zuhörer hinreißt und nie das Herz verfehlt. — In Serbien pflegt man dreimal des Tages zu beten, am Morgen, wenn man aufsteht, dann vor und nach dem Abendessen, und endlich, wenn man sich schlafen legt. Vor dem Abendessen beten Alle, die in einem Hause wohnen, mit einander. Wenn sich die Männer vor dem Essen gewaschen haben, stellen Frauen und Kinder sich hinter sie. Der Aelteste beginnt das Gebet, und bis er es vollendet hat, darf Niemand aufhören, oder sich niedersetzen. Nur der Aelteste spricht laut, daß es Alle hören können; die Uebrigen beten still. Am Sonnabend, oder am heiligen Abend eines Festes, zündet man ein Licht an, und macht es an der Wand fest. Darauf nimmt der Aelteste Kohlen und Weihrauch, räuchert das Licht und alle vorhandenen Heiligenbilder, und dann die übrigen Genossen, mit welchen er vor dem Lichte zu Gott betet. Der Gruß: „Helf Gott," welchen man in vielen andern Gegenden wiederfindet, ist auch in Serbien gebräuchlich. Hier macht man das Zeichen des Kreuzes dazu. Vor und nach dem Essen ist der Wunsch: „Gott helfe und lasse es gedeihen!" im Gebrauche. Ueberhaupt wird fast Alles mit Gott angefangen. — Die Serbier schwören bei Sonne und Erde; doch ist es heiliger, bei seinem Bruder zu schwören. Aberglaube ist, wie bei allen ungebildeten Völkern, noch sehr häufig, und in Serbien ist der Glaube an Hexen noch sehr im Schwunge. Auch glaubt man an Vampyre, worunter man Todte versteht, die in der Nacht ihr Grab verlassen und Lebende beunruhigen können. Wenn z. B. Jemanden der Alp drückt, heißt es, daß ein Vampyr ihm auf der Brust gesessen, und ihm das Athmen erschwert habe. — Das Rauben der Mädchen ist, seit es verboten worden, fast gänzlich abgekommen, und es pflegt jetzt der Vater oder Bruder des Bräutigams, oder sonst ein Verwandter die Werbung zu übernehmen. Man sieht hierbei weniger auf die Jungfrau selbst, als auf ihre Familienverhältnisse. Den Angehörigen des Mädchens macht man Ge-

schenke, und den übrigen, nicht zum Kreise der Familien gehörenden Hausgenossen giebt man Geld. Früher waren die Preise für ein Mädchen so hoch, daß manche arme Männer sich keine Frau kaufen konnten. Ein Befehl hat aber festgesetzt, daß man für eine Jungfrau nicht mehr als einen Dukaten verlangen und geben solle. — Einige Tage vor der Hochzeit geht ein Einlader von Haus zu Haus und bittet die Gäste, zu welchen die Zeugen oder Pathen gehören, welche den Antrag nie ablehnen dürfen, ferner die Stellvertreter derselben, ein Aeltester oder Oberster, welcher Ordnung zu halten hat, der Anführer des Zuges, der Brautführer, ein Lustigmacher und ein Dudelsackpfeifer. Die zur Hochzeit Gebetenen bringen allerlei Geschenke mit, welche der Lustigmacher der versammelten Menge zeigt und austheilt. Am Morgen nach der Hochzeit gießt die junge Frau den Gästen nach einander Wasser über die Hände, wofür diese ein Waschgeld in das Becken werfen. Allen Hochzeitsgästen küßt die junge Frau die Hand, wofür sie von jedem ein Geschenk erhält. — Die Serbier bekennen sich zur griechischen Kirche, und haben viele Klöster, die ihnen zugleich als Versammlungsorte dienen, und bei welchen sie zu gewissen Zeiten Märkte halten. Die Mönche, welche diese Klöster bewohnen, sind größtentheils ohne alle Bildung, fast wie das übrige Volk. Einige von ihnen können lesen, wenige nur schreiben. Die Tracht der Mönche ist schön, ähnlich wie bei den Griechen. Sie sind beritten, und tragen Waffen, wenn sie sich zum Einsammeln irgendwohin begeben, und haben mit ihren Brüdern das gemein, daß sie möglichst gut essen und trinken, und sich nichts abgehen lassen. Sie stehen in größerer Achtung als die Priester, weil sie reicher und schöner gekleidet sind, als diese, und die Kirchenregeln besser kennen. Die Pfarrer haben nicht immer Kirchen in ihrem Sprengel, in welchen sie ihre Gebete an den Festtagen verrichten können; deshalb gehen sie zum Theil jährlich einmal, während der großen Fastenzeit, in ein Kloster, in wel-

chem sie Messe lesen und selbst das Abendmahl empfangen. Die Beichte wird von den Mönchen gehört, weshalb jeder Mönch Beichtvater genannt wird. Die Priester müssen das Rituale, das Herologium (nach welchem die Horen gehalten werden) und ein Psalmbuch besitzen. In den Psalmen haben sie gewöhnlich lesen gelernt, und diese drei Werke bilden meist ihre ganze Bücherei. Früher wurde von jedem Priester verlangt, daß er die Tage der Heiligen wisse, und dieselben nicht erst immer im Rituale aufsuchen müsse. Die Besoldungen, welche die Priester erhalten, sind nicht groß, so daß Niemand vom Einkommen seines Amtes leben kann. Wenn daher ein Priester ein eignes Haus und Acker hat, besorgt er die gewöhnlichen Geschäfte, pflügt und gräbt, rodet und mäht. Den Priestern ist es nicht gestattet, rothe Mützen zu tragen; sie haben dafür schwarze Pelzmützen, oder Mützen aus schwarzem Tuche. Alle älteren tragen lange Bärte. — Schulen giebt es in Serbien noch sehr wenige, obgleich die Regierung bemüht ist, die Zahl derselben zu vermehren, und man kann wohl annehmen, daß kaum der tausendste Mensch lesen, und noch ein weit kleinerer Theil schreiben kann.

Die Montenegrier.

Montenegro (Schwarzberg), zwischen Albanien und der Herzegowina, ist gleichsam eine Festung, und sowol von Oesterreichs, als der Türken Seite, fast unübersteigbar. Die Montenegrier sind unabhängig und stehen unter einem selbstgewählten Machthaber, Wladika genannt. Die Würden in Montenegro gewähren weder eine bestimmte Einnahme, noch geben sie irgend ein Recht über andere Montenegrier, denn der Aermste steht mit dem Reichsten gleich. Würde ein Montenegrier in Einem Tage auch ein Dutzend Menschen umbringen, hat doch Niemand das Recht, ihn deswegen gefangen zu nehmen und der Wladika, welcher dies Niemandem befehlen kann, ist nur im

Stande, dazu zu rathen, und seinen Rath durch Religionsgründe zu unterstützen. Um öffentliche Angelegenheiten zu verhandeln, halten einzelne Stämme, oder die Bewohner eines Bezirkes (Nahie), oder auch das ganze Volk Versammlungen, in welchen jeder, besonders wenn er eine starke Familie hat, sagen und erklären kann, was ihm beliebt, was nicht. Auf Beredtsamkeit wird viel gehalten. Ein Oberhaupt, welchem dieselbe fehlt, hat keine Bedeutung. So wie die Montenegrier sich von Niemandem befehlen und Zwang anthun lassen, bezeigen sie auch keine Lust, Abgaben zu entrichten, dazu sind sie nicht zu bewegen, denn, sagen sie, wollten wir steuern, so könnten wir nur den Türken einen Tribut entrichten, und hätten alsdann nicht nöthig, uns immer mit denselben zu schlagen. In Montenegro ist Jeder auf sich selbst beschränkt, um sich gegen Gewalt und Ungerechtigkeiten zu schützen, und deshalb ist die Blutrache hier Pflicht und vertritt die Stelle der obrigkeitlichen Gewalt. Nicht nur die nächsten Verwandten, sondern ganze Dörfer, Stämme und Bezirke halten sich für verpflichtet, Beleidigung oder Mord der Ihrigen zu rächen. Wird der Bewohner eines Bezirks von dem Bewohner eines andern Bezirks umgebracht, so erklärt die Nahie des Ermordeten, daß die Nahie ihr einen Kopf schuldig sei. Würde der Fall eintreten, daß von zwei Brüdern der eine seinen Vater umbrächte, so wäre es Pflicht des andern, um den Tod seines Vaters zu rächen, seinen Bruder zu ermorden. Eine solche Schuld ist unerläßlich, muß mit dem Kopfe oder mit Geld, und wenn auch erst nach hundert Jahren, gebüßt werden. Die blutige Kleidung des Ermordeten wird von den Verwandten aufbewahrt, damit ihre Angehörigen durch den Anblick derselben zur Rache angespornt werden. Noch auf dem Sterbebette fordern Familienoberhäupter die Ihrigen zur Rache auf, und empfehlen dieselbe allen Angehörigen dringend. Je glänzender die Rache ist, um so größer ist die Ehre für den Rächenden. Häufig kommt es vor, daß die Angehörigen eines Racheopfers dasselbe wieder

zu rächen suchen, und so pflanzt sich die Rache von einem Theil auf den andern fort. Bei dieser schönen Einrichtung pflegt Ein Mord einige Dutzend, zuweilen auch über 100 andere Morde im Gefolge zu haben. Werden die Montenegrier von Außen angefallen, so hören alle innern Fehden auf. Die Weiber haben mit diesen blutigen Händeln nichts zu thun, und können ohne Gefahr sich allerwärts hinbegeben. Werden die Familien oder Gemeinden des Kampfes müde, und mischt sich eine dritte Partei vermittelnd ein, so wird öfters eine Aussöhnung zu Stande gebracht. Von beiden Seiten gewählte Richter zählen die beiderseitigen Todten und Verwundeten auf, und berechnen den verursachten Schaden. Die Partei, welche im Vortheile ist, muß die andere durch Geld entschädigen. Ein Kopf pflegt 132 Dukaten 4 Zwanzigkreuzerstücke und einen Para zu kosten. Der Para wird entzwei geschnitten und die Hälfte desselben an den Friedensvertrag angebunden. Bei solchen Unterhandlungen suchen die Parteien ihre Angelegenheiten mit der kaltblütigsten Beredtsamkeit zu vertheidigen, und es ist auffallend, daß bei einer Versammlung von Hunderten der Sprechende nie gestört wird. Nachdem er seine Rede geendet, beginnt die Gegenpartei zu reden. Was sich nicht erweisen läßt, muß durch einen Eid bekräftigt werden. Die, welche schwören sollen, setzen sich der Reihe nach in der Kirche nieder, während die Gegenpartei stehen bleibt und ein guter Redner aus ihrer Mitte, mit dem Kreuze in der Hand, vortritt, und dasselbe, wenn er es geküßt, gegen die Sitzenden hält. Diese verwünschten es nun, im Falle daß sie Unrecht haben, etwa auf folgende Weise: Gott möge geben, daß sie ihre Kinder nicht groß sehen, daß ihr Same in der Erde, die Frucht in ihrem Viehe, die Kinder in den Müttern zu Stein werden, daß sie nie Glück haben mögen und stets das Unglück sie verfolge, daß der Aussatz sie Alle bei lebendigem Leibe verzehre, damit ein Jeder vor ihnen fliehe. Bei jedem dieser Sätze ruft die sitzende schwörende Partei: Amen!

Damit Niemand auf bloße Aussagen Anderer hin schwöre, werden die, auf deren Angaben man sich stützt, in die Kirche geführt, und es wird ihnen daselbst angezeigt, daß jetzt geschworen werden soll, ihnen die Wichtigkeit des Eides erklärt, und sie werden aufgefordert, ihre Seligkeit nicht durch Lügen zu verlieren.

Die Aussöhnung zwischen Familien und einzelnen Menschen ist schwieriger, als das Uebereinkommen von ganzen Gemeinden, weil es sich hier um die Befriedigung der Leidenschaften handelt. Wenn die Aussöhnung zu Stande kommt, muß der Todtschläger, mit der Mordwaffe um den Hals, knieend vor dem Beleidigten erscheinen, und um Gottes und des heiligen Johannes willen, Verzeihung von ihm erflehen. Dann hebt der Beleidigte ihn auf, nimmt die Mordwaffe, die er gewöhnlich für sich behält, und legt sie bei Seite, küßt den Feind und versichert ihm, daß er ihm verziehen habe. Ein gemeinschaftliches Mahl, welches der Beleidiger giebt, beschließt jedes Versöhnungsfest.

Die Weiber sind in Montenegro fast nichts anders als Sclavinnen. Sie müssen außer ihrer weiblichen Arbeit den größten Theil der Feldgeschäfte besorgen und mit schweren Lasten, die sie oft kaum zu tragen vermögen, Felsen und Gebirge hinauf- und hinuntersteigen, während der Mann, mit der Tabackspfeife im Munde und der Flinte auf der Schulter, leer nebenher geht. Die Frau muß sich noch für glücklich halten, die einen Mann bekommt, der sie nicht ohne alle Ursache, bloß nach seinen Einfällen, durchwalkt. Es ist unschicklich und wird als ein Zeichen von Schamlosigkeit betrachtet, wenn junge Eheleute in Gegenwart anderer Personen mit einander sprechen. Die Frauen arbeiten während ihrer Hoffnungszeit wie gewöhnlich, und wenn dieselbe vorüber ist, thun sie, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Kinder säugt man zwei bis drei Jahre, und läßt man sich von der Kirche Erlaubniß geben, was manche Eltern thun, so werden die Kinder auch fünf bis sechs Jahre gesäugt.

Die Montenegrier bekennen sich zur griechischen nicht unirten Kirche, welche vor etwa 1000 Jahren in diesen Gegenden eingeführt und herrschend geworden ist. Die Geistlichen sind sehr unwissend, und da es im ganzen Lande noch keine Schulen giebt, in welchen man lesen und schreiben lernen könnte, so werden die Geistlichen entweder von ihren Vätern, oder wenn diese nicht selbst Geistliche sind, von andern Geistlichen, oder auch in den Klöstern unterrichtet. Bei dieser allgemeinen Unwissenheit der Geistlichen ist es leicht erklärlich, daß die ganze christliche Religion, sowol bei ihnen, als mehr noch bei dem Volke, nur in den äußerlichen kirchlichen Gebräuchen besteht, als in Taufen, Trauern, Fasten 2c. Aeußerlich sind die Geistlichen von den übrigen Bewohnern durch nichts unterschieden, tragen Waffen, wie diese, und ziehen mit in den Krieg, wie sie. Wenn ein Geistlicher Jemanden tödtet, darf er nicht mehr als Geistlicher fungiren. Beim Lesen der Messe muß der Geistliche Waffen und Patrontasche ablegen.

Die Walachen.

Die Walachen sind ein römisch-slavischer Stamm, eine Mischung der Dacier und Römer. Betrachtet man die Walachen, so ist es beinahe unbegreiflich, wie menschliches Elend einen so hohen Grad erlangen kann. Der Walache ist ein verwilderter Mensch. Schön gebaut, kräftig, gelenkig, voll Freude und Leben, voll Phantasie und Geist, ist er von der bereits erreichten Stufe der Civilisation auf den tiefsten Grad der Entwürdigung hinabgesunken. Man betritt das Land, sieht weit und breit keine menschliche Wohnung, nur von fern erhebt sich Rauch aus der Erde. Man eilt dem seltsamen Phänomen zu, und befindet sich plötzlich inmitten eines Walachischen Dorfes. Es sind Erdlöcher der Reihe nach gegraben, von Innen durch eine Bekleidung von Holz und Moos vor Feuchtigkeit geschützt; einige Stangen sind

darüber gebreitet und mit Rasen belegt; dieses bildet das Dach, welches das Vieh abweidet. In diesem Loche, erbärmlicher als die Zigeunerhütten in Ungarn, wohnen Menschen und Vieh beisammen. Obstbäume stehen um die Hütten herum, und die Saaten gedeihen auf den umliegenden Fluren, aber nicht für den Walachen. Das neueste uns bekannt gewordene Gemälde dieses Volkes lautet betrübend. Diese mehr als Leibeigene, heißt es, verschlechtern den Boden mehr, als sie ihn verbessern. Der Walache kennt seinen Herrn, den er oft alle Jahre wechselt, nur durch den Stock seiner Knechte. Walachen und Bulgaren sind Sclaven, Türken und Griechen die Herren. Die Griechen sind Pächter der Bojaren (Adligen), zahlen den Grundzins und saugen die Dörfer aus, indem sie das Monopol des Kaufes und Verkaufes besitzen; sie erheben den Zwanzigsten des Getreides und kaufen den Rest nach eigener Schätzung. Sie sind schrecklichere Dränger, als die Türken. Der Pandur (Bergbewohner, welche das Recht haben, Waffen zu tragen, und welches Wort Grenzhüter, Wächter bedeutet) fordert überdies den Zehnten aller Früchte, die Abgabe an die Pforte und alle Erpressungen unerbittlich im Gelde ein. Darum ist auch der Walache faul, unrein, dem Trunke ergeben, ohne sich zu betrinken, hartnäckig, nur der Gewalt weichend, doch nicht gefühllos. Hat er einigen Vorrath, so geht er von Schenke zu Schenke, tanzt wüthend zur Musik der Zigeuner, geht nach Hause, prügelt Weib und Kind, und schläft, bis ihn der Stock des Panduren aufweckt. Den Römer in sich bergend, steht er des Nachts auf, tritt plötzlich verkleidet in die Schlafzimmer des Pächters und Drängers, ergreift ihn, züchtigt ihn und geht straflos davon. Ein ander Mal ermordet er seine Familie und legt Feuer in die Gebäude. Auch verbindet er sich wohl mit den Türken und plündert das Land. — Unwissenheit, der treue Gefährte der Sclaverei, drückt schrecklich den Geist des Volkes; entsetzlich ist der Aberglaube, welcher auf dem Volke lastet. Es entbehrt sogar

des Trostes einer unterrichteten Geistlichkeit. Der Pope (Geistliche) wählt sich einen Küster, diesen richtet er sich zu den überlieferten Ceremonien ab, und abgerichtet, schlüpft er in den Rock des Pfarrers, um sein Nachfolger zu sein. Bisweilen zieht man ihm seinen Rock aus, um ihn durchzuprügeln, dann zieht man ihm denselben wieder an, um vor ihm auf die Knie zu fallen. Schwein- und Seelenhirte ist in einer Person nicht selten. Fällt es einem bessern Pächter einmal ein, eine Schule zu bauen, eine Kirche zu errichten, so ist nicht einmal der Stock vermögend, sie zu füllen. Wozu diese Thorheit? sagen sie, unsere Väter lebten ohne dieselbe, unsern Kindern wird es nicht übler gehen. Die Weiber der Walachen sind arbeitsamer, als die Männer. Sclavinnen ihres Mannes, weben sie das grobe weiße Tuch zu der malerischen Nationaltracht der Walachen; auch fällt auf sie der größte Theil der Feldarbeit. Die Hochzeiten geschehen, indem die Mädchen zu Markte geführt und von den Jünglingen geraubt werden. Findet der Bräutigam die Braut nicht als Jungfrau, so schickt er sie der Mutter zurück. Auf eheliche Treue wird übrigens nicht der geringste Werth gelegt. Nirgends in Europa kann Entsittlichung, Sclaverei und politische Entwürdigung, eine glücklichere Natur und eine tiefere Entartung gefunden werden, als unter dem schönsten Himmel Europa's, in diesem fruchtbaren Fürstenthume. Die Religion ist die griechische.

Bewohner Griechenlands.

Die Griechen sind ein in Rohheit, Aberglauben und Elend, in Laster und Verderbtheit versunkenes Volk. Das Elend der letzten Jahre hat indeß den alten Heldengeist in einigen biedern, rauhen Gebirgsmännern wieder erweckt. Es sind Thaten geschehen, würdig der alten

Griechen; es haben sich Patrioten hervorgethan, welchen Epaminondas freudig die Hand reichte. Es hat sich ihnen vor einigen Jahren in Otto von Baiern ein Vater genähert, aber wahrlich, der hat auch eine große Aufgabe zu lösen, wenn Griechenland auferstehen soll! Die ihm neulich aufgedrungene constitutionelle Verfassung bringt schwerlich gute Früchte. Einen Stand giebt es in jeder Nation, mit ihm steigt und sinkt dieselbe. Es ist dieses der Stand, dem die öffentliche Erziehung des Volkes anvertraut ist. Glaube man doch ja nicht, daß es ein Mittel gebe, eine Nation aufrecht zu erhalten, sobald der Stand der Priester und Lehrer in Tempeln und Schulen der Achtung entbehrt. Diese Achtung kann ihm aber Niemand geben, er muß achtungswerth sein und aus seinem Innern muß sein Glanz, seine wohlthätige Kraft ausstrahlen. Wo, statt Bildung und Wissenschaft, Aberglaube und Unwissenheit den Priester schändet, den Volkslehrer der Verachtung preisgiebt, da hilft kein Glanz, noch irgend etwas der Nation auf. Wie es mit diesem ersten Stande in Griechenland steht, berichtet Choiseul also: „Griechenland wimmelt von Kalugers, die weder lesen noch schreiben können, denen es aber wohl bewußt ist, wie weit die Macht und Gewalt über ein dummes, abergläubisches Volk ausreicht. Diese Menschen haben die Menge ihrer Landsleute sich unterworfen, und schalten mit ihnen nach Gutdünken. Sie sind nicht selten mit ihren Verbrechen einverstanden, und theilen mit ihnen den Gewinn. Nicht ein Seeräuber ist da, der nicht einen Popen oder Kaluger bei sich hätte, um für sein Verbrechen in dem Augenblicke, wo es begangen wird, Ablaß zu erhalten. Diese feige, entartete Menschenrasse mordet allezeit die Mannschaft der Fahrzeuge, die sie in ihre Hände bekommt, und bohrt die ausgeplünderten Fahrzeuge in den Grund, um die Zeugen der Schandthat zu vernichten. Sobald dies geschehen, werfen sich diese entsetzlichen Menschen vor dem Diener der Religion auf die Knie, dessen einige Worte

sie mit der Gottheit aussöhnen müssen. So beschwichtigen sie ihr Gewissen und ermuthigen es zu neuen Verbrechen, da das Thor der Gnade immer offen bleibt. Diese Funktionen haben eine gewisse Taxe, und der Pope hat ein Verzeichniß der Verbrechen mit beigefügter Summe, für die er sie zu vergeben hat. Vom Christenthum kann neben so bewandten Umständen keine Rede sein; aller Unterricht der Laien beschränkt sich auf Abrichtung zu den Andachtsübungen. Nirgends ist daher das Sittenverderbniß größer als in Griechenland. Mit dieser Entartung verträgt sich zwar keine Religion, aber Andächtelei. Man hängt den Raub in der Kirche auf, und Pouqueville sah ein Beispiel, wie man den Erzbischof plünderte und dann zur Absolution zwang. Zwei Drittel des Jahres sind Fasttage; aber für Geld vergiebt der Pope die Uebertretung. Die Enthaltsamkeit während der Fasten ist in der That entsetzlich, naht aber das Osterfest, so verändert sich Alles. Am Palmsonntage werden die Kirchen mit duftenden Zweigen geschmückt, die folgenden Tage wird bei dem Popen, der es am wohlfeilsten thut, Vergebung der Sünden gesucht, Donnerstag das Abendmahl genommen, Charfreitag ganz gehungert und bis nach Mitternacht gebetet, am Sonnabend wird das Haus gefegt und geschmückt, und das alte Küchengeschirr zum Fenster hinausgeworfen. Der erste Strahl der Ostersonne wird mit Jubel begrüßt, Flintenschüsse fallen, man jubelt laut, bietet einander die Osterfladen, das Osterlamm wird gegessen, Wein getrunken, die Lustbarkeit erhöht sich und artet gewöhnlich in die schrecklichsten Ausschweifungen aus. Dieses ist die heutige Religion der Griechen: eine ehrwürdige christliche Geistlichkeit ist daher wol das Erste, was zur Wiedergeburt Griechenlands noth thut; und wir zweifeln nicht, daß die in Athen neu gegründete Ottos-Universität das Ihrige dazu beitragen werde." — Ueber alle Beschreibung geht der Aberglaube der Griechen; was bei allen Völkern und zu allen Zeiten die Finsterniß der Nacht ausgeheckt,

was irgend ein verbranntes Gehirn ersonnen hat, ist im Aberglauben der Griechen aufgehäuft. Böse Geister herrschen und Todte selbst werden zu Vampyren. Die Zauberei treibt ihr freies Spiel. Wer an Gott nicht glaubte, wurde höchstens mit Achselzucken betrachtet, wer aber an Hexen und Gespenstern zweifelte, für dessen Leben gab man keinen Heller. Der Tag quält mit Zauberei, die Nacht mit Gespenstern und Träumen. Pouqueville sagt: Die Wechselfieber kommen von bösen Geistern, Krankheiten bewirkt fremder Neid. Schönheit darf nicht bewundert werden, und vom Wohlsein eines Menschen oder Thieres sprechen, ohne auszuspucken, bringt unfehlbares Verderben. Liegt ein Kranker in einem Zimmer, so schreibt man auf einen Zettel den Namen der muthmaßlichen Krankheit, um Genesung zu bewirken, wenn man es an die Thüre heftet. Der Gesang bezahlter Klageweiber ist bald von guter, bald von böser Bedeutung; soll der Todte nicht Vampyr werden, so zerschlägt man einen Topf, sobald er aus dem Hause ist. Bei jeder Bewegung eines Blattes, bei jedem Schrei eines Uhu befällt den Griechen kalter Schauer. Die Kirchengebräuche sind eben so voll Widersprüche. Bei der Taufe wird der Täufling ganz eingetaucht; die Agapen werden wie bei den ersten Griechen gefeiert; in der Kirche steht der Priester in einem besonderen Raume, den kein Anderer betreten darf. — Die lange Sclaverei hat den Griechen überdies erniedrigt, treulos, verschlagen und elend gemacht. Die Mainotten, die Berggriechen, machen durch ihre Tapferkeit und aufopfernde Freiheitsliebe eine rühmliche Ausnahme; die Städter sind aber die kannegießernden Müssiggänger und Spekulanten, die sie von je her waren. — Eine Ursache der Verwilderung des Griechen liegt in dem Orientalismus seines häuslichen Lebens. Weiber sind nun einmal die Wesen, welche Gehülfinnen des Mannes sein sollen, nicht aber seine Sclavinnen. Wo dieses Naturgesetz gestürzt oder gar vernichtet wird, da geht es übel. Mann und Weib zusam-

men bauen Haus, Staat und Alles. Junggesellenwirthschaft taugt nichts. Diese war aber von je her bei den Griechen. Männer lagerten sich um den Tisch und philosophirten und kannegießerten, die Weiber waren in das Gyneceum gesperrt. Hetären (Concubinen) theilten Tisch, Bett, Lustbarkeit. Daher ging der Grieche zu Grunde und wurde Knecht, weil er ohne Gehülfin war; denn war es auch nicht türkisch, so war es doch auch nicht europäisch im Hause. Frau Xantippe soll wohl das Hausregiment streng geführt haben, und hatte Recht daran; indessen bis über die Schwelle durfte sie höchstens den Nachttopf schütten. So ist es noch heute. Jede vornehme Griechin ist durch Sitte und Herkommen der Gesellschaft entzogen. Nur verschleiert tritt sie aus dem Frauengemach, um höchstens eine Verwandte oder die Kirche zu besuchen. Wenn bei uns die Frauen alle Kunst aufbieten, um ihre schöne Form in vortheilhaftes Licht zu setzen, so ist es in Griechenland gerade umgekehrt. Sticken, Mährchen erzählen, Musik, das ist Alles, worauf sich die Frauen in ihrer gezwungenen Abgeschiedenheit beschränkt sehen; der Geist bleibt ohne Bildung. Bäder, Langeweile, Müssiggang lassen nur zu schnell die Reize welken, während in den niedern Ständen die Arbeiten eines Lastthieres, von den Männern aufgebürdet, die Reize verwischen, die sich kaum entwickelt haben. Trotz alles Putzes und aller Essenzen, womit sie sich salben, sieht man sie doch selten reinlich gekleidet, und eben so unreinlich sind die Häuser, die Geräthe, die Divans, welche an den Wänden umher angebracht sind. — Uebel ist das Weib daran, wenn es Wittwe wird, denn nun hält auch ihr prekäres Glück auf; sie stößt ein Jammergeschrei aus, zerfleischt sich das Gesicht, rauft sich die Haare aus, entsagt allen Freuden, verheirathet sich äußerst selten wieder, und die ausschweifendste Trauer bemächtigt sich ihrer. — Man stellt an vielen Orten die Verstorbenen öffentlich aus, und die Verwandten erscheinen, um ihnen den letzten Kuß zu geben; eine eben so

gefährliche, als ekelhafte Gewohnheit. Liebe, häusliche Tugend und das zarte Familienband kennt man in Griechenland sehr wenig. Von guten Sitten läßt sich um kein Haar mehr als zu Alcibiades berüchtigten Zeiten rühmen. Die Unsittlichkeit der Hetären dauert bis heute fort. Man nennt diese Ausgelassenheit Kapin und sie besteht in Uebereinkunft mit einem beliebigen Frauenzimmer für eine gewisse Zeit; am das Gewissen zu beschwichtigen, holt man vom Aga die Erlaubniß, vom Bischofe den Ablaß ein, die solches auch nie verweigern. Auf solche Art hat Mancher, der es bezahlen kann, wohl zwanzig Weiber hinter einander. Die Kinder, welche man jedoch meist zu vermeiden versteht, erzieht der Mann, die Hetären aber nehmen ein Ende — wie überall. Dieser Zug ist aber nicht der garstigste im Sittengemälde der alten und neuen Griechen — man spricht aber nicht gern von Mehrem. Ehescheidungen sind sehr häufig.

Die Bewohner des europäischen Rußlands.

Die eigentlichen Russen sind im Allgemeinen ein tüchtiger Schlag von Menschen, von Mittelgröße, untersetzt, von einer gedrängten Form, mit derben Knochen, starken Waden, schwarzen oder braunen Haaren, schwarzen oder schwarzbraunen, feurig rollenden Augen, lebendigen, muth- und kraftvollen, doch gutmüthigen Zügen eines offenen Gesichts. Der Russe entwickelt sich gewöhnlich früher, ist aber auch früher alt; der Knabe ist gewöhnlich mit 14, das Mädchen mit 13 Jahren mannbar, und es ist allgemeine Sitte unter dem Landvolke, sich in diesem Alter zu verheirathen; ja man sieht Großväter und Großmütter, die nicht über 30 Jahre alt sind. Das weibliche Geschlecht altert außerordentlich früh, welches theils der allgemeinen Gewohnheit des Badens, theils der eben so gewöhnlichen des Schminkens zugeschrieben wird; harte Arbeit, rohe

Behandlung und schlechte Lebensmittel tragen wohl auch viel dazu bei. — Unter den höhern Ständen trifft man oft schöne weibliche Gestalten an, aber in der Regel sind die Polinnen weit hübscher, als die russischen Damen. Heirathen werden selten aus Liebe, sondern meistens der gegenseitigen Vortheile wegen geschlossen. Vorzüglich ist dies der Fall bei den gemeinen Russen. Viele Kinder sind einem Hausvater beschwerlich; sobald daher der Knabe, seiner Meinung nach, erwachsen, das heißt 14 Jahre alt ist, so läßt er ihm ein Mädchen von etwa 12 bis 13 Jahren bei einem Nachbar durch eine Swacha oder Freiwerberin aussuchen, und dieser giebt sie mit Freuden; denn Mädchen sind schwer zu versorgen. Das junge Paar, sich willig fügend, wird dem Herrn vorgestellt, und wenn dieser die Verbindung billigt, so giebt sie der Priester zusammen; der neue Landwirth erhält eine Feuerstelle mit einem Stück Feld und fängt seine eigene Wirthschaft an. Das Weib, immer in den Kreis häuslicher Dienstbarkeit eingeschränkt, lebt unter orientalischem Drucke und in strenger Eingezogenheit, als ein Lastthier, dem der Mann Alles aufbürdet, und kennt noch weniger, als der letztere, Sitten und Kultur.

Grundzüge des russischen Nationalcharakters sind sein unbedingter Gehorsam, seine Hingebung für die Erfüllung des Befohlenen, Duldsamkeit in Glaubenssachen, natürliche Gutmüthigkeit im höchsten Grade, Wohlthätigkeit bis zur Verschwendung, Gastfreiheit, Ausdauer auch bei den größten Beschwerden, unerschütterliche Standhaftigkeit, Muth und Furchtlosigkeit, die bis zur Verwegenheit geht, Tapferkeit, enthusiastische Liebe fürs Vaterland, hoher Grad von Fassungskraft, erstaunenswürdiges Talent der Nachahmung und beständiger Frohsinn. Bei allen seinen Zusammenkünften singt der Russe und überläßt sich der Fröhlichkeit. — Wer nach Petersburg oder Moskau nur eine Empfehlung mitbringt, hat in kurzer Zeit seine Mittags- und Abendtafel fürs ganze Jahr besetzt. Der Einladende dankt dem Eingeladenen für die

Mühe, die er sich gemacht, zu ihm gekommen zu sein, für das Vergnügen seiner Gesellschaft und für die Aufopferung seiner Zeit. In vielen russischen Häusern sind ein oder zwei Tage in der Woche bestimmt, an denen man Freunde und Bekannte bei sich zu Mittage hat. — Der Russe ist häuslich, ein treuer Gatte, ein sorgsamer Vater, behandelt seine Leibeigenen in der Regel mit Milde und hat eine große Vorliebe für sein Volk und Vaterland, so wie für seinen Monarchen. — Auch thätig und arbeitsam ist der Russe, doch in der Regel nicht mehr, als es ihm noth thut. Wahr ist es, er hat einen natürlichen Hang zur Trägheit, den er seinem rauhen Himmelsstriche, dem langen Winter und der künstlichen Wärme verdankt, in welcher er über sechs Monate des Jahres lebt. Daher sein Hang zur Schläfrigkeit. Er schläft oft und viel, und zwar in jeder Stellung. Allein bei aller dieser Indolenz behält er noch immer Reizbarkeit genug, um sehr thätig und arbeitsam zu sein, wenn es nöthig oder einträglich ist. Der vornehme Nationalrusse ist zwar freigebig, gastfrei und verlebt gern einen vergnügten Tag, aber er weiß, warum und was er giebt; er ist eher zum Geiz und zur Habsucht, als zur Verschwendung geneigt, er sieht auf Ordnung in seiner Einnahme und Ausgabe und sucht jene zu verbessern. Der Schwarm von Bedienten, den die russischen Vornehmen um sich haben, ist nicht immer Luxus; in der Menge derselben hat gewöhnlich ein jeder sein Handwerk oder seine Kunst. — Der Russe ist ein geborner Kaufmann, Handeln und Speculiren macht ihm Vergnügen, und nur Juden können so fürchterlich überbieten, wie die Russen. In der That ist er listig und gewandt, ein guter Beobachter und erwirbt sich in einiger Zeit viel Menschenkenntniß. — Alle die angeführten Hauptzüge überragen ohne Zweifel die sonst unleugbar starke Schattenseite des Volkscharakters, die nur verbesserte Erziehung und Volksbildung verbannen kann. Mangel an feinerm Gefühle für Ehre und Pflicht, eine gewisse Servilität

gegen Höhere, Stolz und Härte gegen Geringere, Hang zum übermäßigen Genusse geistiger Getränke, ein hoher Grad von Leichtsinn, Sinnlichkeit und Aberglauben sind die Hauptflecke des russischen Nationalcharakters.

In Rußland giebt es im Verhältnisse zur großen Volksmasse noch wenige freie, selbstständige Leute, sondern meist nur Herren und Knechte, von welchen die letzten, die dienende Klasse, Bauern und Gesinde, von ihren Herr-schaften häufig sehr hart, und nur selten milde und mensch-lich behandelt werden. Diese barbarische Behandlung nimmt mit der steigenden Kultur zwar allmählig etwas ab, ist aber nichtsdestoweniger gegenwärtig noch in gro-ßem Maße vorhanden, und mahnt an den Despotismus des Morgenlandes. Die Regierung ist eifrigst bemüht, ein menschlicheres Verfahren herbeizuführen; da aber das Uebel so tief gewurzelt und die Meinung allgemein ver-breitet ist, daß der Russe nur durch Schläge regiert wer-den könne, so werden Gesetze und Verordnungen so bald nichts helfen. Sämmtliche Abstufungen in Rußland kann man auf vier Klassen zurückführen, nämlich auf Adelige, Geistliche, Bürger und Bauern. Den höchsten Stand im Reiche, der von je in Rußland sehr zahlreich war, bildet der Adel. Der Adel Rußlands ist von persönlichen Ab-gaben und von körperlichen Strafen, so wie vom gezwun-genen Kriegsdienste befreit. Seine Ehrenstellen, seine Güter, sein Leben kann dem Adeligen nur in Folge eines Rechtsspruches genommen, und er kann nur von Seines-gleichen gerichtet werden. Wird ein Adeliger zum Tode verurtheilt, so muß das Urtheil vom Senate bestätigt und vom Kaiser genehmigt werden. Die Geistlichkeit ist in Rußland zahlreich, die untere der griechischen Kirche aber noch wenig gebildet. Die Zahl der Bürger ist zur Zahl der Einwohner noch nicht groß, und die Zahl der freien Bauern im Verhältnisse zur Zahl der Leibeigenen klein. Letztere verkauft man mit den Gütern und der Werth dieser letzteren wird nach der Zahl der dazu gehö-rigen Bauern geschätzt; man schätzt jeden Bauer zu 700

bis 2000 Rubel, nach der Beschaffenheit des Landes, welches sie bebauen. Sie theilen sich in Kronbauern und in Bauern der Privatpersonen. Die erstern haben ein besseres Loos und werden von der Regierung mit einer ganz väterlichen Güte behandelt; das Loos der letztern aber ist wirklich traurig, vornehmlich wenn sie einen bösen Herrn haben. Der Preis für einen Leibeigenen, der sich loskaufen will, richtet sich nach seinen Eigenschaften und Vermögensumständen. So kann das eine Mädchen, das keine weiblichen Handarbeiten versteht, sich um 300 Rubel loskaufen, dagegen erhält das andere, das jung, hübsch, gesund und in Arbeiten geschickt ist, manchmal auch um 3000 Rubel nicht ihre Freiheit. Uebrigens werden sowol die Kron-, als Privatleibeigenen theils zum Ackerbau, theils bei den Fabriken und dem Bergbau gebraucht. — Was die Nahrung der Russen betrifft, so sind die untersten Klassen derselben keine Feinschmecker und nicht bemüht, sich darin ein confortables Leben zu verschaffen. In ihren schlechten Wohnungen schützen sie sich gegen die Kälte vortrefflich, und wenn gleich Bettstellen und Betten selten bei ihnen gefunden werden, trifft man anstatt derselben Matten, Pelze und andere Kleidungsstücke, welche auf dem Boden ausgebreitet, oder auf eine Bank oder auf den Ofen gelegt werden. Das Brot in Rußland ist meistens aus Roggenmehl. Buchwaizengrütze, so wie Hirsengrütze, werden häufig gegessen. Sauerkohl und saure rothe Rüben, Zwiebeln, Gurken, gedörrte Fische sind Leibspeisen. Branntwein wird in Rußland in ungeheurer Menge genossen, und vor dem Essen von Niedern und Vornehmen getrunken, um die Eßlust zu reizen. Der Branntwein ist in Rußland ein Monopol der Krone, und im Verhältnisse zu andern Gegenständen sehr theuer, weil die Regierung den Verkauf dieses Getränks als eine Haupteinnahme betrachtet. Dessenungeachtet giebt der Russe für einen Schnapps die letzte Kopeke hin, ja er läßt sich, um dieses ihm theure Getränk zu erhalten, gern einige Ohrfei-

gen geben, oder etwas durchprügeln. Man darf sich in Rußland seinen Branntwein nicht selbst bereiten, wenn man nicht so glücklich sein will, nach Sibirien geschickt zu werden. Diese glänzende Aussicht hält aber die gemeinen Leute nicht ab, allerlei Versuche zu machen, sich den geliebten Lebensbalsam zu verschaffen. Daß der übermäßige Genuß so starken geistigen Getränkes die Trunkenheit in Rußland als etwas ganz Gewöhnliches erscheinen läßt, ist natürlich. Mit einem Betrunkenen hat der gemeine Russe nicht nur Mitleiden, sondern sogar Achtung, und er leistet dem Leidenden, welchen er berauscht irgendwo liegend findet, hülfreiche Hand und pflegt den bewußtlosen Menschen, als ob er ein Heiliger wäre, läßt ihn nicht in der Noth und in seinem jammervollen Zustande, sondern hilft ihm nach seinen Kräften. Bei ihnen gilt ein deutsches Lied so, daß sie sagen könnten: Wer oftmals einen Rausch gehabt, der ist ein braver Mann.

Die Haupt- und Hofreligion ist die griechische, zu welcher sich außer den eigentlichen Russen die Kosaken, die Lithauer, die Georgier und alle zum Christenthume bekehrte, früher heidnische Völker des russischen Asiens bekennen. Die griechische Kirche stimmt zwar in den meisten Lehrsätzen und Gebräuchen mit der katholischen Kirche überein, weicht aber doch von ihr in vielen wesentlichen Punkten ab. So erkennt sie nicht den Papst als Oberhaupt der Christenheit an; vertheilt das Abendmahl unter beiderlei Gestalten; gestattet, ja gebietet die Priesterehe; duldet keine geschnitzte oder gegossene Heiligenbilder, sondern nur gemalte u. s. w. Alle Angelegenheiten der Kirche werden unter der Autorität des Kaisers, welcher seit 1702 die Stelle des Patriarchen vertritt, von der heiligsten dirigirenden Synode zu Petersburg besorgt, welche aus Mitgliedern der höhern Geistlichkeit und einigen weltlichen Gliedern besteht.

Die Bewohner des schwedischen Staats.

Die beiden unter einem Scepter vereinigten Reiche Schweden und Norwegen bilden eine ungeheure von Norden nach Süden sich erstreckende Halbinsel, welche nördlich vom Eismeer, westlich von der Nordsee und östlich und südlich von der Ostsee umflossen sind. Beide Länder sind von einem beinahe überall gefährlichen und stürmischen Meere umgeben. Die ganze Westküste Norwegens ist den Stürmen sehr ausgesetzt und im höhern Norden ist das Meer beinahe nie ruhig. Dazu kommt, daß diese ganze Küste, besonders vom 59° bis zum Nordcap, aus steil gegen die See abfallenden Gebirgen besteht, welche theils überall tief ins Land eindringende Buchten bilden, theils jene ununterbrochene Insel- und Klippenreihe, welche die ganze Küste in geringer Entfernung begleitet. Hieraus entstehen zwar unzählige und treffliche Häfen und Landungsplätze, aber das Meer bildet auch an so zerschnittenen Küsten und zwischen den Inseln höchst gefährliche Strömungen, wo Ebbe und Fluth die gewaltigsten Brandungen verursachen. Höchst merkwürdig ist die Beobachtung, daß besonders in dem nördlichen Theile des bottnischen Meerbusens das Meer immer mehr zurücktritt: Meerbusen, welche noch vor weniger als hundert Jahren beschifft wurden, sind jetzt Moräste; zwischen manchen Inseln, wo sonst Kriegsschiffe gefahrlos durchsegelten, können jetzt nur leichte Böte noch durchkommen; früher nie gesehene Felsen treten über die Wasserfläche hinaus, und mehre Seestädte haben eine volle Meile gegen das sich von ihnen zurückziehende Meer vorgerückt werden müssen, um nicht zu Binnenstädten zu werden. Beide Länder sind von unzähligen Seen und Flüssen trefflich bewässert. — Schweden und Norwegen sind im Ganzen genommen gebirgig; nur die südlichsten Provinzen Schwedens und die Küsten des bottnischen Meerbusens haben ziemlich ausgedehnte Ebenen. Die innern Provinzen sind theils bergig, theils mit unzähligen Fel-

sentrümmern bedeckt; ganz Norwegen ist Berg und Thal. Der Boden ist zwar hin und wieder fruchtbar, aber doch im Ganzen steinig, sandig und morastig; besonders gefährlich sind dem Reisenden solche Strecken in Norwegen, wo der im Winter tief gefrorene Boden zum Theil wieder aufgethaut und die obere Rinde desselben wieder fest und hart geworden ist. Kommt man mit einem Wagen darauf, so geräth der Boden weit umher in eine schwankende, wellenförmige Bewegung, und nicht selten geschieht es, daß er durchbricht, und Pferde und Wagen in tiefe Morastgründe versinken. Das Klima ist bei der großen Ausdehnung des Landes natürlich sehr verschieden, keinesweges aber so unangenehm, als man es sich gewöhnlich vorstellt. Jener unerträgliche Nebel und Regen, der häufige Wechsel von Kälte und Milde, was unsere Winter unangenehm macht, alles dies reicht nicht über den 56° hinaus. Von hieran beginnt ein zwar strenger, aber gleichförmiger Winter, mit beinahe stets heiterm Himmel und festem Schnee, welcher, indem er die Wege ebnet und die Seen bahnt, das Reisen außerordentlich erleichtert. Die Sommer sind zwar kurz, aber eben so heiß als die unsrigen und viel gleichförmiger; der Uebergang von Winter zu Sommer ist hier außerordentlich schnell, und die Hitze, welche durch die außerordentlich langen Tage verstärkt wird, treibt die Vegetation unglaublich schnell und kräftig zur Reife. Nur einige Wochen im April und Mai, wo Winter und Sommer mit einander kämpfen, sind unangenehm und das Reisen dann beinahe unmöglich. Ueber den Polarkreis hinaus sieht man bekanntlich mehre Tage und Wochen die Sonne Tag und Nacht am Horizonte; auch hier ist die Hitze dann, wenn auch kurz, doch drückend, und die unzähligen, beinahe unsichtbaren, aber viel giftigeren Mücken, als die unsrigen, werden zu einer beinahe unerträglichen Plage, vorzüglich in Wald- und Sumpfgegenden. Eine andere Verschiedenheit des Klimas entsteht aus dem Verhältniß der Lage zum Meere und zum Gebirge. Die

ganze Westküste Norwegens ist rauh und stürmisch; ungleich milder sind die tiefer im Lande, besonders an den Fiorden (Meerbusen) liegenden Gegenden; hier sieht man noch schöne Wälder, ja Kornfelder und Fruchtbäume, wo wenige Meilen davon an der Küste kein Baum mehr fortkommt. Im Ganzen hat Norwegen unter gleicher Breite ein etwas milderes Klima, weil es durch die Gebirge gegen die über unendliche Landstrecken Asiens fortstreichenden und daher sehr kalten Ostwinde mehr geschützt ist, als Schweden. Den sichersten Maaßstab für das Klima eines Landes giebt die Vegetation, in so fern man auf solche Pflanzen achtet, welche freiwillig und ohne große Pflege wachsen. Neben der herrlichen Baumvegetation erblickt man hier die Wiesen in einer Pracht, die man bei uns nicht kennt, weil hier der schnell einbrechende Sommer alle Gräser und Blumen beinahe zu gleicher Zeit zum Blühen bringt. In den Polargegenden endlich sind Fels und Ebene mit üppig emporwachsenden Moosen bedeckt, welche theils als Farbestoffe benutzt werden, theils wie das bekannte Rennthiermoos die Hauptnahrung einiger Thiere ausmachen, theils selbst in Hungersjahren den Menschen zur Speise dienen, und in dieser Hinsicht gewiß in der Folge noch unendlich wichtiger werden können. Eine Hauptzierde fehlt indessen Schwedens Wäldern: der Vogelgesang; nur am südlichsten Rande findet sich noch die Nachtigall, nördlicher wird sie durch einen Vogel vom Amselgeschlecht einigermaßen ersetzt. — Der Ackerbau ist größtentheils noch sehr unvollkommen. Ein gewöhnliches, aber höchst verderbliches Mittel, dem waldigen Felsenboden etwas abzugewinnen, ist das sogenannte Swedjen. Man fället nämlich im Herbste eine Strecke des Waldes, zündet die Stämme im Juni oder Juli an; sobald die Asche abgekühlt ist, säet man Roggen hinein und erhält so ein paar Jahre lang gute Ernten, worauf man den Fleck wieder der Natur überläßt. Bei diesem Zustande des Ackerbaues gehört das Brot natürlich in manchen Provinzen zu den seltneren Nah-

rungsmitteln. In ganz Norwegen und Schweden hat man vorzüglich zweierlei Arten von Brot: unser gewöhnliches weiches Brot, Limpa, und wenn es süß gebacken ist, Kryddlimpa, findet sich meist nur in den Städten und bei Wohlhabenderen; der Bauer zieht sein hartes oder Knäckebröt vor, dies wird gewöhnlich im Frühjahr und Herbst gleich für ein halbes Jahr gebacken. Es ist cirkelrund, mehr oder weniger dünn und in der Mitte durchbohrt; so wird es auf Stangen um den Ofen gereiht und verdirbt nie. Nur in ungewöhnlichen Hungers- oder Kriegsjahren muß man in einigen entlegenen und rauhen Gegenden sich mit Rinden- oder Barkebröt helfen. Man fällt junge und kräftige Fichtenbäume, schält sie ab und sondert sorgfältig die äußere rauhe und innere grüne Rinde; nur die mittlere weiße und weiche Rinde kann benutzt werden. Sie wird getrocknet, gedörrt, zerstampft und zermahlen, und so im günstigen Falle mit etwas Mehl, im schlimmsten mit Spreu, Häcksel, Spitzen von ausgedroschenen Aehren zu einem äußerst widerlichen Brote verbacken. Nur die äußerste Noth kann es genießbar machen, und meist dient es auch nur für das Vieh. Sonst wird aus dem Getreide noch viel Branntwein bereitet, welchen der gemeine Mann außerordentlich liebt, und ein vortreffliches starkes Bier, Oel genannt. — Die Hauptbewohner der ganzen Halbinsel sind zwei germanische, nahe verwandte Stämme, die Schweden und die Norweger. Gestalt, Charakter, natürliche Anlagen und Sprache beurkunden unwidersprechlich ihre nahe Verwandtschaft, aber die Trennung durch Gebirge und lange alte Fehden haben sie bis auf die neueste Zeit in bittern Haß entzweit. Der Norweger redet einen Dialect der dänischen Sprache, die aber selbst nur als Mundart von der schwedischen verschieden ist. Beide Sprachen sind der deutschen verwandt, doch so, daß sie alle von einer nicht mehr vorhandenen Ursprache als Schwestern abgeleitet werden müssen. Der Norweger haßt den Schweden und verachtet den Dänen, den er

Jüte (Jütländer) nennt. Der Däne haßt den Schweden als Feind, den Deutschen, weil ihm die Ueberlegenheit der Bildung drückend ist. Dieser Haß wird sich aber durch den in neuerer Zeit errichteten scandinavischen Verein bald in Liebe auflösen. Der Schwede hat, wenigstens die höhern Stände, eine entschiedene Vorliebe für alles Französische, welches den Schweden wohl schon den Namen der nordischen Franzosen zugezogen. Beide Völker, Schweden und Norweger, sind meist von hohem, kräftigen Wuchse, tapfer, fromm, von reinen Sitten und durch edle Gastfreiheit ausgezeichnet. Der Charakter dieser Völker ist fest und eisern, wie ihre Felsengebilde und Eisensteinmassen. Den Ernst des Nordens findet man über das ganze Wesen dieser Völker verbreitet. Sie fassen nicht so schnell, wie die Südländer, urtheilen aber scharf. Zum äußerlichen Putz und Prunk haben sie große Neigungen und sind dem Genusse geistiger Getränke sehr zugethan. Das gesellige Leben hat hier viel Angenehmes und Freundliches und ist sehr zwanglos. Man tanzt gern, viel und gut; Musik wird jedoch nicht mit solcher Leidenschaft getrieben, wie in Deutschland. Von der Gastfreundschaft des Nordens hat der Südländer keinen Begriff. Bei Hochzeiten herrscht viel Aufwand. Am Vorabende der Trauung begeben sich die Gäste ins Hochzeitshaus, um den Jungfernabend zu feiern, wobei die beiderseitigen Eltern des Brautpaares das Mahl geben. Am Sonntage, Morgens, beginnt die Procession zur Kirche und die Trauung findet vor dem Gottesdienste statt, nach demselben die Brautmesse, welche hauptsächlich in einem von dem Prediger gesprochenen Gebete besteht, während dessen zwei Jünglinge und zwei Mädchen eine viereckige seidene Decke über das Brautpaar halten. Aus der Kirche geht der Zug zum Pfarrhofe, wo die ganze Schaar bewirthet wird, und von da in das Hochzeitshaus, wo das Mittagsmahl unter Musik stattfindet, nach dessen Beendigung das Brautpaar die Hochzeitsgeschenke in Empfang nimmt. Gegen Abend beginnt der Tanz,

der bis gegen Morgen fortgesetzt wird. — In einem großen Theile Schwedens, besonders in Norrland, herrscht unter den Landleuten der uralte Gebrauch der Kommnächte, d. i. ein Nachtbesuch des Liebhabers in der Schlafkammer seines Mädchens. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Sitte in moralischer Hinsicht nicht so verderblich einwirkt, als man glauben sollte; ja, man hat bemerkt, daß da, wo sie herrscht, das weibliche Geschlecht durch ächt weibliches Zartgefühl sich auszeichnet. Ueberhaupt kann hohe Sittlichkeit bei einem Volke nicht fehlen, bei welchem Religion und Kirche in so hoher Achtung stehen. Daher kennt man auch Ehescheidungen fast gar nicht; eben so selten ist Diebstahl und äußerst selten hört man fluchen und schwören. Der Sonntag wird besonders geheiligt und die Kirche selten versäumt. In den von den Kirchen sehr entfernten Dörfern versammeln sich am Sonntagmorgen die, welche nicht zur Kirche gehen, zur gemeinschaftlichen Betstunde, welche in den verschiedenen Höfen abwechselnd stattfindet. In den nördlichen Gegenden, wo oft die Kirchen viele Meilen auseinander liegen, sind in der Nähe der Kirchen Wohnungen erbaut, worin die entfernt Wohnenden abtreten, auch übernachten können, sogenannte Kirchstuben. Der vorherrschende hohe religiöse Sinn ist auch Ursache, warum die Weihnachtsfeier in Schweden noch ganz nach alter Sitte, und zwar vom 24. Dec. bis zum 6. Jan., sowohl kirchlich als häuslich begangen wird. Zu den allgemeinen Volksfesten gehört auch die Feier des ersten Mai, des Johannistages, wo man die Bauernhäuser meistens mit Blumen und Maibüschen geschmückt findet. — Im höchsten Norden, im Innern des Landes und der Gebirge, wohnt ein von Norwegern und Schweden gleich tief verachtetes Volk, die Lappen oder Finnen, wahrscheinlich verwandt mit dem tüchtigen Volke, welches die jetzt russische Provinz Finnland bewohnt, wenigstens sind die Sprachen verwandt. In Norwegen werden sie gewöhnlich Finnen, in Schweden Lappen genannt; letzteren Namen achten sie für eine

Beleidigung; am liebsten hören sie sich Finnen nennen, gewöhnlich aber nennt man sie in Schweden Fjällmån, d. h. Gebirgsvolk. Diese Finnen sind ein kleines, schwächliches Volk, von unglaublicher Biegsamkeit und Geschmeidigkeit der Glieder, schmutzig gelb von Farbe und stehen auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Sie haben eine unüberwindliche Abneigung gegen eine gleichförmige, anstrengende Beschäftigung, daher auch gegen den Ackerbau und feste Wohnsitze; wenn sie nicht arbeiten müssen, liegen sie am liebsten thierisch zusammengerollt und schlafen; der Genuß des Branntweins ist ihr höchstes Vergnügen und diese Unmäßigkeit richtet große Verheerungen unter ihnen an. Dabei aber sind sie nicht ungeschickt in Anfertigung von allerlei kleinem Hausrath, und gutmüthig, nur freilich auch leicht zum Jähzorn gereizt. Sie sind zwar jetzt alle zum Christenthum bekehrt, aber bei ihrer unstäten Lebensart und der Unbekanntschaft der meisten schwedischen Prediger mit ihrer Sprache mag ihr Christenglaube wohl nur eine andere Art von heidnischem Aberglauben sein. Nach ihrer Beschäftigung theilt man sie in Fjäll-, Wald-, Fisch- und Kirchspiellappen, welche letztere solche sind, die einzeln unter den Schweden leben. Sie sind die ärmsten und elendesten von allen; von den Schweden verachtet und nur aus Mitleid geduldet und zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht, werden sie von ihrem eigenen Volke als der Auswurf der Menschheit betrachtet. Alle Lappen zusammen werden nicht viel über 7000 Seelen betragen; sie schmelzen vorzüglich durch die Unmäßigkeit im Branntweintrinken immer mehr zusammen, und werden wahrscheinlich einst ganz verschwinden. Schon jetzt beklagen sie sich, daß sie von den Quänern in immer engere Grenzen eingeschlossen werden. Diese Quäner sind Auswanderer aus Finnland, welche schon vor mehr als einem Jahrhundert von den Russen gedrängt, ihr Vaterland verlassen und sich nach dem höhern Norden zurückgezogen haben. Sie sind wie ihre Landsleute, die Finnländer, ein wohlgebautes, fleißiges Volk; sie ha-

ben den Ackerbau mit Glück in Gegenden versucht, wo man früher nie daran dachte; schon jetzt machen sie die größere Volkszahl in den norwegischen und schwedischen Finnmarken aus, und werden vielleicht einst nicht allein die Lappen, sondern auch die Norweger daraus verdrängen. Die in Schweden und Norwegen allein herrschende Religion ist die lutherische, doch haben andere christliche Parteien freie Uebung ihres Gottesdienstes. Einige wenige Juden leben gegen Schutzgeld in Schweden; in Norwegen werden sie nicht geduldet. Die Landeskirche hat hier, wie in Dänemark, Bischöfe, und an der Spitze der ganzen Geistlichkeit steht der Erzbischof von Upsala. Die schwedischen Prediger werden theils vom Könige oder von Privatpersonen, wie in Deutschland, ernannt, theils auch von den Gemeinden nach den Vorschlägen der Consistorien erwählt; die Besoldungen, welche ganz in Getreide und Natural-Einkünften bestehen, sind meistens sehr ansehnlich; die besten Stellen sind in den mittleren und nördlichen Provinzen; in den südlicheren sind sie geringer. Der Umfang aber der nördlichen Kirchsprengel ist meistens so groß, daß Ein Mensch unmöglich zu ihrer Bedienung hinreicht, daher giebt es beinahe überall Gehülfsprediger oder Comministri, mit feststehendem Gehalte, und außerdem noch Adjuncten, welche der Prediger nach einem willkührlichen Contract annimmt. Im Ganzen genießt die Geistlichkeit in Schweden einer großen Achtung, und viele Prediger haben sich auch theils als Gelehrte, theils um Verbesserung der Kultur sehr verdient gemacht. Die Bischöfe werden von der Geistlichkeit im ganzen Lande gewählt, und vom Könige, zuweilen auch von ihm allein ernannt. — Schweden ist eine unumschränkte Monarchie, die Krone nur in der männlichen Linie erblich. Alle Gesetze und Abgaben muß der König mit den Reichsständen berathen und ohne ihre Einwilligung sind sie nicht gültig. Die Reichsstände bestehen aus vier Ständen: dem Adel, der Geistlichkeit, dem Bürger- und Bauernstande. Jeder Stand muß seine Abgeordneten auf seine

Kosten unterhalten. Gesetzlich versammelt sich der Reichstag alle fünf Jahre, doch kann der König ihn auch außerdem berufen; der gewöhnliche Versammlungsort ist Stockholm. Der Adel genießt in Schweden noch mancherlei Vorrechte und Befreiungen. Der Bauer ist in ganz Schweden persönlich frei; Leibeigenschaft hat man hier noch nie gekannt. Die Militärverfassung Schwedens ist sehr eigenthümlich und wohl die vorzüglichste in Europa. Zuerst giebt es in Schweden ein kleines, stehendes Heer, welches aus angeworbenen Leuten besteht und außer der Garde den Dienst in den Festungen versieht. Der rechte Kern der schwedischen Kriegsmacht aber beruht auf den sogenannten eingetheilten Regimentern, die eine wahre Nationalmiliz, die rechte Landwehr, bilden. Ein großes, oder eine Anzahl kleiner Güter müssen Einen Mann stellen und ihm zu seinem Unterhalt ein Häuschen, etwas Acker und Vieh, auch wohl Korn geben. Die Offiziere haben jeder eine sogenannte Boställe, ein Gut, welches von den Krongütern genommen wird und von dessen Ertrag sie leben. Sie müssen es von ihrem Vorgänger erkaufen, und ihre Erben verkaufen es dem Nachfolger. Sold erhalten sie nur, sobald sie in wirklichen Dienst treten, oder im Kriege. Alle Jahr aber versammelt sich das Regiment auf eigends dazu bestimmten Möte- oder Uebungsplätzen auf drei bis vier Wochen. Diese vortreffliche Einrichtung, wodurch ein dem Staate beinahe nichts kostendes, körperlich und geistig gesundes Heer unterhalten wird, verdankt Schweden seinem oft als Tyrannen verschrieenen Carl XI. — Norwegen hat seit 1814 eine viel freiere Verfassung als Schweden; es giebt seit 1821 gar keinen Adel in Norwegen. Die Gesetze, Abgaben und andere öffentliche Angelegenheiten berathet und bestimmt der Storthing oder die Versammlung aller erwählten Abgeordneten der Städte und des Landes; ihre Zahl darf nicht unter 75 und nicht über 100 sein. Der Storthing erwählt 1/3 seiner Mitglieder und diese bilden den Lagthing oder die erste Kammer; die übrigen 2/3 bilden

den Odelsthing oder die zweite berathende Kammer. Sind beide Kammern einig, so kann der König einen Gesetzvorschlag nur zweimal verwerfen; wird er ihm von einem dritten Storthing ohne Veränderung wieder vorgelegt, so ist er auch ohne des Königs Einwilligung gültig. Das norwegische Militär darf nicht ohne Bewilligung des Storthings außerhalb des Landes gebraucht, eben so wenig fremdes eingeführt werden.

Die Bewohner Dänemarks.

Die Dänen gehören sämmtlich dem germanischen Urstamme an, was ihre Gestalt, Sprache und Sitten verrathen. Man schätzt die Bewohner Dänemarks, die drei verschiedenen Völkerschaften, den eigentlichen Dänen, den Deutschen und den Angelern und Friesen, angehören, auf 2 Millionen Seelen. Sie sind im Ganzen genommen ein schöner Menschenschlag von starkem, kräftigen Körperbau und regelmäßiger Gesichtsbildung. Dem weiblichen Geschlechte verleihen die blauen Augen, die hellen Haare, der zarte Wuchs und die feine weiße Haut die sanftesten Reize. Tapferkeit, Muth und Beharrlichkeit, Patriotismus, Mildthätigkeit und Dienstfertigkeit sind Tugenden, die den Dänen auszeichnen; dagegen kann man ihn auch von Liebe zur Bequemlichkeit, von Starrsinn, von Mangel an Geschmack, Herzlichkeit und Zutraulichkeit nicht freisprechen. Er hat mehr gesunden Verstand als Witz, und wird mehr von der Vernunft, als von der Einbildungskraft beherrscht. In Sitten und Gebräuchen sind die Dänen mit ihren Deutschen Stammgenossen nahe verwandt. Die Bewohner Jütlands zeichnen sich vor den übrigen Dänen bloß durch etwas rauhere Sitten aus. Die Holsteiner characterisirt ein ernster, gerader Sinn und ein hoher Grad von Biederkeit und deutscher Treue. Wahre altdeutsche Sitteneinfalt findet man in Schles-

wig, wo überhaupt in Beziehung auf Kleidung, Nahrung und Wohnung manches Alterthümliche sich erhalten hat. Die Friesen unterscheiden sich von ihren deutschen Mitbewohnern Holsteins durch rauhere Sitten und einen gewissen Nationalstolz, daher sie mit einer Art von Verachtung auf ihre Nachbarn herabsehen und sich nur selten durch Heirathen mit ihnen vermischen. — Die Dänen sind Freunde von gutem Essen und Trinken, ohne dabei unmäßig zu sein. Sie lieben besonders Fleischspeisen und nahrhafte Kost. Ein Lieblingsgericht des dänischen Landmannes ist das Sueb, ein Gemisch von gekochtem, gesalzenem und geräuchertem Fleische, Speck, Schinken, Würsten u. dgl. m. — In der Kleidung unterscheiden sich die Dänen wenig von den Bewohnern des nördlichen Deutschlands. Als dänische Volkstracht verdienen die ungeheuren Holzschuhe erwähnt zu werden, deren oberer Theil besonders auf dem Lande unförmlich groß ist, um desto besser gegen Schnee und Nässe zu schützen. Diese Schuhe haben unter dem Ballen eine Art von Sattel, und wer Luxus treibt, fügt wol auch eine messingene Spanne an den Außenseiten des Blattes hinzu. — Die dänischen Bauernhöfe bestehen gewöhnlich aus mehreren Gebäuden mit leichten Lehmwänden.

Die Staatsbürger Dänemarks werden in 3 Klassen getheilt: Adel, Bürger und Bauern, und jede Klasse ist im Besitz gewisser Vorrechte. Am meisten bevorrechtet ist der Adel, der sich in den höhern und niedern theilt. Der höhere Adel hat für seinen Grundbesitz das Majoratsrecht. Der niedere Adel ist weder angesehen noch reich. Die Bürger oder Einwohner der Städte haben sowol gewisse Vorrechte, als besondere specielle Stadtrechte und Statuten. Die Bürger von Kopenhagen genießen außerdem das Recht, Edelhöfe mit Ausübung adeliger Privilegien zu besitzen. Der Zustand des Bauern hat sich in der letztern Zeit ungemein verbessert. Sie sind sämmtlich vom Personaldienst befreit; nur sind sie noch verpflichtet, die auf ihren Grundstücken haftenden Frohndienste und

Zehnten zu leisten. Die Landleute theilen sich in freie Eigenthümer, in Erbpächter und Fästebauern, die ein Grundstück auf Lebenszeit gegen einen gewissen Pachtzins besitzen, in bloße Zeitpächter und in Frohnbauern. Die wohlhabendsten Bauern giebt es in den holsteinischen und schleswigschen Marschen.

Die Bewohner des brittischen Reichs.

Die Engländer.

Das brittische Reich, im gemeinen Leben Großbritannien, in der poetischen Sprache zuweilen Albion genannt, besteht aus zwei großen Inseln, welche durch die irländische See getrennt sind. Das Klima der brittischen Inseln ist für ihre Lage ausgezeichnet milde. Die höheren Berggegenden des nördlichen Schottlands etwa abgerechnet, sind die Winter zwar lang, aber durchaus nicht kalt. Nebel und Regen sind hier ungleich häufiger, als Schnee und Forst. Aber auch die Sommer sind nicht so heiß, nicht so heiter, als in anderen Gegenden unter gleicher Breite, daher ist die Vegetation zwar äußerst frisch und üppig, aber Früchte, die eine bedeutende Hitze erfordern, gelangen hier noch nicht zur Reife. Der sicherste Beweis des milden Klimas ist der, daß man sich auf beiden Inseln durchaus nur des Kaminfeuers im Winter bedient. Nebel und Regen sind hier ungleich häufiger, als auf dem benachbarten festen Lande; ein vollkommen heiterer Sommertag gehört in England und noch mehr in Irland zu den schon seltenen Erscheinungen. Dieser Beschaffenheit des Klimas schreibt man von der einen Seite die ausgezeichnet schöne Hautfarbe der Engländer, besonders beim weiblichen Geschlechte, von der andern aber auch die unter ihnen häufige Melancholie, hier Spleen (Splihn) genannt, zu. — Der Boden beider Inseln kann

im Ganzen fruchtbar genannt werden, obwol es in England bedeutende Strecken unfruchtbaren Haidelandes giebt, in Schottland beinahe der ganze Norden dürr, gebirgig und mit Haidekraut bewachsen ist und auch in Irland Moräste, Sümpfe und Torfmöre bedeutende Räume einnehmen. Die englische Landwirthschaft ist im Auslande berühmt, und in der That wird auch auf Ackerbau und noch mehr auf Viehzucht großer Fleiß verwendet; das Land, vorzüglich England, ist außerordentlich bevölkert, und dennoch finden sich in England und noch mehr in Irland große Strecken des besten Ackerlandes unangebaut, die namentlich in England beinahe $1/5$ des ganzen nutzbaren Bodens ausmachen, so daß jährlich für ungeheure Summen Getreide aus Deutschland, den Ostsee- und anderen Ländern eingeführt werden müssen. Dies erklärt sich daraus, daß theils die Abgaben in England so hoch sind, daß sie beinahe den Ertrag der Aecker verschlingen, Viele daher den leichtern Erwerb durch Handel und Fabriken dem weniger lohnenden und mühsameren Ackerbau vorziehen; theils aber auch die ungeheure Zahl der englischen Schiffe eine weit größere Menge von Lebensmitteln erfordert, als wenn die Mannschaft derselben sich auf dem festen Lande befände. — Das brittische Reich hat zwar einen großen Reichthum an Producten, es reicht aber, wie schon gesagt, weder zur Erhaltung der Einwohner, noch für die unendliche Mannigfaltigkeit der Fabriken zu. — Die englischen Pferde sind mehr wegen ihrer Schnelligkeit als wegen ihrer Dauer berühmt. Die Reichen verschwenden große Summen, um sich die schnellsten Läufer zu verschaffen, und die Pferde-Wettrennen gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Engländer. Nicht die Eigenthümer, sondern besonders dazu eingelernte Reitknechte, Jockeys, pflegen die Pferde bei solchen Gelegenheiten zu reiten. Die Reiter sowol als das Sattelzeug werden vorher sorgfältig gewogen, denn nach dem Alter der Pferde wird bestimmt, wie viel es tragen muß. Tausende von Menschen strömen zu einem solchen Wettrennen, wobei

oft ungeheure Summen verwettet werden. Ehemals mehr als jetzt gehörten auch die Hahnenkämpfe zu den beliebtesten Volksbelustigungen, wozu man eine besondere Art starker und muthiger Streithähne erzog, die man noch durch eiserne Stacheln, die an die Füße befestigt wurden, bewaffnete. — Vor allen Dingen wichtig sind für England die Steinkohlen, die sich dort in ungeheurer Menge finden. Die Gruben bei Newcastle, der Hauptort für diesen Gegenstand, beschäftigen allein an 30,000 Menschen. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Wohlstand, die Vollkommenheit der Fabriken und folglich auch der Handel Englands durch dieses unschätzbare und in so unendlicher Fülle vorhandene Brennmaterial bedingt sind. Der Verbrauch und die Wichtigkeit derselben hat aber in neueren Zeiten noch unendlich zugenommen, seitdem man nicht allein gelernt hat, sie als Feuerung bei jeder Art von Fabrikation anzuwenden, sondern wo auch die Steinkohlen zugleich die bewegende Kraft für tausend verschiedene Maschinen hervorbringen müssen. Dies geschieht vermittelst der Dampfmaschinen, deren wesentliche Beschaffenheit eben so leicht zu begreifen, als schwer zu beschreiben ist. Die Steinkohlen aber thun noch mehr, sie erleuchten, wie sie wärmen. Eine Quantität Steinkohlen in einem wohlverschlossenen Gefäße erhitzt, entwickelt eine Luftart, welche im gemeinen Leben brennbare Luft (Hydrogen) genannt wird, diese sammelt man, leitet sie durch Röhren in die Werkstätte, Zimmer, Straßen, läßt sie aus einer sehr kleinen Oeffnung hervordringen, zündet sie an und beleuchtet so Häuser und Straßen; diese Gasbeleuchtung hat seit wenigen Jahren außerordentlich schnell in England zugenommen. — Betrachtet man den Welthandel Englands, die Zahl und Vortrefflichkeit seiner Fabriken und die Größe seiner Seemacht, so sollte man glauben, es wäre das reichste und glücklichste Land auf Erden. Und das ist es freilich in einem gegewissen Sinne, denn nirgends findet man wol eine so große Anzahl außerordentlich reicher Privatleute, einen

so weit verbreiteten Wohlstand und einen so hoch gesteigerten Luxus; in keinem Lande aber ist auch der Gegensatz des Reichthums, die bitterste Armuth, so groß und zugleich so furchtbar, als in England. Die Unterhaltung der Flotten und Armeen in langwierigen Kriegen hat seit einer Reihe von Jahren die Englische Nationalschuld, d. h. die Summen, welche die Regierung nach und nach von Privatleuten hat erborgen müssen, auf die ungeheure Summe von wenigstens 1000 Millionen Pfund (1 Pfund = circa 6 Rthlr.) gebracht, wovon die jährlich auszuzahlenden Zinsen über 40 Millionen Pfund betragen. Bedenkt man, daß zu dieser an sich schon ungeheuern Ausgabe noch die gewöhnlichen Ausgaben für die Land- und Seemacht, die Civilbeamten, den Hofstaat ꝛc. kommen, daß die englische Geistlichkeit ihre Einnahme größtentheils von den Zehnten des Landes bezieht; daß also alle diese Summen alljährlich nur durch Auflagen und Abgaben gedeckt werden können: so wird man sich nicht wundern, daß es auch dem Fleißigsten schwer wird, so viel zu erwerben, als er bedarf, in einem Lande, wo eben diese Abgaben die Wohnungen und alle Lebensbedürfnisse außerordentlich vertheuern. Dazu kommt noch, daß die Vervollkommnung der Fabriken beinahe einzig darin besteht, durch Maschinen zu verrichten, wozu sonst Menschenhände nöthig waren, daß also der Aermere nicht einmal immer Arbeit findet, oder im günstigsten Falle für einen spärlichen Lohn ganz in die Gewalt des Fabrikherrn geräth. Wenn man dies Alles erwägt, so wird man die gewöhnliche Vorstellung von der glücklichen Lage des englischen Volkes sehr herabstimmen müssen, und sich nicht wundern, die Zahl der von Unterstützung ganz oder zum Theil lebenden Armen so groß zu finden, daß die Armentaxe, eine Abgabe, die jeder Einwohner eines Ortes zur Erhaltung der dort befindlichen Armen zahlen muß, in England allein an 60 Millionen Thaler, d. h. etwas mehr als die sämmtliche Einnahme des preußischen Staates, beträgt.

Was die englische Verfassung betrifft, so gehört sie schon deshalb zu den vorzüglichsten in der Welt, weil sie nicht von der Willkühr eines Fürsten, oder von gewaltsamen Bewegungen des Volkes plötzlich ausgegangen, sondern in einer langen Reihe von Jahrhunderten sich nach den Bedürfnissen des Landes gebildet hat. Nach dieser Verfassung ist der König (jetzt Königin) das geheiligte Oberhaupt des Volkes, seine Person unantastbar, und für keine seiner Handlungen ist er verantwortlich; wol aber sind es die Minister, auch wenn sie auf ausdrücklichen Befehl des Königs gehandelt hätten. Der König hat allein die vollziehende Gewalt, er kann nach Willkühr Standeserhöhungen vornehmen und Verbrecher begnadigen. Er entscheidet über Krieg und Frieden, er ernennt zu allen geistlichen Civil- und Militär-Aemtern. Seine persönlichen Einkünfte bestehen einzig und allein in einer ein- für allemal festgesetzten Summe, die Civilliste genannt; doch genießen auch die erwachsenen Kinder des Königs eigene Einkünfte. In Allem aber, was die innere Regierung, die Gesetzgebung und die Erhebung von Abgaben betrifft, kann der König nicht eigenmächtig verfahren, hierzu gehört die Einwilligung des Parlaments. Das Parlament, diese Schutzmauer der Freiheit, besteht, im Ganzen genommen, aus den Stellvertretern des Volkes: es theilt sich aber in zwei Abtheilungen. Die erste, die Kammer der Pairs, gewöhnlich das Oberhaus genannt, besteht aus den Mitgliedern des hohen Adels und aus den Erzbischöfen und Bischöfen. Die zweite Kammer, das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen, besteht aus den Deputirten der Grafschaften und der Städte. Das Parlament wird vom König zusammenberufen und entlassen. Jedes Mitglied des Parlaments hat das Recht einen Antrag oder Gesetzesvorschlag, Motion, zu machen; dieser muß schriftlich abgefaßt und an drei verschiedenen Tagen verlesen werden, dann erst heißt er „Bill", und es wird darüber berathschlagt. Hat das eine Haus den Vorschlag ange-

nommen, so geht er ans andere; nimmt auch dieses ihn an, so kommt er an den König, der ihn bestätigt oder verwirft; nur erst, wenn der König einen solchen vom Parlament angenommenen Vorschlag genehmigt, erhält er Gesetzeskraft und heißt nun eine Parlamentsacte. — Jeder Engländer ist persönlich frei und jeder trägt nach seinen Verhältnissen zu den Staatslasten bei; die Gesetze sind gleich für Jedermann. Jeder ist befugt, seine Meinung schriftlich oder mündlich öffentlich zu äußern (Preßfreiheit), und ist nur den Gesetzen vor den ordentlichen Gerichtshöfen dafür verantwortlich. Jeder, so wie jede Gemeinde, die sich zu diesem Behufe öffentlich versammeln darf, kann über Staatsangelegenheiten sprechen, berathschlagen und dem Parlament in dieser Hinsicht Bittschriften überreichen. Jede männliche Person, vom Könige bis zum Geringsten, wird mit Sir, unser Herr, angeredet. Vornehme Damen werden mit Lady, alle verheirathete mit Mistreß und alle unverheirathete mit Miß angeredet. — Die Engländer haben hinsichtlich ihrer Gestalt sehr kenntliche körperliche Vorzüge. Die frühe Erziehung zur Freiheit und Ungebundenheit giebt ihrem Körper die Gedrungenheit, Kraft und Gewandtheit, welche man im Allgemeinen kaum bei einer andern Nation findet. Wenn man gleich die Engländer von dem Vorwurfe der Trunkenheit nicht freisprechen kann, so findet man doch nicht bei ihnen Unmäßigkeit im Essen. Ihr Tisch ist gewöhnlich ganz einfach; nur bei großen Gesellschaften, bei Klubbs oder Corporationsversammlungen wird große, obgleich nicht prächtige Tafel gehalten, und hier zeigen eigentlich die Engländer ihre Schlemmerei. Besonders ist die Feierlichkeit des Lordmayors für die Aerzte und Apotheker eine unerschöpfliche Nahrungsquelle, und je mehr Unverdaulichkeiten hier entstanden sind, desto glänzender war die Mahlzeit. — Das Haus des Engländers zeichnet sich weniger durch äußere Pracht, als durch Reinlichkeit aus. Das Hausthor ist gewöhnlich geschlossen, und aus der Art des Anklopfens erräth man

den Stand der Person. Ein Schlag bezeichnet den Milch- oder Kohlenmann, den Bedienten vom Hause. Zwei Schläge erlaubt sich der Briefträger, oder der, welcher Visit- oder Einladungskarten bringt. Drei Schläge zeigen den Herrn und die Frau vom Hause oder einen Bekannten an. Vier starke Schläge bezeichnen eine Person von gutem Tone, die zu Wagen ankommt. Auf diese lärmende Art anzuklopfen, halten die Engländer so streng, daß ein Bedienter, der sich einen Schlag mehr erlaubte, den Augenblick zurückgeschickt würde. — Was die Kleidung betrifft, so ahmt man im Ganzen die pariser Moden nach. Die Modesucht hat sich, wie hier, durch alle Klassen verbreitet, und es ist schwer, an einem öffentlichen Orte Stand und Vermögen eines Frauenzimmers nach der Kleidung zu bestimmen. — In England, wo die Freiheit als das höchste Gut betrachtet wird, wird die dienende Klasse mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung behandelt. Der gemeinste Krämer fühlt sich weit über die Kammerdiener des ersten Lords erhaben, und daher besteht auch die Klasse der Bedienten meistens aus verächtlichen Menschen. Der Engländer hat meistentheils den Grundsatz, daß die Dienerschaft ein nothwendiges Uebel sei, und läßt sie auch, diesem Grundsatze gemäß, die ganze Last ihres Standes empfinden. Daß bei dieser Behandlung die Dienstboten endlich wirklich alle jene Laster annehmen müssen, welche man ihnen vorwirft, ist natürlich. Ihr geringer Lohn, die Schwierigkeit einen Dienst zu erhalten, und da sie bei dem geringsten Versehen, oft nur aus Laune, den Dienst verlieren, macht, daß die Hälfte dieser Menschenklasse in dem äußersten Elende lebt. Die meisten Mädchen, welche in den Straßen Londons umherlaufen, waren zuvor Dienstboten; sie verloren ihren Dienst, erhielten keinen andern, und die Noth machte aus ihnen Hetären. — Auf den Frauen liegt das Hauswesen und die erste Erziehung der Kinder. Die Leidenschaften der Kinder werden nicht gezähmt, daher immer heftiger; früher Genuß und Befriedigung der Begierden

werden zum ersten Lebenszwecke gemacht, und wenn dann später getäuschter Ehrgeiz, häuslicher Unfriede, üble Laune, Schwäche und Gebrechlichkeit, oft Verarmung sich einstellen, so fällt man leicht auf den furchtbaren Gedanken, durch gewaltsame Mittel sich das Leben zu nehmen. — Für eine Engländerin ist die Zeit von ihrem Eintritt in die Welt bis zu ihrer Verheirathung die schönste Zeit ihres Lebens. Sie ist da der Gegenstand einiger Sorgfalt, einiger Aufmerksamkeit und genießt eine gewisse Freiheit. Ist sie verehelicht, dann ist es mit den zuvorkommenden Gefälligkeiten vorbei; den ganzen Tag bringt sie allein zu. Zärtliche Liebe findet man selten, aber desto mehr Ehrbarkeit und Treue, und unter den wohlhabenden Ständen ist Untreue der Weiber äußerst selten. Sie sind ehrbar aus Temperament, aus Grundsätzen, aus gewohnter Zurückhaltung und aus Mangel an Gelegenheit. Selbst die Einrichtung des Hauses und des Gesindes legt ihnen den größten Zwang auf und hindert jede Art von Liebesintrigue. Besuche empfängt man im Saale; dem weiblichen Schlafgemache darf sich kein Fremder nähern. — Beim Heirathen ist zwar stets die Einwilligung der Eltern erforderlich; allein die Mädchen haben doch immer freie Wahl, und gerade diese Freiheit macht sie zu klugen treuen Gattinnen. Sie gewöhnen sich, den Willen ihrer Männer als Gesetz anzusehen und die Rauhheit ihres Charakters zu tragen, haben aber dagegen das Hausregiment ganz allein in Händen. Der Mann, der schon von Jugend auf Achtung für das weibliche Geschlecht lernte und dem Beispiele seines Vaters folgt, fügt sich ohne Widerrede darin. — Sonst war es sehr leicht, daß junge Leute sich gegen den elterlichen Willen verheiratheten, allein die Parlamentsakte von 1753 hat diesem Unwesen gesteuert, der schottische Grenzort Gretna-Green ist seit länger als 70 Jahren in der Geschichte zärtlicher Abenteurer als die Zufluchtsstätte bekannt, wo Liebende durch einen Laien ohne anderweitige Erlaubniß gesetzmäßig verbunden werden können. — Ein Schmied,

welcher zugleich Friedensrichter war, machte den Oberpriester bei diesen Heirathen; sobald er eine Postchaise rasseln hörte, warf er seinen Hammer hin, ließ den Blasebalg ruhen und eilte in die Kirche zur Verbindung des harrenden Paares. Dieser Mann ist aber bereits gestorben und seine Stelle hat nun ein ehrlicher Lichtzieher eingenommen, weil das Aemtchen einträglich ist, indem die Zahl dieser Winkelheirathen doch jährlich einige 60 betrug. Aber die neuen Strafgesetze gegen unbefugte Verehelichungen, die mit Verbannung bestraft werden sollen, dürften wol diesem Mißbrauch ein Ende gemacht haben. — Wenn Zwei Jahr und Tag mit einander vertraut gelebt haben, so sind sie nach einem besondern Gesetze Eheleute. Diese Anordnung sichert zwar einestheils das weibliche Geschlecht gegen Verführung, anderntheils fallen jedoch unerfahrene Männer in das Netz von Hetären.

Im Charakter der Engländer ist der Nationalstolz ein Hauptzug. Sie halten sich für die erste Nation der Welt, für das einzige freie, erfindungsreiche, mächtige Volk; alles Fremde tadeln sie, selbst ihre Mitbürger, die Schotten und Irländer, sind nicht ausgenommen; die übrigen Völker sind in ihren Augen Sclaven ohne Energie und Aufklärung.

Die herrschende Religion in England ist die protestantische, die aber hier unter mancherlei abweichenden Formen und verschiedenen Benennungen besteht. Nur in Irland ist die Mehrheit der Einwohner katholisch. Die Staatsreligion in England und Irland ist die sogenannte hohe Kirche, auch die bischöfliche oder die anglikanische Kirche genannt; der König ist das Oberhaupt derselben. Alle kleinern Religionspartheien werden unter dem Namen Dissenters (Andersdenkende) begriffen. Unter diesen sind die bedeutendsten die Presbyterianer, die Baptisten, die Quäker (Zitterer) und die Methodisten. In Schottland ist die Landeskirche die presbyterianische. Der Gottesdienst ist höchst einfach, ihre Kirchen haben weder Altar noch Schmuck, weder Orgeln noch Glocken.



Die Schotten.

Die Schotten sind ursprünglich ein eigenthümliches Volk, durch Sprache und Sitten von den Britten verschieden. Seit einer Reihe von Jahrhunderten haben aber englische Sprache und Bildung diesen Unterschied, wenigstens im südlichen Theile, gänzlich verwischt, und man erkennt jetzt den Schotten in England nur noch an der etwas breitern Aussprache. Anders verhält es sich mit den nördlichen und westlichen Gegenden; hier hat das Volk noch größtentheils seine alten Sitten, Kleidung rc. beibehalten. Gewöhnlich nennt man diese nördlichen Gegenden die Hochlande, und ihre Einwohner Hochländer oder Bergschotten. Ihre Sprache, die mit der englischen durchaus nichts gemein hat, wird die ersische oder gälische genannt; sie ist mit der Sprache des Volks in Irland verwandt, wie denn überhaupt die Einwohner beider Länder in den ältesten Zeiten viel Verkehr im Krieg und Frieden mit einander hatten. Die Hochländer sind ein ausgezeichnet kühnes Volk; noch bis zum Jahre 1746, wo die letzten Unruhen zu Gunsten der Stuarts unterdrückt wurden, und das Volk entwaffnet und zu manchen Aenderungen in seinen Sitten und seiner Verfassung gezwungen wurde, ging jeder Schotte bewaffnet. In viele kleine Stämme getheilt, hielt jeder Stamm mit unerschütterlicher Treue an seinem Laird (Lord) und half ihm die vielen kleinen Fehden mit benachbarten Stämmen ausfechten. Noch jetzt ist diese mehr patriarchalische als feudalistische Verfassung nicht ganz verschwunden, wo nur der Laird selbst den einfachen Sitten seiner Väter treu geblieben ist. Die Habsucht und der Despotismus vieler Lairds haben aber in anderen Gegenden dieses Band längst gelös't und veranlassen noch immer die vielen Auswanderungen der Schotten nach Amerika. Die Bergschotten hatten bis in die neueste Zeit ihre alte, von der europäischen ganz abweichende Kleidung beibehalten, und tragen sie auch jetzt noch zum Theil, obgleich die Regie-

rung auch dies zu verhindern sucht. Die Kleidung besteht wesentlich aus folgenden Stücken. Das Unterkleid besteht aus einer Jacke, gewöhnlich vierfarbig, roth, grün, blau und weiß gewürfelt, hieran ist eine Art von faltigem Weiberrocke befestigt, der aber nur bis ans Knie reicht und die Stelle der Beinkleider vertritt. Ueber diesem Anzuge wird ein weiter Mantel, der Plaid, getragen, der aber nur auf der linken Schulter befestigt ist; er ist von selbigem Zeuge als das Unterkleid und dient bei übelm Wetter, oder beim Schlafen, um sich darin zu hüllen. Im Gürtel wird ein Dolch getragen, oft auch zwei Pistolen. Den Kopf deckt eine blaue Mütze mit einer vierfarbigen Einfassung und einer einzigen langen fliegenden Feder. An den Füßen trägt der Hochländer kurze Strümpfe, die nur bis zur Wade reichen, und sehr roh gearbeitete Schuhe, die mit Riemen befestigt werden. Der Weiberanzug hat nichts sehr Abweichendes; die Aermeren gehen barfuß. — Die ehelichen Bande werden im Allgemeinen für heilig erachtet; Ehescheidungen sind fast ohne Beispiel, weil sie den Kindern zum Nachtheil gereichen würden. Sonst wurde bei einem Ehebruch der überführte Theil an der Kirchthür in eine Wanne voll kalten Wassers gesetzt und dann, so lange der Gottesdienst dauerte, mit nassem Leinenzeuge verhüllt, ausgestellt. Die Unfähigkeit, seine Schulden zu bezahlen, wurde als ein Verbrechen betrachtet; der Schuldner mußte seine Habe und Gut dem Gläubiger abtreten, man behing ihn mit einem bunten Gewande und vier kräftige Männer schaukelten ihn, an Händen und Füßen haltend, eine Zeitlang herum. — Die neue Zeit hat zwar viele Eigenthümlichkeiten ihres Charakters verwischt, aber auch, wie das Volk noch jetzt ist, mit seinen Fehlern und Vorurtheilen, die zum Theil aus seinen bürgerlichen Verhältnissen entspringen, kann man es als ein Muster von Rechtschaffenheit, Mitleid, Herzensgüte und Muth aufstellen. Kindliche Liebe ist ein allgemein reger und rührender Zug, und die zarte Anhänglichkeit gegen Eltern ist nicht,

wie so manches andere Nationelle, verschwunden. Wenn dies bei den reichen Bergschotten für eine heilige Pflicht gilt, so ist dies bei den ärmeren nicht minder der Fall. Dies Zartgefühl verliert sich auch nicht in der Ferne; der Soldat legt oft etwas von seiner Löhnung zurück, um seinen Eltern ein Geschenk zu machen, und man kann ihn nie schneller zu seiner Pflicht zurückführen, als mit der Drohung, seine Verwandten von dessen schlechtem Betragen zu unterrichten. Er weiß, daß ein solcher Bericht einem Verbannungsurtheile gleiche, und er würde es nimmer wagen, das väterliche Haus wieder zu betreten. — Da der Hochländer den Tod nur als den Uebergang in ein anderes Leben ansieht und die gewisse Hoffnung hegt, dort alle seine Geliebten wieder zu finden, so erwartet er denselben mit gelassener Vertrautheit und ist nur mit ängstlicher Sorgfalt für ein anständiges Begräbniß bemüht. Da sie auf diese Art vom Tode als etwas Gewöhnlichem sprechen, so fragt auch ein Bergschotte ganz ernsthaft, wo man begraben zu werden wünsche, und ob man nicht einen gewissen Ort vorziehe, der sich näher bei den Vorfahren befinde. Dieses Gefühl besteht auch immer in einem hohen Grade, und man kann sich einen Begriff von der Verzweiflung des Volks machen, wenn es sich entschließt, ein geliebtes, durch die Gebeine seiner Vorfahren geheiligtes Land zu verlassen. — In Schottland ist die Landeskirche die presbyterianische, in ihren Lehren, Grundsätzen und Gebräuchen nach der reformirten Genfer Kirche gebildet. Sie verwirft daher jede Art von Hierarchie, und die geistlichen Angelegenheiten werden allein durch die von den Gemeinden gewählten Prediger und Presbyter (Aeltesten) in Synoden verhandelt. Der bessere Geist dieser Kirchenverfassung zeigt sich auffallend in dem bessern Jugendunterricht und in der daraus fließenden sittlichen Bildung der ärmeren Volksklassen.

Die Irländer.

Die ursprünglichen Einwohner Irlands sind mit den Bergschotten verwandt in Sitten, Sprache und Gebräuchen. Sie werden von den Engländern gern als Leute von schweren und verworrenen Begriffen verspottet, und man wirft ihnen häufig die sogenannten irish bulls (irische Stiere), d. h. widersinnige und lächerliche Redensarten, vor. Der Irländer dagegen haßt den Engländer, und hat bei vielen Veranlassungen gezeigt, daß es ihm nur an Macht fehlt, das englische Joch abzuschütteln. Der Hauptgrund dieses Hasses ist die Verschiedenheit der Religion und die daraus entstehenden Bedrückungen, die, obwol gemildert, noch immer die Gemüther erbittern. Vorzüglich klagen die Irländer darüber, daß sie, obgleich Katholiken, doch den Predigern und Bischöfen der anglikanischen Kirche, in deren Sprengel sie wohnen, den Zehnten bezahlen müssen. Nur die gänzliche Gleichstellung der irländischen Katholiken mit den Protestanten kann die Irländer für immer mit den Engländern aussöhnen. — Der Irländer ist zufrieden, wenn er zwei oder drei Mal des Jahres Fleisch zu essen hat. Selbst Brot kommt selten an ihn, und die Stelle desselben vertritt die Kartoffel, die man sogar auf den Tafeln der Wohlhabenden geschält auf einem Teller findet, um statt des Brotes genossen zu werden. Bei jeder kleinen Hütte ist gewöhnlich ein Stück Landes mit Kartoffeln bestellt. Der Irländer lebt in tiefgedrücktem Zustande und wird von den Pächtern nicht selten mit ungewöhnlicher Härte behandelt. — Ist Einer gestorben, so wird er mit aller Feierlichkeit zur Erde bestattet. Der Todte wird aufs Bett gelegt und ein Teller mit Salz ihm auf die Brust gestellt. Gleich nach dem Tode wird das Stroh des Lagers des Verstorbenen vor der Hütte angezündet. Dies ist das Zeichen, auf welches Jedermann herbeieilt, nicht bloß aus der Nähe, sondern auch aus der Ferne. Man setzt sich um den Leichnam her und heult und schreit aus

allen Kräften. Doch wenn erst durch Whisky, woran es eben so wenig als an Taback fehlen darf, der Jammer gemildert ist, so begiebt sich das junge Volk in eine Scheune, tanzt, trinkt, macht Kunststücke, die Alten aber sitzen um den Leichnam, rauchen, trinken und erzählen Mährchen. Dies ist die irische Todtenwache, bei welcher in alter Zeit die Barden der Gottheit und dem Verstorbenen Loblieder sangen.

Bewohner des Königreichs der Niederlande.

Die Niederlande wurden durch die brüsseler Revolution im Jahre 1830 in zwei Theile getheilt, so daß dem Könige der Niederlande der nördliche Theil geblieben ist, der südliche Theil aber, Belgien genannt, ein eigenes Königreich bildet. — Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr verschieden, im Ganzen flach und eben, nur an der südlichen Grenze etwas gebirgig, übrigens im ganzen Lande kein Berg, kaum ein Hügel zu finden. Am niedrigsten liegen die nördlichen Provinzen, welche daher auch zum Theil nur mit großer Mühe und Kunst durch kostbare Deiche und Dämme gegen das sie stets bedrohende Meer geschützt werden. Weil aber ein großer Theil dieser Provinzen mit dem Meere in gleicher Höhe, ja stellenweise beträchtlich tiefer liegt, so wären sie dennoch, sich selbst überlassen, bald in unfruchtbare Moräste verwandelt. Um sie einigermaßen auszutrocknen, hat man daher unzählige Kanäle gezogen, welche, wie die Rippen eines Blattes, das Land in allen Richtungen durchschneiden. Da, wo diese Kanäle in das Meer oder in große Ströme münden, sind mächtige Schleusen angebracht, theils um das Eindringen des Seewassers bei der Fluth zu verhüten, theils auch um bei niedrigem Stande des Meers das überflüssige Wasser aus den Flüssen und dem Lande abzulassen. Kein Land in der Welt hat so viele

Kanäle, als dies, aber in keinem Lande sind sie auch so nothwendig und leicht anzulegen. Diese Kanäle sind zu gleicher Zeit eine Zierde des Landes, denn beinahe überall sind sie sauber gehalten, von Dämmen eingefaßt, und mit den schönsten Lindenalleen bepflanzt. Bei dem Ueberfluß an Wasser sind die meisten Kanäle tief und breit, so daß sie von sehr bedeutenden Kähnen und Schiffen können befahren werden. Die nördlichen Provinzen haben beinahe keine andre Landstraßen, aller Verkehr, alles Reisen geschieht auf den Kanälen, weil in einem Lande, wo es beinahe keine Steine giebt, der Boden aber überall feucht und tief ist, die Anlage von Chausseen beinahe unmöglich wird. In den nördlichen Provinzen ist der Boden nur theilweise fruchtbar, große Strecken hingegen sind morastig, oder sandige Haiden; auch wird hier bei weitem nicht so viel Getreide gewonnen, als die Einwohner bedürfen, und der fruchtbare Boden beinahe ausschließlich zu Viehweiden benutzt. Desto vortrefflicher ist der Boden in dem südlichen Theile oder Belgien; hier ist er eben, ohne doch moorig oder sandig zu sein, und man wird wol nicht leicht irgendwo ein Land finden, welches so vortrefflich angebaut wäre, als es namentlich Flandern und Brabant sind. Hier stehen Viehzucht, Getreide- und Gartenbau auf der höchsten Stufe und haben das Land in einen wahren Garten verwandelt. Das Klima beider Landestheile ist durchaus gemäßigt, im Süden etwas milder und freundlicher, im eigentlichen Holland wegen der unzähligen Gewässer sehr feucht, nebelig und oft stürmisch. Im Winter bieten die vielen zugefrorenen Kanäle und überschwemmten Wiesen einen herrlichen Schauplatz für Schlitten und für das Schlittschuhlaufen, worin bekanntlich die Holländer Meister sind, und woran auch das weibliche Geschlecht häufig Theil nimmt. — Der Grund, worauf Gebäude errichtet werden sollen, muß in den nördlichen Provinzen erst künstlich geschaffen werden; der morastige, aufgeschwemmte Boden würde nicht hinreichende Festigkeit gewähren. Daher ruhen in diesen

Gegenden beinahe alle Gebäude auf Rosten. Man rammt in der Richtung der künftigen Mauern eine Menge mehr oder weniger langer Pfähle, nach Beschaffenheit des Grundes, ein; zuweilen, wenn er sehr tief und morastig ist, werden große Masten gebraucht, ja wol gar auf einen schon eingerammten noch ein zweiter aufgesetzt; diese eingeschlagenen Pfähle werden durch horizontal darüber befestigte Balken verbunden, und heißen nun der Rost, auf welchem dann erst das Mauerwerk angelegt wird. Am liebsten nimmt man dazu eichene Pfähle, weil sie in der Feuchtigkeit sich am längsten halten, ja selbst gänzlich verhärten. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war Holland von einer großen Gefahr bedroht; es fanden sich um das Jahr 1730 plötzlich Würmer ein, welche in kurzer Zeit die Wände der Schiffe und die Pfähle an den Dämmen durchbohrten und unbrauchbar machten. Schon fürchtete man, sie möchten auch die Pfähle angreifen, worauf Amsterdam, wie beinahe alle holländischen Städte, ruht, als sie nach einigen Jahren sich wieder verloren.

Die Niederländer sind ein robustes, kräftiges Volk, von breiten Schultern und Hüften, doch mehr fett als muskulös, und selbst beim weiblichen Geschlecht, welches sich übrigens durch zarte, blendend weiße Haut und blühende Gesichtsfarbe auszeichnet, findet man mehr derbes Fleisch und feste Fasern als zarte Form. Das blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbraunen meist einen kalten, festen Blick. Lange Nasen und gerade Profile sind nicht ungewöhnlich und die Mundwinkel laufen selten scharf zu. Das schöne Geschlecht verblüht schneller als das männliche, welches bis ins hohe Alter seine frische gesunde Gesichtsfarbe behält. Schöne Kinder findet man vielleicht in keinem Lande in solcher Menge wie in Holland. — Geradheit, Offenheit, Ehrlichkeit, Beharrlichkeit, Geduld und Gleichmuth, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Einfachheit der Lebensart, Sparsamkeit, Treue im Worthalten, Vaterlandsliebe, aber auch Geiz, Gewinnsucht und Neugierde sind characteristische Züge der Nie-

derländer. Das zum Sprichwort gewordene holländische Phlegma ist oft übertrieben worden; denn im Ganzen giebt der Niederländer das erfreuliche Bild einer arbeitsamen Nation, sei es auch, daß sein Vertrauen zu eigenen Kräften oft das Ansehen von kalter Unempfindlichkeit gewinnt und seine langsame, bedächtige Gleichmüthigkeit zuweilen in Trägheit ausartet. Sein Verstand ist weder umfassend noch erhaben, aber sein Urtheil meist treffend. — Wie in der ganzen Lebensweise der Niederländer, so zeigt sich auch in seinen Wohnungen Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit. Er schmückt seine Zimmer mit Tapeten, Gemälden, Teppichen, eleganten Möbeln und feinen Matten; Kamine und Fußboden der Vorhallen, ja selbst der Höfe, sind aus Marmor. Auch der Landmann hat seine Wände und Kamine mit Fayancefliesen getäfelt und den Fußboden seines Zimmers mit Fußmatten von gebleichten Binsen oder mit wollenen Teppichen belegt. Wohnzimmer, Küchen und Vorhäuser wöchentlich einige Mal zu scheuern, ist unerläßliches Gesetz. Ein für den Ausländer auffallendes Möbel ist das Spucknäpfchen, wovon sich gewöhnlich auf jedem Tische eins oder mehre befinden. Sie sind von Silber, Porzellan oder Fayance, haben die Größe einer Theekanne, einen weiten Bauch und engen Hals, sind zur Hälfte mit Wasser angefüllt, und werden, wenn man sich ihrer bedient, vor den Mund gehalten. Eben so verdienen auch die Wärmstübchen der Erwähnung, deren sich das weibliche Geschlecht, bei dem allgemein herrschenden Mangel an Oefen und da es den Platz am Kamine den Männern überläßt, zur Erwärmung seiner Füße bedient; es sind kleine Fußbänkchen von Holz, die ein irdenes Gefäß mit Torfkohlen enthalten, und an welche die Frauen so gewöhnt sind, daß sie sich derselben überall, selbst in Kirchen und Schauspielhäusern, bedienen. — Die Lebensweise der Niederländer ist äußerst einfach. Der Handwerker und der Landmann hält gewöhnlich nur Eine Mahlzeit, welche aus Kartoffeln oder Fischen, Speck, geräuchertem oder gesalzenem

Fleische, einer Mehl- oder Milchspeise oder aus Häringen besteht. Zum Frühstück und Abendbrot wird Thee und Kaffee mit Brot und Käse genossen. Bei den untern Ständen kommt überhaupt die Theekanne den ganzen Tag nicht vom Tische, wenn sie nicht dem Kaffeegeschirr Platz machen muß. Das Klima und die compacten salzigen Speisen machen starke Getränke nöthig; Jedermann trinkt daher, wenigstens vor Tische, sein Gläschen Wachholderbranntwein (Genever), doch wird man selten einen Betrunkenen antreffen. Taback wird nirgends so viel geraucht, als hier, wo er auch wegen der feuchten, nebeligen Seeluft nöthiger und zuträglicher ist, als anderwärts. Man raucht vom frühen Morgen bis zum späten Abend. — In der Kleidung des Niederländers herrscht Einfachheit. Die vornehmen Klassen kleiden sich im französischen und englischen Geschmack, und prunken nicht mit Gold oder Silber, aber halten auf feines Tuch und schöne Wäsche. Die untern Klassen kleiden sich nur in Tuch von dunkler Farbe. Der alte holländische Bürger trägt wol noch das Kostüm seiner Vorfahren: einen niedrigen, dreikantigen Hut, einen schwarzen Rock, große silberne Hosenschnallen und breite Schuhschnallen, ein großes spanisches Rohr mit silbernem oder goldenem Knopfe. See- und Landleute bekleiden sich gewöhnlich mit einem runden Hut, einem langen weiten Ueberrock von dunklem Tuch, Beinkleidern mit zwei großen Knöpfen am Latz, drei bis vier Brustlatzen über einander, verziert mit silbernen Knöpfen, großen Schuhschnallen und feiner Wäsche. — Der Niederländer ist kein besonderer Freund der Geselligkeit, ihm geht die Gabe heiterer, lebendiger Unterhaltung ab. Die Frauen sind im gesellschaftlichen Umgange lebhafter, gesprächiger, witziger und geistreicher als die Männer. Die Frauen behaupten den Ruhm der Häuslichkeit, Sittsamkeit und ehelichen Treue; sie sind Hausmütter im ganzen Sinne des Wortes und, wie überhaupt die Holländer, religiös.

In den südlichen Provinzen oder Belgien ist die katholische Religion die fast ohne Ausnahme herrschende,

in den nördlichen die protestantische, und zwar wurde bis auf die neueste Zeit die reformirte als die herrschende Religion Hollands betrachtet, so daß nur die Bekenner dieser zu höheren Staatsämtern gelangen konnten, doch mit vollkommener Duldung und übrigens gleichen bürgerlichen Rechten aller anderen Partheien. Daher leben hier nicht bloß Protestanten jeder Art, als Lutheraner, Mennoniten oder Wiedertäufer, Quäcker, Herrnhuter rc., sondern auch Katholiken, Armenier und Griechen in Frieden neben einander. Die Reformirten, als die eigentlichen Landesbewohner, theilen sich, in Hinsicht auf das Kirchliche, in Kirchspiele; mehre Kirchspiele, die sich durch Abgeordnete, Geistliche und Aelteste oder Vorsteher vereinigen, bilden eine Klasse; die Vereinigung der Abgeordneten aller Klassen einer Provinz bilden die Synode.

Die Bewohner der Schweiz.

Die Schweiz ist das höchste Gebirgsland in Europa und besteht, mit geringen Ausnahmen, aus nichts als vielen sich in mannigfaltigen Richtungen durchschneidenden größeren und geringeren Gebirgszügen. Ebenen, in dem Sinne wie bei uns im nördlichen Deutschland, giebt es in der ganzen Schweiz nicht; die Ebenen der Schweiz sind nur etwas weite Thäler zwischen mäßigen Anhöhen. Die Gebirge machen die Schönheit und den Reichthum der Schweiz aus. Am Fuße der höchsten Gebirge, in den Thälern, wird Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau getrieben, nach der Verschiedenheit der Lage und der Beschaffenheit des Bodens. Ueber die angebauten Thäler erheben sich die Waldungen an den Bergen. Weit über die Wälder hinaus bis an die Grenzen des ewigen Schnees erheben sich nun jene herrlichen, mit den seltensten und kräftigsten Pflanzen bedeckten Weiden, hier Alpen genannt. Das Gras, welches hier wächst, ist aber

bei weitem nicht so hoch, als auf guten Wiesen in unseren Ebenen; und es gehört also ein wenigstens doppelt so großer Raum dazu, um eine gleiche Zahl Vieh zu ernähren; auch fehlt es oft im Sommer an Wasser zum Tränken des Viehes. Auf diesen Alpen weiden in der ganzen Schweiz zahlreiche Viehheerden, welche von den Hirten, Aelpler oder Sennen genannt, gehütet werden. Hier werden den kurzen Sommer über jene schönen weltberühmten Käse verfertigt, deren Güte sich stets nach der Höhe der Alp richtet, worauf sie gemacht worden, so daß die Käse der höchsten Alpen denen weit vorgezogen werden, welche, wenn gleich auf schönen Alpen, nur in geringerer Höhe oder gar in den Thälern verfertigt werden. Nur Männer versehen hier das Geschäft des Melkens und der Käsebereitung. Butter wird wenig gemacht und nicht von vorzüglicher Güte. Während des Sommers, welcher hier oft nur 2 bis 3 Monate dauert, wohnt der Senne in hölzernen Hütten, Sennhütten genannt, wo auch der Reisende oft ein Obdach sucht und dann mit der einzigen Kost dieser armen Hirten, Milch, Molken und Käse, fürlieb nehmen muß. Wo die grünen Alpen aufhören, beginnt die Region des ewigen Eises und Schnees, welche die höheren Gipfel bekleiden, und zwar ist diese Grenze oft so scharf abgeschnitten, daß es gar nichts Seltenes ist, daß man den einen Fuß auf grüne Matten, den andern auf Eis setzen, mit der einen Hand den Schnee berühren, mit der andern blühende Pflanzen pflücken kann. Die Berge mittlerer Größe, oder deren Gipfel rund und flach sind, sind gewöhnlich ganz mit Schnee bedeckt; die noch höheren aber, besonders wenn die äußerste Spitze ein scharfer Felsengrat oder eine einzelne Klippe ist, ragen mit diesen nackten Spitzen über das ewige Eis hinaus. Es fällt hier alljährlich eine unendliche Menge Schnee, gefriert an seiner äußern Rinde und wird nur theilweise im heißen Sommer an der Oberfläche geschmolzen. Diese Berge bieten daher zu allen Jahreszeiten das prächtigste Schauspiel dar, besonders wenn bei Son-

nen Auf- und Untergang das ganze Land in Schatten liegt und nur diese höchsten einzelnen Schneekuppen von den Sonnenstrahlen vergoldet und bepurpurt in unbeschreiblicher Majestät einsam hervorragen und glühen; man nennt dies daher auch das Alpenglühen. Was der Berg wegen des schroffen Abhanges nicht zu fassen vermag, das füllt die nahegelegenen Thäler an, in welchen daher im Winter der Schnee unglaublich sich anhäuft. In milderen Thälern lös't die Frühlingswärme diese Schneemassen auf und dort befinden sich dann die schönsten Alpenwiesen. In höher liegenden Thälern kann der Sommer diese Massen nicht überwinden, der Schnee bleibt nun ewig liegen und bildet einen Gletscher oder Firn. Jeder Gletscher, sehr uneigentlich zuweilen Eisberg genannt, ist daher ein mit Schnee angefülltes Thal. Dieser Schnee wird zwar im Sommer zum Theil geschmolzen und das Wasser durchrieselt die ganze Masse; aber überwinden kann die Wärme sie nicht; der nächste Winter verwandelt den halb aufgelös'ten Schnee in Eis und führt neue Massen hinzu. An der Oberfläche, an den Seiten, und vorzüglich im Grunde, wo das Eis die Luft und den Erdboden berührt, schmilzt es am stärksten; daher strömen aus jedem Gletscher mächtige Bäche hervor; diese unterfressen die ganze Masse und bilden zuweilen, in sehr heißen Sommern, da, wo der Bach ihnen entströmt, die herrlichsten Eisgewölbe. Die Gletscher sind im Ganzen genommen in einer beständigen Zunahme begriffen, ja es sind in der neuesten Zeit noch erst welche entstanden, und viele ehemals gangbare Pässe im Hochgebirge sind dadurch verschlossen, manche herrliche Alp davon bedeckt worden. Die Vermehrung der Kälte durch die schon vorhandenen Gletscher und der stete Zuwachs an Schnee erklären dies auch vollkommen. Die Gletscher bedecken alle Bergabhänge und Thäler der höheren Alpen von den Grenzen Tyrols bis zum Mont Blanc; man zählt ihrer über 400, manche einzelne darunter sind 6 bis 7 Stunden lang und 1/2 bis 3/4 Stunden breit; alle zusammen mögen leicht mehr als 50 [] Mei-

len bedecken, und dies sind die unerschöpflichen Quellen der größten Flüsse Europa's, indem mittelbar oder unmittelbar der Rhein, die Donau, der Po und die Rhone daraus getränkt werden. — Die Gletscher werden nur dem unvorsichtigen Reisenden oder dem allzukühnen Jäger gefährlich; größer aber ist die Gefahr, die vielen Einwohnern der Schweiz und jedem im Hochgebirge Reisenden durch die Lawinen droht. Dies sind im Allgemeinen Schneestürze von den Bergen in die Thäler hinab. Hat nämlich der Winter ungeheure Massen Schnee auf den Gebirgen gehäuft, so liegt dieser oft in weit überragenden Massen an den schroffen Felswänden, und die erste Frühlingswärme, ein Windstoß, ja die geringste Erschütterung der Luft, durch einen Ton oder Knall veranlaßt, ist hinreichend, diese so oft unbeschreiblich großen Massen mit vielen Felsstücken vermischt hinabzustürzen, wo sie oft stundenweit Thäler und Wege bedecken, den Lauf der Ströme hemmen und Dörfer und Wälder nicht allein verschütten, sondern zermalmen. Ihre Verheerungen erstrecken sich oft noch mehrere Stunden weiter, als ihre Masse reicht; denn ihr Sturz veranlaßt so furchtbare Windstöße, daß Menschen und Häuser wie vom stärksten Orkan dadurch niedergeworfen werden. Diese Lawinen sind es vorzüglich, welche das Reisen in den hohen Gebirgspässen im Frühjahre so gefährlich machen. Um sich dagegen zu schützen, wenn man an Stellen kommt, wo man aus Erfahrung weiß, daß sich Lawinen häufig ereignen, verstopft man die Glocken der Maulthiere und Saumrosse und zieht mit Vermeidung jedes Geräusches stillschweigend vorüber, oder man schießt auch wohl vorher einige Gewehre ab, um die etwa drohenden Lawinen früher zum Sturze zu veranlassen. Da sie mit einem donnerähnlichen Gebrüll von den höchsten Gipfeln herabstürzen, so hat der Wanderer oft noch Zeit, sich in eine nahe Höhle, oder unter einen Felsenvorsprung zu retten; auch sind wol an den gefährlichsten Stellen in geringer Entfernung von einander solche schützende Vertiefungen in die Felsen ge-

hauen. Wer aber dennoch von der Lawine überrascht wird, ist rettungslos verloren, weil der Schnee so fest ist, daß er Alles zerschmettert, und die Masse überdies so bedeutend ist, daß das Ausgraben meistens unmöglich wird. — Die Schweizer sind meist deutschen Ursprungs und im Allgemeinen ein trefflicher Menschenschlag von kräftiger Gestalt und edler Sinnesart. Treu haben sie ihren ursprünglichen Character bewahrt, mit dem sie unerschütterlich an ihrem Vaterlande und den Sitten ihrer Vorfahren hangen. Daher nimmt hier, wie in keinem anderen Lande, der Bürger und Landmann die lebhafteste Theilnahme an dem Gemeinwesen, an vaterländischem Alterthum und Geschichte. Treue und Redlichkeit ist ein Ruhm, den die Schweizer sich von alten Zeiten her erwarben, und hat auch der Einfluß neuerer Zeiten hie und da nachtheilig auf die Bewohner gewirkt, so kann dies doch nur als Ausnahme betrachtet werden. Neben den Characterzügen, die allen Schweizern gemein sind, finden sich übrigens bei den Bewohnern eines jeden Kantons, ja man könnte sagen, jeder Stadt und jedes einzelnen Thales, besondere Eigenthümlichkeiten der Sitten, Sprache und Tracht. Wer Gelegenheit hat, einem der großen Viehmärkte beizuwohnen, die am ersten Dienstage eines jeden Monats, als Geschäftstag für das Hauptgewerbe des ganzen Landes, eine außerordentliche Menge Landleute aus allen Gegenden Berns und den benachbarten Kantonen in Bern versammeln, wird am besten ein Bild von der Gestaltung, Kleidung, Sprache und dem sittlichen Character der unter einander eigentlich so verschiedenen Volksstämme erhalten, welche die Gegenden von den Hochalpen bis zum Jura bewohnen. Hier sieht man noch so manche echte Celten, wie sie Tacitus beschreibt, Männer und Weiber von kräftigem Baue und blühender Gesichtsfarbe; junge Mädchen von schönem und zarten Wuchse, mit langem blonden Haare, blendend weißer Haut, frischen rothen Lippen. Die Kleidertracht der Männer ist weniger verschiedenartig, als die des weiblichen

Geschlechts, und nur durch die Farbe des Tuches unterscheidet sich z. B. der Rock des Oberländers von dem der Bewohner der Gegenden zwischen den Seen. Aber bei den Weibern sieht man fast in jedem Kantone eine andere Tracht. Im Allgemeinen unterscheiden sich in der Schweiz die Mädchen von den Weibern durch lange, den Rücken herabhängende Haarflechten, welche die letzteren aufgewunden tragen.

Die Wohnungen der Mehrzahl des Volkes sehen dürftig und finster aus; nur die Häuser der wohlhabenden Landleute haben, so lange sie neu sind, ein sauberes und gefälliges Ansehen, das ihnen der glänzende Anstrich des hölzernen Fachwerks und der vielen kleinen Fenster giebt. Auffallend sind an den meisten schweizer Bauernhäusern die großen, gewöhnlich mit Stroh gedeckten, vorschießenden Dächer. Dieses vortretende Dach geht bei einigen Häusern bis auf 6 oder 7 Fuß von der Erde herab, so daß behufs der größeren Thüren an der Scheune, die mit dem Stalle gewöhnlich zusammenhängt, Einschnitte in das Dach gemacht werden müssen, damit die Wagen oben nicht anstoßen. Der Vorschuß geht rings umher und bedeckt mithin einen hiedurch gegen Regen und Schnee geschützten Raum, der fast so groß ist, als das Haus selbst. Hier stehen die Ackergeräthe, die Karren, das Brennholz, und hier sind auf dem Erdgeschosse Gallerien angebracht, welche zum Sonnen der Milchgefäße, zum Trocknen der Wäsche und auch zuweilen der Familie zum Aufenthalte dienen. — Manche patriarchalische Sitte hat sich in der Schweiz erhalten. So ist überall noch der uralte Gebrauch des Chiltens oder Chiltganges, d. h. ein Nachtbesuch eines Liebhabers in der Schlafkammer seines Mädchens. Es gehen nämlich, besonders des Sonnabends und Montags, die ledigen Jünglinge, bald allein, bald in Gesellschaft, zu Chilt bei ihren Schönen. Der Chiltgänger nimmt, nachdem er das Haus sorgfältig umgangen, seine Richtung nach den Obergartenfenster, wo sein Liebchen, ungleich seltner schlafend, als wachend und angekleidet, ihn erwar-

tet. Mit kühnem Sprunge erklimmt er den ungeheuern Holzstoß, der bis an den Giebel reicht, und steht am Fenster. Ein leiser Zuruf öffnet den unbequemen Eingang. „Gottwilche" (Gott zum Willkommen) ertönt es aus dem Munde des Jünglings, und „Gottwilche" antwortet das Mädchen. Hierauf wird das kleine Fenster geöffnet, eine Erfrischung von Kirschwasser und Lebkuchen gereicht, und je nach Anzahl der Gäste wird nun gesungen und gescherzt, bis die Morgendämmerung zum Abschied auffordert. Die Nachtzeit wirft allein eine Art von Schatten auf diese Zusammenkünfte, wo es im Allgemeinen sehr anständig zugeht und bei unschuldigen Liebkosungen sein Bewenden hat, so daß Freiheiten, die man sich öffentlich nicht erlaubt, auch hier in der Regel weder genommen, noch gestattet werden. Bei der Vertraulichkeit dieser nächtlichen Zusammenkünfte erscheint es auffallend, wie schwer es an vielen Orten hält, beide Geschlechter zu einem gemeinschaftlichen Tanze zu bewegen. Zahlreich finden sich zwar die jungen Bursche (bis ins 30. Jahr gewöhnlich Knaben genannt) und Mädchen alle Sonntage in der Dorfschenke ein, allein fast immer tanzen die jungen Bursche unter sich allein, und die Mädchen sehen zu oder beginnen im anstoßenden Gemache einen eigenen Reihen.

In religiöser Hinsicht bekennen sich die Schweizer theils zur katholischen, theils zur reformirten Kirche, und zwar so, daß einige, die kleineren oder sogenannten alten Kantone, ganz katholisch, andere, die größeren, ganz reformirt sind, aber beide mit gleichen Rechten neben einander stehen. Im Ganzen ist es auch hier, wie in Europa überhaupt: nämlich im Norden ist der Protestantismus, im Süden der Katholicismus überwiegend.

